

Max Halbe

Die Friedensinsel

LIWI

LITERATUR- UND WISSENSCHAFTSVERLAG

Max Halbe

Die Friedensinsel

Ein historischer Martin-Opitz-Roman

Durchgesehener Neusatz, diese Ausgabe folgt dem Erstdruck:
Sämtliche Werke Bd. 14, Verlag Bergland-Buch, Salzburg 1945.

Neuausgabe, Göttingen 2020.

Umschlaggestaltung und Buchsatz: LIWI Verlag
Buchumschlag unter Verwendung des Porträts »Martin Opitz«,
Bartholomäus Strobel, zwischen 1636 und 1637.

LIWI Literatur- und Wissenschaftsverlag

Thomas Löding, Bergenstr. 3, 37075 Göttingen

Besuchen Sie uns auch im Internet: liwi-verlag.de

Druck: BoD GmbH, In de Tarpen 42, 22848 Norderstedt

ISBN: 978-3-96542-373-2

1

In der Morgenfrühe des 31. August 16.. verließen zwei Reiter von vornehmem, jedoch ungleichartigem Ansehen das geöffnete Tor ihrer Nachtherberge zu Marienburg und sprengten durch die nebelfeuchten Gassen der alten Ordensstadt, am Burggraben vorbei, nach dem abschüssigen Ufer des Nogatstromes und zur Anlegestelle der Fähre, die sich jedoch gerade auf der gegenüberliegenden Stromseite befand. Es hieß also sich in Geduld fassen. Beide Reiter sprangen von ihren Gäulen, übergaben sie der Obhut eines eifertig sich nähernden Wärters und gingen am Strande des breiten, schnell dahinsprudelnden Wassers gemächlich einige Schritte nebeneinander her.

»Das wäre dann also die in allen deutschen Landen hochberühmte Ordensburg der weiland Brüder vom Deutschen Hause?« sagte der ältere der beiden, der Herzogl. Rat Opitz von Boberfeld, der mit seinem brünetten, lang auf den modischen Spitzenkragen herunterfallenden Haupthaar, dem schwarzen Knebelbart und der schlanken, kaum mittelgroßen grazilen Gestalt auffallend gegen seinen hünenhaft soldatischen Begleiter abstach, und ließ seinen forschenden Blick zu dem über ihm wuchtenden roten Gemäuer des Hochschlosses emporsteigen. »Soweit mich auch mein eingeborenes Fatum durch Europiens Lande hin und her verschlagen hat, niemals hätte ich geglaubt, daß es mich auch einmal bis hierher, fast bis in die ultima Thule, an die Bernsteinküste und in das Land der Pruzzen tragen würde.«

»Ihr werdet ein reiches und gesegnetes Land finden, Herr Herzogl. Rat von Boberfeld,« entgegnete der also Angeredete, Hauptmann Gerhard von Proen. »Es weiß seine Söhne zu nähren und läßt tüchtige und tapfere Frauen für sie wachsen. Um der kommenden Geschlechter willen.«

»Wofür in Eurer ragenden Gestalt, Herr Hauptmann, ein leibhaftiges Exemplum vor mir steht,« bemerkte Opitz mit höflicher Verneigung und anerkennendem Seitenblick.

Hauptmann von Proen machte eine abwehrende Bewegung. »Zuviel des Lobes, Herr von Boberfeld: Leider nur Mittelmaß! Mein Vater, Gott hab' ihn selig, maß sechs Fuß vier Zoll, um eine Kopfeslänge mehr als ich.«

»Wahre Enaksöhne!« warf Opitz hin.

»Wie es dem Mutterschoß unseres Boden« gemäß ist, Herr Herzogl. Rat,« erwiderte Proen.

Opitz hatte ein melancholisches Lächeln.

»Man könnte Euch um Eure glühende Heimatliebe beneiden, Herr Hauptmann von Proen. Nicht etwa, daß es uns gebürtigen Schlesiern daran fehlte. Ihr wißt, ich komme von Silesias heitern Auen.«

»Nicht nur ich – vielmehr die Welt weiß es, Herr von Boberfeld!« fiel Proen ein und erhob salutierend die Hand.

»Ihr schmeichelt mir, Herr Hauptmann!« wehrte Opitz ab. »Wenn Ihr vor ›Welt‹ das Wörtchen ›deutsch‹ einschieben und sagen würdet, die *deutsche* Welt weiß es, wo Martin Opitz von Boberfeld einst ans Licht stieg, so könnte es vielleicht stimmen. Aber laßt mich meinen Faden wieder aufnehmen. Ich sagte, ich beneide Euch um Eure Anhänglichkeit an Euren heimatlichen Boden. Nun denn! In mir seht Ihr, wiewohl einen geborenen Schlesier, dennoch einen gänzlich Heimatlosen vor Euch!«

Er wandte sich mit einer abschüttelnden Gebärde ein wenig zur Seite, wie um eine aufsteigende Bewegung zu verbergen, und fuhr dann sich räuspernd mit fester Stimme fort.

»Seit zwanzig Jahren – bildlich gesprochen, seit ich die toga virilis trage – scheint es mir in den Sternen bestimmt zu sein, daß ich unsterblich, gleich einem neuen Ahasver, durch alle Lande Europas irren muß und nirgendwo festen Fuß zu fassen vermag, sei es nun im dänischen Jütland, am Strande des Skagerrak, sei es am südlichen Fuß der Transsylvanischen Alpen, beim Siebenbürger Fürsten Bethlen Gabor, sei es auch in der Metropole Lutetia oder in den Generalstaaten oder anderswo.«

Er hielt inne, schien zu überlegen und sprach dann in seinem etwas singenden Tonfall weiter, der Proen schon am ersten Tage dieser gemeinsamen dreitägigen Reise von Thorn nach Marienburg aufgefallen war.

»Seht, Herr Hauptmann! Um das schlimme Wort von der ermangelnden Heimatliebe zu rechtfertigen: vor ein paar Jahren schien es, als sollte das Glück, das jeder einfache Bauers- und Bürgersmann sein eigen nennen kann, das Glück einer festgegründeten Heimat, auch mir noch zuteil werden.«

»Ihr spracht schon gestern davon, Herr von Boberfeld,« warf Proen ein.

»So? Sprach ich davon? Nun gut! So wißt Ihr's denn. Ihr habt ja die beiden hohen Herren, die mir seinerzeit auf schlesischem Boden eine Freistatt gaben, am königlichen Hoflager zu Thorn kennengelernt, die Herzöge von Brieg und von Liegnitz. Sie nahmen sich in großherziger Liberalität des Mannes der Feder an, als er wieder einmal, bar jeder Subsistenzmittel, am Ende seines Lateins war und vor dem höhnisch grinsenden Nichts stand.«

»Und sind jetzt selbst ins Exil verschlagen, Eure beiden Herzöge, bei ihrem polnischen Vetter,« bemerkte Proen.

»Die Kriegsfurie verschont niemand und nichts, sei er auch noch so hoch- und

edelgeboren,« erwiderte Opitz, »und kein Thron steht fest genug in diesem von Gott Mavors selbst regierten Zeitalter. Hätte man nicht, als auf der Lützenser Walstatt der große Schwedenkönig Gustavus Adolphus von der Kugel der Pappenheimer dahingerafft wurde und gar als im vorigen Jahr zu Eger der kriegsgewaltige Friedländer den Partisanen der kaiserlichen Verschwörer erlag, hätte man da nicht erwarten sollen, es werde nun endlich des Blutvergießens und der Selbstzerfleischung in deutschen Landen ein Ende sein?«

»Nur ein kurzes Aufatmen war's,« rief Proen. »Wie um sich zu sammeln und Luft zu schnappen!«

»Und die Kriegsfurie streckte von neuem ihre mörderischen Krallen aus! Noch gab es ja mein schönes Schlesierland, das so lange verschont geblieben war! Herein brach die Vernichtung über die blühenden Fluren! Über die friedsamten Städte und Dörfer der Odergaue! Und vorbei war es auch mit Schutz und Schirm meiner hochmögenden Gönner, des Brieger und des Liegnitzer Herzogs, für den heimatlosen Verfasser der ›Deutschen Poeterey.«

Proen legte begütigend seine Rechte auf den Arm des Dichters.

»So Gott will, wird Euch nun hier im Preußenlande ein neues Glück erblühen, dem Ihr in ganz Europa vergebens nachgejagt habt. Meine Heimat und die so vieler wackerer Männer, über deren Zahl in Danzig Ihr staunen werdet, wird auch die Eure werden und Euch für immer in unseren Mauern festhalten.«

»Ja, und wem anders verdanke ich diese unerwartete Wendung, als wiederum dem vortrefflichen Johann Christian, meinem Liegnitzer Herzog? Hätte *er* mich nicht auf seiner eiligen Flucht nach Thorn zum polnischen Hoflager in seinem Gefolge mitgenommen und seinem erlauchten Schwiegersohn, dem Herrn Reichsgrafen von Dönhof, in empfehlende Erinnerung gebracht, niemals hätte der mich in seinen Kreis gezogen und niemals wäre dann das Auge der polnischen Majestät, König Wladislaws IV., auf mich gefallen, als dessen Sendbote ich diese Reise nach Danzig unternehme.«

Der Danziger Hauptmann, als ein gottesfürchtiger Mann, der er war, nickte beifällig.

»So mögt Ihr denn, Herr Herzogl. Rat, in alledem deutlich den Finger des Allmächtigen wahrnehmen, der Euch nach allem Ungemach den Weg zu Eurem Heil weisen will.«

Martin Opitz, der nach allen Erfahrungen seines Lebens ein unbedingter Fatalist war und in Fragen der Religion nicht auf sehr sicheren Füßen stand, erwiderte, um seinem glaubensfesten Gefährten nicht gerade vor den Kopf zu stoßen, mit einer mehr ins allgemeine gehenden Bemerkung, es unterliege wohl keinem Zweifel, daß immer wieder gewisse Persönlichkeiten vom Schicksal besonderen Leiden und Widerwärtigkeiten unterworfen würden, damit dann am Ende des Kampfes die Krone des Sieges um so heller auf ihrem Haupt erstrahle. Ein besonders einleuchtendes Exemplum hierfür biete die Mythologie der Griechen mit den zwölf Arbeiten des Herakles.

Das Klirren und Rasseln einer Ankerkette aus nächster Nähe unterbrach das Gespräch der beiden Männer. Die Fähre war auf dem diesseitigen Nogatufer gelandet und wurde an den eichenen Pfosten befestigt. Der Pferdewärter, seinem Äußeren nach wohl ein Pole, geleitete die beiden bereits unruhig gewordenen Gäule auf die Fähre hinüber und stand in Erwartung seines Trinkgeldes mit abgezogener Pelzkappe auf den Holzplanken. Da in dieser frühen Morgenstunde außer den beiden Fremden noch niemand nach dem gegenüberliegenden Dorf übersetzen wollte, so war es des Aufenthaltes nicht lange, und schon nach ein paar Minuten befanden sich Opitz und Proen inmitten der reißenden Strömung. Erst hier entfaltete sich das Bild der weit stromauf und stromab hingestreckten Burganlage des Ordenshaupthauses in ihrer vollen Wucht und Größe. Noch braute der Morgennebel des beginnenden Herbstes um Zinnen, Giebel und Dachfirste des gewaltigen Baues, nur hier und da ein Stückchen helles Ziegelrot lüftend und wieder verschleiern.

Opitz stand an das Geländer der Fähre gelehnt, in den gewaltigen Anblick des Ordenschlosses versunken. Sein durch die Rundungen der zeitgenössischen Spätrenaissance und des anhebenden Barocks erzogenes Auge folgte der aufwärts gerichteten spitzbogigen Zielstrebigkeit und Eckigkeit des gotischen Gesamtbaues nur mit innerem Widerstreben, wenn auch die majestätische Sprache dieser ragenden Mauern und Zinnen, die von der noch ungebrochenen Kraft eines vergangenen Zeitalters kündete, nicht ohne Eindruck auf die hochgebildeten Nachfahren blieb. Nur der vorspringende Trakt des Hochmeisterpalastes, dem sie sich gerade gegenübersehen, fand mit seiner fremdartig maurischen Fassade den uneingeschränkten Beifall des Renaissance-Humanisten, ganz im Einklang mit dem Urteil des Danziger Patriziers Proen. Beide Männer waren sich darüber einig, daß es sich hier um ein merkwürdiges Einschießel handle, das von irgendeinem aus Welschland gekommenen Baumeister herrühren müsse. Seien denn die deutschen Ritterbrüder nicht selbst, rief Proen, wie aus der Überlieferung und den Chronikbüchern männiglich bekannt, ihrem ganzen Ursprung und ihrer Totalität nach aus Welschland, wohl gar aus dem Heiligen Lande, herübergekommen? Sei es also zu verwundern, daß sich hier in ihrem Schloßbau noch dieses sarazenische Memento erhalten habe? Eine Erklärung, der auch der unterrichtete Opitz seine Anerkennung nicht versagen konnte, indem er ein Kompliment für Proen daran knüpfte, das dieser jedoch in aller Bescheidenheit für seine Person ablehnte und nur für den allgemeinen Danziger Bildungsstand gelten ließ.

Während sie noch so hin und her diskutierten, stieß die Fähre drüben am linken Nogatufer an Land, daß es knirschte. Proen ergriff die Zügel seines braunen Wallachs, Opitz den seiner Fuchsstute, und beide schwangen sich in den Sattel. Ein lehmiger Klüternweg, von struppigen Weidenstümpfen gesäumt, führte durch ein tiefgelegenes, von breiten schilfigen Wassergräben durchschnittenes Niederungsland, zwischen Stoppelfeldern und morastigen Wiesen in

weitem Bogen gegen den Horizont, wo eine ferne Kirchturmnadel das erste größere Dorf auf dem Weg nach Danzig vermuten ließ. Beide Reiter mußten auf dem groben Triftwege ihre Gäule fest im Zügel halten, um nicht ins Stolpern zu kommen. So gab es sich, daß sie eine Zeitlang; schweigend nebeneinander herritten, nur des nächsten Schrittes achtend, ein jeder mit sich selbst und seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Es war erst wenig mehr als eine Woche her, seit Opitz und Proen, der Mann der Feder und der Mann des Degens, sich am Hoflager des polnischen Königs Wladislaw IV. zu Thorn zum erstenmal begegnet waren und bald Gefallen aneinander gefunden hatten. Wichtige Anliegen hatten die beiden Männer an den polnischen Hof geführt. War es diese Gemeinsamkeit der Interessen, die sie in der fremdstämmigen Umgebung verbunden hatte? Oder hatte vielleicht gerade die Gegensätzlichkeit ihrer Persönlichkeiten ebensowohl wie ihrer bisherigen Lebenskreise sie einander nahegebracht?

Opitz mußte, nachdem eigene Ruhelosigkeit und die Stürme des kriegerischen Zeitalters sein Lebensschifflein immer wieder stranden lassen, auf das ernstlichste einen stillen und ungefährdeten Hafen, abseits der über Deutschland daherrollenden Kriegswogen, zu erreichen trachten. Er näherte sich den Vierzig, zählte also für das eigene und für das herrschende Zeitgefühl nicht zu den Jüngsten mehr. In schwermütigen Augenblicken, die diesen Sanguiniker öfter, als ihm lieb war, anwandelten, glaubte er manchmal, daß es ihm in den Sternen bestimmt sei, als ein Unvollendeter in der Brandung versinken und niemals des rettenden Ports habhaft werden zu sollen, von dem aus er mit der *aequitas animi* des Horaz, mit jenem vielberufenen Gleichmut der Seele auf die hinter ihm liegenden Kämpfe und Nöte seines Lebens würde zurückblicken können. So hatte es ihn, als sein generöser Beschützer Johann Christian, der Liegnitzer Herzog, sich vor dem hereinbrechenden Ungewitter zu seinem polnischen Vetter flüchten mußte, mit aller Macht hinterher und in die weitab vom Kriegsschauplatz liegende Weichselfeste getrieben. Mochte die Glücksgöttin ihm hier unter Sarmatiens weitem Ostlandhimmel noch einmal das Los werfen!

Gerhard von Proen, der Sprößling einer vor hundert Jahren von Kaiser Karl V. geadelten und bald nachher aus Antwerpen nach Danzig eingewanderten flämischen Patrizierfamilie, war nach Thorn gekommen, um bei König Wladislaw, in dessen Gunst er seit gemeinsam verlebten Jugendjahren stand, wegen Besitzstreitigkeiten mit der polnischen Schlachta vorstellig zu werden. Es handelte sich um die nicht allzu fern von Danzig gelegene Starostei Sobowitz, die Proen vor einigen Jahren als erbliches Lehen von der polnischen Krone erworben hatte. Er war darin dem Beispiel anderer Danziger Geschlechter gefolgt, die es sich zur Gewohnheit gemacht hatten, ihre im Holz- und Getreidehandel mit England und den Niederlanden gewonnenen Reichtümer möglichst sicher in benachbarten Landgütern anzulegen. Da nun der ansässige Landadel, der polnische wie der deutschblütige, diesem ihn beengenden

Ausdehnungsdrang des Patriziats der größeren preußischen Städte sich abhold zeigte und ihm durch vorbeugende Schritte beim polnischen Reichstag und bei der polnischen Krone zu begegnen suchte, so war auch Gerhard von Proen als einem Danziger Stadtbürger das Recht bestritten worden, königliche Lehnsgüter, wie eben Sobbowitz eines war, zu pachten und zu besitzen. Ein solches Recht stehe nur den preußischen Städten selbst, nicht aber ihren Bürgern zu. Der hieraus erwachsene Prozeß vor polnischen Gerichten, in dem der Rat der Stadt Danzig entschiedene Partei für Proen ergriffen hatte, war schließlich bis vor den polnischen Reichstag und den König gelangt. Proen hatte, nach mehrtägigem Aufenthalt am königlichen Hoflager, Thorn mit der Überzeugung verlassen, daß der Streitfall dank der persönlichen Einwirkung von König Wladislaw zu seinen Gunsten entschieden werden würde. Er hatte sich auf Ostern des vergangenen Jahres 1634 mit der kaum siebzehnjährigen Anna von Schwarzwald, einer Tochter aus dem hochangesehenen Danziger Patrizierhause, verlobt. Schloß Sobbowitz mit dem angrenzenden See und ausgedehnten wildreichen Forsten hatte er sich als Morgengabe für sein noch wenig heiratslustiges Bräutchen ausersehen. Stand nicht zu hoffen, daß die Lockung des ansehnlichen Herrschaftssitzes stark genug sein werde, um den annoch allzu spröden Sinn der schönen Anna, wie sie allgemein in der Stadt und bei Verwandten und Bekannten hieß, zu erweichen und sie einem baldigen Ehebunde mit ihrem um achtzehn Jahre älteren Verlobten geneigt zu machen? Frohgemuten Sinnes hatte Gerhard von Proen, seines Zeichens Danziger Feldhauptmann in den nun bald dreißig Jahre währenden Kriegshändeln zwischen der schwedischen und der polnischen Krone, sich in Gesellschaft seines in Thorn zu ihm gestoßenen neuen Reisegefährten, des weithin in deutschen Landen berühmten Dichters Opitz, auf den Heimweg nach Danzig gemacht.

Wenn die dorthin führenden aufgeweichten Niederungswege nach den Regengüssen der letzten Woche nicht gar zu beschwerlich und morastig geworden seien, äußerte der Hauptmann, das beiderseitige lange Schweigen unterbrechend, und wenn zudem auch die Überquerung der breiten Stromweiche unweit des Danziger Hauptes mittels der dort betriebenen Fähre nicht allzuviel Zeit in Anspruch nehme, so könnten sie noch vor Abend über den Langen Markt, den berühmten Schmuckplatz der Stadt, reiten, allwo man vor etwa zehn Jahren, Anno 24, dem dreizackschwingenden Gott Neptun als der leibhaftigen Inkarnation der see-gewaltigen Stadt ein ehernes Monument inmitten eines admirablen Brunnens errichtet habe. Allerdings werde man, um das Ziel zu erreichen, die Gäule, die schon beinahe am Einschlafen seien, etwas in Schwung bringen müssen und dürfe sich auch unterwegs keinem längeren Rast in einem der Dorfkrüge hingeben, die ohnehin schmutzig und wenig einladend seien.

Opitz konnte diesem abfälligen Urteil seines landeskundigen Gefährten nur beipflichten. Was er auf dem dreitägigen Ritt durch das ehemals deutsche, nun schon seit bald zweihundert Jahren polnische Ordensland Preußen an verkommenen Straßen, schmutzigen

verwahrlosten Städtchen, Flecken und Dörfern wahrgenommen hatte, konnte sich mit den schlimmsten Eindrücken aus Bethlen Gabors siebenbürgischem Karpatenlande messen, wo Opitz, nicht unähnlich seinem großen Vorgänger Ovidius einst in Tomi, ein paar bittere und traurige Jahre des Exils verbracht und, um sein Leben zu fristen, den harten siebenbürgischen Bauernköpfen lateinische Brocken eingehämmert hatte.

Polnische Wirtschaft! Wie oft hatte er dieses Wort des Ärgernisses auf der jetzigen Reise aus Proens Munde vernommen! Es schlug kurz und bündig alle Einwände nieder, die man etwa aus gutwilligem Herzen zugunsten des gegenwärtigen Regiments hätte vorbringen mögen. Und doch war unverkennbar ein Unterschied, seit sie Marienburg heute früh verlassen hatten. Große ansehnliche Bauernhöfe, meist Fachwerkbauten niedersächsischen Stils, mit behäbigen Vorlauben, säumten die Dorfstraßen, auf denen die beiden Reiter ihren Weg nach Danzig verfolgten. Ställe und Scheunen bildeten einen stattlichen Geviertraum zur Seite des jeweiligen Hofes und befanden sich, ganz im Gegensatz zu den dörflichen Bildern der zwischen Thorn und Marienburg zurückgelegten Wegstrecke, in einem meist guten und wohlhaltenen Zustande. Hübsche, durch Staketenzäune gegen die Dorfstraße abgegrenzte Baum- und Obstgärten gehörten zu jedem der größeren Höfe und legten durch obstbeladene Zweige Zeugnis ab von liebevoller Pflege durch fleißige Hände. Kein Zweifel! Es war ein Bild von bäuerlicher Wohlbehäbigkeit, nicht selten von Reichtum, das sich den Blicken darbot. Daß dies allerdings nur die vornehme Schauseite des dörflichen Bildes war und jenseits der Dorfstraße, am Außenrande der Dörfer, schmutzige baufällige Katen, darunter auch jene von Proen so genannten »wenig einladenden Dorfkrüge«, die Kehrseite des Bildes zeigten, entging Opitzens reisegeübten Augen nicht. Er enthielt sich jedoch, in Rücksicht auf den Heimatstolz seines Begleiters, jeder Bemerkung hierüber, und fragte nur, ob dies nun, im Gegensatz zu den bis vor die Tore Marienburgs durchrittenen polnischen Dörfern, solche von deutschen Bauern bewohnte und bewirtschaftete seien.

»Es sind alte deutsche Dörfer,« bejahte der Danziger mit Nachdruck. »Sie stammen noch aus der Zeit des Ordensregiments. Beachtet wohl den Unterschied von dem, was wir in den letzten Tagen zu sehen bekamen. Auf diesen Niederungsboden hat sich noch kein polnischer Schlachziz den Fuß zu setzen getraut.«

»Und warum das nicht?« forschte Opitz.

»Die Niederungsbauern lassen keine Polen heran. Es geschieht schon des Glaubens wegen, daß sich kein Pole hier niederläßt.«

»So sind hier alles Evangelische?«

»Und Mennoniten in nicht geringer Zahl!«

Opitz sah seinen Begleiter verwundert an.

»Mennoniten? Also Wiedertäufer? Ich bin ihnen vor Jahren in den Niederlanden begegnet.

Sie schienen mir dort wohlgelitten zu sein.«

»Nicht allenthalben,« erwiderte Proen. »Nicht in den spanischen Niederlanden. Auch mancherorten nicht in den Generalstaaten. Man hat sie in den letzten Zeitläuften ihres Glaubens wegen arg angefochten. Da sind sie hierher ins Preußenland gekommen!«

»Und hat man sie hier toleriert?«

»Ja, man toleriert sie trotz ihrem Nonsens vom Taufsakrament. Wie man ja bei uns in Danzig auch den Baptisten und sogar den Jesuitern freien Weg läßt, nur daß sie ihren Gottesdienst außerhalb der Stadtmauern verrichten müssen.«

Opitz richtete sich im Sattel auf. Es war hier etwas, das an seine in hartem Gewissenskampf errungene Überzeugung ging.

»Es sollte jedem Christenmenschen, ja, wenn es nicht zu kühn ist, jedem Wesen generis humani freistehen, auf seine Weise zu seinem Herrgott zu beten.«

Die Sonne dieses letzten Augusttages war zur Mittagshöhe emporgestiegen und brannte heiß auf die unabsehbare Weite des flachen, fast nur mit Weidenbäumen bestandenen Stromlandes hernieder. Auch die wenigen Nebelschwaden, die noch da und dort auf den Wiesen und Stoppelfeldern gelegen hatten, waren von ihr aufgesogen worden und segelten als kleine weiße Wölkchen am Firmament dahin. Ein leichter Wind hatte sich von Norden her, von der nicht mehr allzu fernen See, aufgemacht und kühlte die heißen Stirnen der beiden Reiter. Der Feldhauptmann parierte sein Pferd und lud seinen nachdenklichen Gefährten ein, mit ihm abzusitzen und sich von dem mitgeführten Proviant aus ihren Schnappsäcken ein leidliches Mittagsmahl zu rüsten. Man brauche dann bis zum Abend nicht mehr einzukehren und könne in gutem Trab auf dem jetzt menschlich gewordenen Wege in zwei Stunden die Weichselfähre oberhalb des Danziger Haupts erreichen. Hoffentlich werde ihnen die dort kampierende schwedische Besatzung keinen Strich durch die Rechnung machen.

Was es mit dieser schwedischen Besatzung für eine Bewandtnis habe, fragte Opitz, indem er dem Beispiel seines soldatischen Begleiters folgte, vom Pferd abstieg und sich am Wegrande im Halbschatten eines niedrigen Weidengebüsches niederließ. Proen hatte seinem Schnappsack einen Laib Brot, Wurst und Schinkenspeck entnommen und breitete alles zwischen sich und Opitz auf seinem untergelegten Feldmantel aus. Besagte Okkupation rechtmäßigen Danziger Territorii durch schwedisches Kriegsvolk, sehr wider den Willen und Protest des Danziger Rats, rühre noch, so erklärte er, aus der Verlassenschaft des verewigten Schwedenkönigs Gustavi Adolphi her, dem hierzulande durchaus kein so dankbares Gedächtnis bewahrt werde, wie etwa bei den evangelischen Ständen im Reich, da er Anno 26 diesen ganzen Landstrich mit Krieg überzogen wegen Thronstreitigkeiten noch aus der Großvaterzeit mit den polnischen Wasas und allenthalben wie ein regelrechter Attila gehaust habe. Es sei ja dann allerdings ein mehrjähriger Waffenstillstand zwischen der schwedischen und

der polnischen Krone, zwischen den beiden feindlichen Vettern vereinbart worden. Die schwedische Einquartierung aber sei am Danziger Haupt verblieben. Eben jetzt jedoch seien Friedensverhandlungen der feindlichen Parteien im Gange, die, wenn nicht alles trüge, zu einem Einvernehmen zu führen schienen. Dann werde wohl auch für die ungebetenen Gäste am Weichselufer die Stunde der Abreise geschlagen haben.

Opitz hatte Proens Bericht mit lebhaftem Anteil aufgenommen. Es war noch nicht so lange her, daß er im Auftrage seiner beiden Gönner, des Liegnitzer und des Brieger Herzogs, im Pommerschen Hauptquartier der Schwedischen beim Kanzler Oxenstierna geweilt und die nordische Begehrlichkeit nach altem guten deutschen Land kennengelernt hatte. Er hatte seiner ganzen doch gewiß nicht geringen diplomatischen Geschicklichkeit und Redekunst bedurft, um den hartgesottenen Schwedenkanzler mürbe zu machen und ihn zu einer noch vorläufig abwartenden Haltung zu bestimmen. Wie kurz auch dieser Aufschub nur gewesen war, mußte er sich nach den jüngsten Ereignissen selbst sagen. Aber wer vermochte denn in die Speichen des Schicksalsrades einzugreifen, das in diesen Zeitläuften sich wie rasend zu drehen schien.

»Greift zu, Herr Herzogl. Rat!« mahnte Proen. »Und schüttelt die tristen Gedanken ab, die man Euch von der Stirn ablesen kann. Wir Danziger sind von je Freunde eines guten Happens gewesen. Zumal wenn wir noch einen ordentlichen Schluck Aquavit drauf setzen können. Da! Hier!« fuhr er fort und angelte aus der Tiefe seines Felleisens eine bauchige Flasche ans Sonnenlicht. »Alter Wacholder! Noch aus dem vorigen Jahrhundert! Die, die ihn destillierten, deckt längst der Rasen. Trink! Trink! Das hält Leib und Seele zusammen.«

Der Dichter, der als Kind des Ostens die Labung eines guten Branntweins zu schätzen wußte, kippte den wasserhellen feurigen Tropfen mit einem entschlossenen Zug hinunter und fühlte es wie neues Leben durch die Adern rinnen. Proen tat ihm Bescheid und klopfte sich genießerisch auf die Magengrube. Die beiden am Grabenrand weidenden Gäule schienen auch wieder zu Kräften gekommen zu sein. Sie wieherten unternehmungslustig einer auf der nahen Wiese dahinjagenden Pferdekoppel zu und schienen es ihr nachtun zu wollen, als Proen und Opitz nun wieder aufstiegen und sich in die Steigbügel legten.

Das Fieber der Schnelligkeit erfaßte die beiden Reiter. Vor ihnen lockte der schon herbstliche Silberglanz der Ferne. Altweibersommerfäden streiften ihre Gesichter, hingen sich an Mund und Augenbrauen. Felder, Äcker und Wiesen flogen vorbei. Rechts und links des Weges, näher und ferner, überall graste schwarz- und weißgeschecktes Rindvieh auf den trotz der Jahreszeit noch saftigen Weiden. Gänseherden stoben vor den Hufen der trabenden Pferde auseinander.

»Welch schönes reiches Land!« rief Opitz seinem Begleiter zu. »Es ruft mir meine jungen Jahre in den Niederlanden zurück, denen es in gar vielen Punkten gleicht.«

»Ihr werdet eine neue Jugend bei uns erleben!« gab der Danziger zurück und winkte ihm fröhlich zu.

Am westlichen Horizont zeigte sich eine langgestreckte dunkle Erhebung, der sie entgegenritten. In diesem meeresnahen, unter dem Wasserspiegel gelegenen Tiefland nahmen sich alle Dinge der Ferne größer und auf eine nicht ganz erklärliche Weise unwirklicher aus als sie waren. Auch Opitz machte die gleiche Wahrnehmung und fragte Proen nach dem Grund der Erscheinung. Dieser gab ihm im Weiterreiten mit knappen Worten die gewünschte Erklärung und wies mit den Worten: »Wir sind am Damm! Dahinter fließt die Weichsel!« auf die rasch näherkommende wallartige Erhebung hin, die beinahe gradlinig von Süden nach Norden entlangstrich. Während sie, nun langsamen Schrittes, auf einem hierfür angelegten Weg zur Höhe des Dammes hinaufritten, berichtete Proen von der Entstehung dieses und des auf der anderen Stromseite errichteten Deiches, der noch aus frühester Ordenszeit von den Altvordern herstamme und dazu diene, diese Stromniederungen – hierzulande Werder genannt – vor den alljährlichen schweren Eisgängen und Hochwassern zu schützen. Ihnen, nämlich besagten Deichen, und denen, die sie schufen, sei es zu verdanken, daß hier gleichsam aus dem Chaos der Urzeit, aus Wasser, Sumpf und Schilf ein fruchtbares Ackerland erwachsen sei, auf dem ein handfestes und arbeitsames Bauernvolk den Pflug führe und die Sense schwingte, so allmählich zu Wohlstand, wenn nicht Reichtum aufsteigend.

Auf der Dammhöhe angelangt, hielten sie ein paar Augenblicke ihre Pferde an und genossen die umfassende Rundsicht, die über das zu ihren Füßen weit hingestreckte Stromdelta sich rings in der Unendlichkeit zu verlieren schien.

»Oh! Wie herrlich!« rief Opitz bewundernd aus und seine schon manchmal wandermüde Seele weitete sich und schöpfte wieder Mut zu neuem Dichten, neuem Erleben. In einiger Entfernung vom Damm und parallel zu ihm silberte das breite Band des Weichselstroms, auf dem Holztriften und Lastkähne mit weißen Segeln sich langsam stromabwärts bewegten.

Proen und Opitz mußten jetzt ein Stück weit auf der Dammhöhe entlangreiten, um den zur Weichselfähre führenden Abweg zu gewinnen. Vor ihnen zeigte sich eine niedrige Baracke, die sich halb hinter den Damm zu ducken schien. Davor riegelte ein wuchtiger Schlagbaum die ganze Breite des Dammes ab. Uniformen wurden sichtbar. Soldaten standen mit geschulterten Partisanen. »Unsere lieben Herren Schweden!« bemerkte Proen und verzog seinen Mund. »Man bereitet sich für unseren Empfang. Wir sind an der Schanze.«

Jenseits der Schranke erklangen unverständliche Kommandoworte. Die Wache trat an. Ein blutjunger Kornett, fast noch wie ein Knabe anzusehen, in der hellblauen Uniform der schwedischen Dragoner, erteilte einige Befehle und wandte sich dann durch den inzwischen emporgezogenen Schlagbaum den beiden Reitern entgegen. Mit festem Marschtritt legte er den kurzen Weg zurück und stand salutierend vor den Fremdlingen, die von ihren Gäulen

abgestiegen waren.

»Kornett Graf Magnus de la Gardie vom Regiment Södermanland!« sagte er, mit chevaleresker Verneigung sich vorstellend. »Vos passeports, s'il vous plaît, messieurs!«

Proen und Opitz, ersterer nicht ohne inneres Widerstreben, reichten dem jungen Krieger, der sich kokett in den Hüften wiegte, ihre Papiere und harrten der weiteren Entwicklung der Dinge.

»Ah! Quelle surprise! Monsieur de Opitz!« rief plötzlich der Kornett und musterte mit sichtlichem Respekt den vor ihm stehenden Dichter. »Sie kennen mich nicht mehr. Naturellement! Aber ich erkenne Sie wieder. Ebenso natürlicherweise. Wissen Sie wohl! Noch aus dem Pommerschen her! Wir standen damals in Anklam. Es war noch in meiner Pagenzeit bei unserem großen Kanzler Oxenstierna! Sie kamen als Chargé d'affaires Ihrer Herzöge aus Schlesien. Seine Gnade der Kanzler schätzte Sie hoch. Er sprach mit viel Anerkennung von Ihnen. Es sei fast unmöglich, sich Ihrer Eloquenz und Ihren Argumentationen zu entziehen.«

Opitz lächelte geschmeichelt. Die Komplimente des kaum Sechzehnjährigen, die mit der Gewandtheit des vollendeten Hofmanns gesprochen wurden, taten ihm besonders vor den Ohren seines Begleiters wohl. Mochten der Danziger Rat und die dortigen reichen Pfeffersäcke auf solche Art aus dem Munde eines Fremdländers, nun gar eines schwedischen Junkers, erfahren, wen man in seiner Person vor sich hatte und wie ein Oxenstierna von ihm dachte.

Der Kornett überreichte den beiden Reisenden wieder ihre Pässe. Er hatte neben dem Paß von Opitz kaum einen Blick für den des andern gehabt.

»Die Danziger Herren,« sagte er zu diesem mit einem verbindlich ironischen Lächeln, »sind von unserer Anwesenheit hier am Weichselhaupt nicht besonders entzückt. Oh! Wir wissen es gut! Wir wissen es sehr gut. Aber glauben Sie mir, mein Herr Feldhauptmann, wir Schweden sind es ebensowenig. Wir wünschten vielmehr, uns mit unseren Feinden auf dem Felde der Ehre messen zu können.«

»Dazu wird sich hierorts wohl wenig Gelegenheit mehr bieten,« erwiderte Proen frostig. »Es dürfte Ihnen bereits bekannt sein, daß zu Stuhmsdorf bei Marienburg ernstlich über den Frieden mit dem Polenreich verhandelt wird.«

»Ja, man hört so etwas läuten,« bemerkte de la Gardie. »Sogar in unserer Einöde hier. Sie werden also wohl bald von unserem Anblick befreit sein.«

Proen verbeugte sich kurz und fragte: »Ist der Weg für uns frei?« Der Kornett trat zur Seite.

»Die Herren können passieren,« sagte er mit einer Gebärde der Courtoisie. Proen und Opitz verabschiedeten sich dankend, saßen von neuem auf und passierten die geöffnete Gasse der schwedischen Besatzung, um dann kurz hinter der Dammschanze den zum Außendeich und zum Weichselufer führenden Abweg zu erreichen.

»Da habt Ihr nun mit eigenen Augen unsere schwedische Zwingburg auf Danziger

Territorio kennengelernt, Herr Herzogl. Rat!« brummte der Hauptmann. »Es ging ja diesmal gnädig genug ab. Das haben wir nur Euch zu verdanken. Sie hätten uns sonst wer weiß wie schikaniert. Die Fama von Euren Werken und Taten ist sogar bis an das Ohr dieses grasgrünen schwedischen Junkers gedrungen. Habt Ihr seinen Namen vernommen? Er scheint nicht wenig stolz darauf zu sein. Die de la Gardie sind erst seit kurzem in den Grafenstand erhoben. Die Familie ist aus Frankreich nach Schweden eingewandert.«

»So wie die Eure aus Flandern nach Danzig. Sagtet Ihr nicht so?« erwiderte Opitz, während sie nun in kurzem Trab auf dem weichen Grasboden des Außendeichs auf die Weichselfähre zu ritten.

Proen nickte bestätigend.

»Ja, so sagte ich. Habt es Euch gut eingeprägt. Wißt Ihr übrigens, wer die Mutter dieses patenten Bürschchens ist? Sie hieß mit ihrem Mädchennamen Ebba Brahe und ist lange Jahre des Gustavi Adolphi, des verstorbenen Schwedenkönigs, erklärte Herzdame gewesen oder auch seine Mätresse, muß man wohl alamodisch sagen.«

Sie waren an der Böschung des Weichselstromes, der hier eine ansehnliche Breite zeigte. Im Mittagslicht des heiteren Spätsommertages spiegelten sich die Wasser des mächtigen Stromes in himmelblauer Färbung. Einzelne Strudel des Flusses züngelten an dem dichten Weidengestrüpp des Ufers empor. Der Fährmann war gerade im Begriff, vom Strande abzustoßen, hielt aber noch inne, als er der beiden Reiter, die eben auf der letzten Uferschwelle erschienen, ansichtig wurde und ihre Zurufe vernahm.

In kurzem waren sie mit ihren Pferden eingebootet und überquerten, gelenkt von dem soliden Fährseil, die breite Wasserfläche, deren reißende Strömung noch an ihre ferne Herkunft aus dem Hochgebirge und an den unvermittelt jähren Absturz von Felsenzinnen in die sarmatische Tiefebene denken ließ. Unter den hölzernen Planken der Fähre glucksten und gurgelten die zahlreichen Strudel des Stromes, dessen linkes Ufer den beiden Männern näher und näher entgegenwuchs.

Proen erklärte seinem Begleiter, was es mit diesem hinter dem jenseitigen Weichseldamm gelegenen Landstrich für eine Bewandnis habe. Man gelange jetzt in das eigentliche Herrschaftsgebiet, in das unmittelbare Dominium der Freien Reichsstadt, das gleich dem eben verlassenen rechtsseitigen Werder seit Urbeginn von Deutschen besiedelt sei und wie jenes mit seinen Fachwerk- und Vorlaubenhäusern auch deutsches Wesen eigentümlich widerspiegle. Es müsse dies, gegenüber gegenteiligen Argumenten und Ansprüchen, die polnischerseits aufgetaucht seien, mit allem Nachdruck betont werden, und kein Danziger denke daran, sich dieses untrennbar mit seiner Stadt verwachsene und mit ihr gleichnamige Werderland jemals durch Waffengewalt oder hinten herum mit den bekannten Kniffen juristischer und diplomatischer Federfuchser von den Polen entfremden zu lassen.

Sie hatten inzwischen die Fähre verlassen und ritten bereits über den jenseitigen Weichsel-
damm in das zu seinen Füßen sich ausbreitende Danziger Werderland hinein. Im Gegensatz
zu der auf der anderen Stromseite beobachteten Wiesen- und Viehwirtschaft schien hier der
Getreidebau zu überwiegen. Wohin das Auge blickte, zeigten sich zwischen den zahllosen
Gräben abgeerntete Feldvierecke, deren dichte Stoppelflächen von der Fruchtbarkeit dieses
aus der Schwemmerde des Stroms erwachsenen Bodens Kunde gaben. Die Sonne hatte ihre
Mittagshöhe überschritten und sank gegen einen am westlichen Horizont sich bläulich ab-
zeichnenden Höhenzug hinab. Dies sei die sogenannte Höhe, zu deren Füßen Danzig sich
ausbreite, sagte Proen, mit dem Finger auf eine Stelle am Horizont deutend, von wo nun bald
der Turm der Marienkirche, eines der Wahrzeichen Danzigs, aus dem Dunst der Ferne her-
übergrüßen werde. Die Straße, auf der sie fürbaß ritten, war flach und eben, von vielen Wa-
genspuren ausgefahren, zerfurcht, reichlich mit Klütern bedeckt, und lief zwischen buschigen
Weidengestalten beiderseits immer geradeaus, scheinbar ins Unendliche, wie es Opitz vor-
kommen wollte. Dieser dreitägige Ritt von Thorn her hatte ihm doch, so reisegewohnt er war,
ein wenig zugesetzt. Er schalt sich im stillen selbst darum. Aber was half's! Das ging nun so
seit bald zwanzig Jahren, und er selbst war eben auch nicht mehr zwanzig. Gleichviel! Dort
vor ihnen, wo der eintönige Weidenweg auf jenen sich nun deutlicher abhebenden wuchtigen,
stumpfen Turm zu münden schien, dort winkte, wenn nicht alles trog, dem Wandermüden
eine bleibende Ruhestatt. Umgeben von seinen geliebten Folianten und Büchern, würde er
dort in Frieden seinen gelehrten Studien obliegen, und sofern Apoll, dessen Dienst er sein
Leben geweiht, ihn nicht ganz aus der Schar seiner Günstlinge verstoße, würde noch mancher
wohlgebildete Alexandriner und in der sich nähernden reichen Stadt noch manches gut ho-
norierte Hochzeits- oder Begräbniscarmen aus seinem Federkiel auf das Pergament fließen.

Ein überraschter Ausruf Proens an seiner Seite rief ihn in die Gegenwart zurück. Der
Schleier der Zukunft, der sich einen Augenblick vor ihm hatte lüften wollen, sank wieder
hinab. Sie hatten, ohne daß es dem in seine Gedanken versponnenen Dichter bewußt gewor-
den war, in scharfem Trabe eine in gleicher Richtung mit ihnen stadtwärts fahrende zwei-
spännige Kutsche überholt, in der zwei vornehm gekleidete Damen, beide von ungewöhnlich
reizvoller Erscheinung, eine reifere noch junge Frau und ein noch sehr jugendliches Mäd-
chen, zurückgelehnt saßen und sich dem Genuß des heiteren ländlichen Bildes ringsum-
her und der lächelnden Spätsommersonne hinzugeben schienen.

Proen hatte seinen Fuchs vor dem halboffenen Gefährt pariert, dessen Lenker auch seiner-
seits angehalten hatte.

»Ah! Ihr seid's! Dachte ich mir's doch!« rief Proen den im Wagen Sitzenden zu. »Erkannte
doch deinen Verdeckwagen, Base Constanzia, schon von weitem. Guten Tag, Annchen!« Er
streckte dem jungen schönen Mädchen seine Hand hin, in die dieses ein paar zögernde

Fingerspitzen legte.

Verstimmt über den kühlen Gruß seiner Braut – war sie es denn nicht? – nach seiner längeren Abwesenheit, runzelte Proen die Stirn, zog es aber vor, zu schweigen, da er Annchens Launen und ihrem spröden Eigensinn nur zu gut kannte. Constanzia, die ältere der beiden Patrizierinnen, eine etwa fünfundzwanzigjährige Brünnette mit schön geschnittenen Zügen und einem schmachtenden Ausdruck der seelenvollen braunen Augen, den Unmut des Enttäuschten mit untrüglichem Instinkt wahrnehmend, suchte in ihrer gewandten Art über das eingetretene Schweigen hinwegzugleiten, indem sie mit einer leichten, gleichsam scherzhaften Handbewegung dem neben dem Wagen wartenden fremden Reitersmann sich selbst als Constanzia Zierenberg, Ehegesponsin des Ratsherrn Kerschenstein, und das wie ein Eisblock verharrende achtzehnjährige Mädchen als ihre Base Anna Schwarzwald vorstellte, die verlobte Braut dieses ihres hier gegenwärtigen Vettters Gerhard von Proen, der offenbar in der Freude unerwarteten Wiedersehens es unterlasse, ihrer beider nur zu begreifliche weibliche Neugierde zu befriedigen und ihnen seinen fremden Herrn Begleiter nach Namen und Stand zu präsentieren.

Der Dichter, als habe er hierauf nur wie auf sein Stichwort gewartet, verneigte sich in seinem Sattel weltmännisch vor den beiden schönen Insassinnen des Verdeckwagens und nannte, alle weiteren Titulaturen beiseite lassend, nur einfach und schlicht seinen Namen, dessen Erwähnung nicht nur der schönen reifen Constanzia einen Ausruf der Überraschung und Freude, sondern auch dem widerspenstigen Annchen an ihrer Seite ein herablassendes Lächeln wissenden Interesses entlockte.

Da der herzogliche Rat sich den beiden Frauenzimmern bereits in persona bekanntgemacht habe, so sei er, Proen, sotaner Formalität wohl enthoben, bemerkte dieser, der nun allmählich seine Worte, wenn auch nicht seine Laune wiederzufinden schien, und setzte seinen Gaul mit einem Schenkeldruck wieder in Gang. So blieb denn auch Opitz, der den beiden so verschiedenartigen Schönen gern noch länger Gesellschaft geleistet hätte, nichts anderes übrig, als sich in courtoiser Manier, wie sie ihm von den schlesischen Herzogshöfen her geläufig war, von der reizvollen Reisebekanntschaft zu verabschieden und seinem Begleiter auf dem Ritt in die rasch sich nähernde Stadt zu folgen.

Er fühlte sein Herz von der unerwarteten Begegnung, die wie eine Erscheinung gekommen und verschwunden war, eigentümlich bewegt, vermochte aber, als er nach seiner überlegten Art den Eindruck zu zergliedern anfang, mit allem Bemühen keine Klarheit darüber zu gewinnen, welche der beiden Schönen es seinem empfänglichen Geiste am meisten angetan haben mochte. Da war die unvergleichliche Grazie dieser wenn auch schon älteren, doch noch immer hinreißend Schönen, die sich selbst als Ehegemahl eines vermutlich schon bejahrten Ratsherrn vorgestellt, gleichzeitig aber auch auf ihrem Mädchennamen beharrte, also wohl

Grund hatte, als Angehörige eines vornehmen Hauses stolz auf ihn zu sein. Welch eine Anmut in ihren Bewegungen! Welch ein verheißender Blick der schmachtenden Augen! Welch ein Wohllaut dieser dunkel klingenden Stimme! Konnte ein Zweifel sein, daß in diesem Leib einer Venus sich der Geist der Minerva mit der Hoheit einer Vestalin vereinte?

Aber wenn er dann, soweit es der schnelle Trab auf dem stückrigen Wege erlaubte, sein geistiges Auge zu dem schönen spröden Mädchenbilde mit dem ebenmäßigen schlanken Wuchs, dem kastanienbraunen Haar und den feuchtschimmernden graugrünen Nixenaugen zurückwandte, verblaßte da nicht das Bild der anderen, der Reiferen, wie es regelmäßig auch im Götterhimmel der Alten geschah, wenn Diana, die jugendliche, die schlanke, die spröde, mit den hochgeschürzten Brauen und Lippen, in den Kreis der anderen Göttinnen trat und ein spöttisches Wort, ja nur einen spöttischen Blick in die Runde schickte, die unfehlbar zu treffen wußten, gleich dem Pfeil von der Sehne ihres gefürchteten Bogens? War es nicht soeben auch ihm, Martin Opitz von Boberfeld, dem Verfasser der »Teutschen Poeterey« und so manches Freß-, Sauf- und Venusliedes aus toll verbrauchter Jugendzeit, auf ähnliche Weise ergangen? Er fühlte Dianens Pfeil, der ihn aus den Augen des stolzen Mädchens getroffen hatte, ganz nahe an seinem Herzen.

Vor ihm im rötlichen Licht der untergehenden Sonne spiegelte sich, einer Fata Morgana gleich, die vieltürmige Stadt. Mochte es ein glückverheißendes Omen sein, daß nahe vor ihren Toren die Blicke zweier Göttinnen dieses Landes wohlgefällig, wenn nicht bewundernd auf ihm geruht hatten.

2

Opitz stattete noch am Abend seiner Ankunft in Danzig dem Prediger der Reformierten- und Baptistengemeinde, Herrn Nigrinus, in der Brotbänkengasse, unweit der Marienkirche, seinen Besuch ab. Dieser aus einem plebejischen deutschen »Schwarz«, wie alle seine Vorväter geheißen hatten, in einen gelahrten »Nigrinus« latinisierte Gottesmann konnte insofern als alter Bekannter Opitzens gelten, als beide Männer schon seit Jahren, ohne daß sie sich jemals persönlich gesehen hatten, ein umständlicher lateinischer Briefwechsel über wichtige theologische und humanistische Themata vereint hatte. So kam es, daß Opitz, als er mit dem bronzenen Klopfer an der schweren Eichentür der Behausung des Nigrinus um Einlaß gepocht hatte, von dem ebenso gelehrten wie streitbaren Hausherrn sofort mit offenen Armen empfangen und in dessen Allerheiligstes geleitet wurde, wo er gerade über der Abfassung einer Predigt für den kommenden soundsovielten Sonntag nach Trinitatis gesessen hatte. Ehe Opitz es sich versah, stand auf dem massiven Eichentisch zwischen ihnen beiden eine untergesetzte vierkantige Flasche, aus der Herr Nigrinus eine vertrauenerweckende goldgelbe

Flüssigkeit in die Kelchgläser trüffelte.

»Gott zum Gruß Euch zuvor, Herr Magister Opicius,« sagte der baptistische Gottesmann, eine große breitschultrige Erscheinung, der man ihren geistlichen Beruf höchstens an der ausgearbeiteten Stirn ablas, und erhob sein wohlgefülltes Glas halb zum Himmel hinauf, halb zu seinem vor ihm sitzenden Gast. Dieser tat ihm mit dem von der Sitte der Zeit gebotenen umständlichen Ritus Bescheid und erfuhr, während er Tropfen für Tropfen über seine Zunge rollen ließ, welch Geisteskind dieses gebrannte Naß sei. Niederländische Baptisten, nach ihrem Stifter Mennoniten genannt, seien ihres Glaubens wegen aus den Generalstaaten vertrieben worden und hätten, als sie hier am Baltischen Meer ein Asyl gefunden, mit ihren heimischen Sitten und Gewohnheiten auch dieses wohlschmeckende und bekömmliche Destillat hierher verpflanzt, wo es sofort und nun schon im zweiten Menschenalter sich eine große Schar von Anhängern und resoluten Bekennern erworben habe.

Auch er sei mit Freuden bereit, sich in den Kreis dieser Gläubigen einzureihen, erwiderte Opitz und reichte auf einen Wink des Gastfreundes diesem sein Gläschen für eine neue Füllung hin. Nachdem auf solche Weise die schon bestehende geistige Brücke zwischen den beiden Männern auch leiblich unterbaut und bekräftigt worden war, konnte der Zug der gegenseitigen Eröffnungen und Gedanken ungehemmt vom einen zum andern vor sich gehen.

Nigrinus berichtete von den mancherlei geistlichen Fehden und Kontroversen über die Auslegung von Gottes Wort, die er, der Calvinist, hier in Danzig auszufechten habe, und zwar, wie leider gesagt werden müsse, weniger mit den Vertretern der alten papistischen Irrlehre oder mit den Jesuitern, deren es nicht wenige am Platze gebe, als vielmehr und ganz besonders mit den Amtsbrüdern von der doch eigentlich freundnachbarlichen evangelisch-lutherischen Konfession, die mit ihrer Renitenz selbst einen Engel zur Raserei bringen könnte. Er bekenne allerdings, fügte er mit einem offenerzigen Lachen hinzu, daß er auf dieses Wort »Engel« keinen begründeten Anspruch erhebe und zeitlebens auf einen groben Klotz auch einen groben Keil gesetzt habe, als wehrhafter Diener am Worte Gottes, der schon zu Beginn dieses nun bald zwanzigjährigen Ringens zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis Leib und Leben für die gerechte Sache der protestantischen Union unter dem unglücklichen Winterkönig am Weißen Berge eingesetzt habe.

»Wohl in Erinnerung dessen tragt Ihr noch das Soldatenwams, wenn Ihr Eure Gedanken zu einer Eurer Predigten sammelt?« fragte Opitz mit leichtem Lächeln, indem er auf das braune Lederkoller deutete, mit dem der Prediger sich umgürtet hatte.

»Ich hoffe, Ihr findet es nicht unangemessen oder gar anstößig für einen Diener Gottes, Herr Magister Opicius?« erwiderte Nigrinus. »Seid *Ihr* je auf der Walstatt für Euren Glauben eingestanden?«

»Viele Male auf der Walstatt der Geister, Herr Prediger Nigrinus!« gab Opitz zur Antwort.

»Den Austrag mit Leib und Leben habe ich den hierfür Berufenen überlassen.«

»Wer wäre denn *nicht* hierfür berufen in dieser wilden Zeit!« meinte der Prediger. »Aber lassen wir das! Erzählt mir von Eurem Leben und mit welchen Plänen Ihr Euch hier in Danzig tragt: Zuvörderst, wo wollt Ihr Quartier nehmen? Ich biete Euch ein solches bei mir an. Es ist Abend und Ihr müßt Euch entscheiden, wo Ihr Euer Haupt zur Ruhe niederlegen wollt.«

Opitz kam der Vorschlag, den er im stillen von Anfang an erwartet haben mochte, sehr gelegen. Er nahm ihn daher nach einigem hinhaltenden Zögern, das er dem guten Ton und der Zeitmode schuldig zu sein glaubte, dankend an, indem er in die dargebotene Rechte des Gastfreundes mit seinem bezwingendsten Lächeln einschlug und die Bitte daran knüpfte, auch der Hausehre des Predigers seine Devotion bezeigen zu dürfen.

Er sei seit dem Dreikönigstag verwitwet, erwiderte dieser, und könne vor Ablauf des Trauerjahres kaum daran denken, der Heimgegangenen, die seine zweite Eheliebste gewesen sei, eine Nachfolgerin zu geben. So sei denn sein Haus eine Stätte der Verödung, und es geschehe ihm nur ein Gefallen damit, wenn Herr Opicius sie nicht nur vorübergehend für ein paar Tage, sondern für den Fall seines längeren Verweilens in Danzig auch auf längere Dauer mit ihm teilen wolle. Gegenwärtiges Haus hier, in dem sie säßen, gehöre ihm erb- und eigentümlich zu. Es sei geräumig genug, ihnen beiden, dem Witwer und dem Junggesellen, Unterkunft zu bieten, dergestalt, daß das erste Stockwerk, mit seinem Saal auf die Brotbänkengasse hinaus, dem Herrn Magister zufalle, während er, der Prediger, die Räume des zweiten Stockwerks in Benutzung nehme. So werde keiner dem andern auf unerwünschte Weise über den Weg laufen, und es bleibe neben den Studien, denen jeder von ihnen obzuliegen wünsche, noch Gelegenheit genug für ein vernünftiges und unterhaltendes Wort zu zweien.

Opitz hatte während der umständlichen Darlegung des Predigers still für sich über die wunderliche Folgerichtigkeit und Beharrlichkeit nachgesonnen, womit die Schicksalsgöttin Fortuna ihn auf den Weg nach Danzig geleitet und ihn nun hier als an seinem vorbestimmten Ziel festhalten zu wollen schien. Hatte er denn den übrigens nicht sehr wichtigen oder eiligen Auftrag König Wladislaws für den Danziger Rat nicht rein in der Meinung eines nur vorübergehenden Besuches der berühmten Reichs- und Hansestadt übernommen, und wäre es nicht dabei verblieben, wenn nicht jener in seine Vaterstadt verliebte Proen sich ihm in Thorn als Reisegefährte angeschlossen und ihm während dreier Tage von Danzig vorgeschwärmt hätte? Und nun kam dieser Nigrinus mit seinem verlockenden Anerbieten, das den von Jugend an Unbehausten jeder künftigen Sorge um ein geeignetes Obdach während dieser noch unabhärbaren Kriegezeit überhob. Galt es da nicht, der offensichtlichen Weisung Fortunas zu gehorsamen und ihre ihm winkende Locke mit allen zehn Fingern zu ergreifen?

»Ihr überwältigt mich mit Eurem edelmütigen Ansinnen, Prediger Nigrinus!« rief er aufspringend aus und breitete in überströmender Wallung seine Arme gegen ihn aus, was der

andere lächelnd erwiderte. »Wenn Ihr ihn haben wollt, den umgetriebenen Wandersmann, so nehmt ihn hin! Er ist der Eure!«

So war denn der häusliche Bund zwischen dem Dichter mit der nicht gerade allzuheiligen Vergangenheit und dem streitbaren Gottesmann, der seine geistlichen Gegner am liebsten mit der Partisane statt mit der Heiligen Schrift bekämpfte, ein für allemal besiegelt, und das Gespräch wandte sich der neuen Umgebung und ihren besonderen Umständen zu, in die der Ankömmling sich versetzt sah. Opitz erfuhr, daß sein Reisegefährte Gerhard von Proen einer der ersten, wenn auch seinerzeit erst zugewanderten Patrizierfamilien der Stadt angehöre und Tenutarius oder Erbpächter der ansehnlichen und wohlfundierten Starostei Sobbowitz auf der Danziger Höhe sei, um die er mit dem polnischen Landadel einen schon Jahre währenden Prozeß führe. Sein vor mehr als Jahresfrist eingegangenes Verlöbniß mit der blutjungen Anna Schwarzwald, einer Nichte des Altbürgermeisters Johann Zierenberg, sei geradezu das Stadtgespräch, da notorisch bekannt sei, daß die »schöne Anna« nichts von ihrem Verlobten wissen wolle und mit allerlei nebulösen Scheingründen sich dem Vollzug des Trauungsaktes zu entwinden trachte. Ganz Danzig mache sich bereits über den unglücklichen Bräutigam lustig. Nigrinus verhehlte nicht, daß er sich in dieser Affäre ganz auf die Seite des Bräutigams stelle und er, wenn es ihn beträfe, besagter Evastochter schon längst den Abschied und einen Fußtritt verabreicht hätte. Es könne einem wahrlich um den ehrenwerten Mann und trefflichen Soldaten leid tun, der ein besseres Schicksal verdient habe.

Vielleicht habe insgeheim das Herz der Dame für einen anderen entschieden, meinte Opitz, so daß nicht bloße weibliche Launenhaftigkeit oder tadelnswerte Hoffart dabei im Spiel sei, wie es nach des Predigers Darstellung den Anschein habe?

Nigrinus bestritt dies, heftig den Kopf schüttelnd, mit Entschiedenheit, da in einer Stadt wie Danzig, wo alle alten Weiber – und es seien ihrer gerade genug hier – mit Argusaugen über jeden Blick und jeden Schritt des lieben Nächsten accuratissime Buch führten, es keine Geheimnisse solcherart geben könne. Er, Nigrinus, warne seinen Gastfreund allen Ernstes vor diesem Heer von strümpfestrickenden Klatschbasen, das alle Fenster und alle Beischläge von der Langgasse bis zum Holzmarkt besetzt halte und schon manchen guten Ruf vernichtet, manches Lebensglück zerstört habe. Nicht wenige in dieser guten Stadt Danzig wüßten ein Liedchen davon zu singen.

Nigrinus, von hitziger Gemütsart wie er war, hatte sich in Zorn geredet. Ein jahrelang im stillen genährter Groll schien sich dem Fremden gegenüber ungehemmt Luft machen zu wollen. Und es war nicht wenig, was er auf dem Herzen hatte. Zuvörderst die das Stadtre Regiment führende und in allen geistigen, ja selbst in den geistlichen Dingen tonangebende Oberschicht der patrizischen Geschlechter hatte es ihm angetan. Da waren die Zierenbergs, die Schwarzwalds, die Hafferats, die Kerschensteins und wie sie alle hießen. Seit hundert Jahren und noch

länger hatten sie die Hände am Steuerruder der Stadt und natürlich auch am Stadtsäckel und ließen niemand heran, der nicht zu ihrer Coterie gehörte. Für einen Sohn einfacher Leute sei es ganz unmöglich, sich zu den Ämtern und Würden der Stadt einen Weg durch alle diese Schlagbäume zu bahnen, die sich höchstens öffneten, wenn einmal ein Glückspilz, ein besonderes Sonntagskind sich in das Herz so einer dukatenschweren Erbin hineinstehle und damit auch an die Krippe gerate. Der Hochmutsteufel sitze dieser ganzen Sippschaft im Genick, vornehmlich aber dem weiblichen Teil, den Frauenzimmern mit ihrem gezierten und hoffärtigen Wesen, so daß einem ehrlichen Christenmenschen das Blut zu Kopf steige, wenn man sie geschminkt und gepudert vierspännig einherfahren oder wohl gar zum Abendmahl stolzieren sehe.

Im gegenwärtigen Zeitpunkt werde von diesen Kindern Belials ein großes Wesen mit einer gerade im Lande weilenden Ambassade des französischen Kardinals Richelieu gemacht, mit deren Mitgliedern man, es sei nicht zu viel gesagt, eine Art von Abgötterei, einen veritablen Götzendienst treibe, daß es zum Gotterbarmen sei. Zwar sei in den letzten Wochen weniger von diesen Herren Franzmännern, von diesen geschniegelten und parfümierten Mosjöhns, zu hören gewesen, da sie sich nach Stuhmsdorf bei Marienburg aufgemacht hätten, zur Teilnahme an den schwedisch-polnischen Friedensverhandlungen, als welches dem Vernehmen nach der eigentliche Auftrag dieser franzmännischen Kommission sei. Zeit genug hätten sie sich allerdings damit gelassen, denn im Mai seien sie auf der Reise von Stockholm vor der Weichselmünde eingetroffen, und erst jüngst, da die Tage schon abzunehmen begännen, hätten sie den Danziger Staub von ihren Füßen geschüttelt, nicht ohne eine baldige Rückkehr zu verheißen. In diesen Sommermonaten aber seien sie von Haus zu Haus, von Garten zu Garten geschleppt und überall wie die Fürsten empfangen und mit den üppigsten Gastereien bewirtet worden. Die Frauenzimmer aber, eine Constanzia Zierenberg, eigentlich verehelichte Kerschenstein geheiß, und deren Clique hätten alle ihre Alfanzereien aufgeboden, den Herren Franzmännern zu gefallen, und die Spatzen zwitscherten allerlei von den Dächern, was dem Herrn Ratsherrn Kerschenstein, dem Ehegemahl der schönen Constanzia, der »Baltischen Sirene«, wie ihr Spitzname laute, nicht gerade lieblich in den Ohren tönen werde.

»Ihr seht, herzlieber Gastfreund,« so schloß der Prediger seine Standrede ab, »Ihr seht, mit unserer guten Stadt Danzig ist es nicht gerade zum allerbesten bestellt, wenigstens nicht, was das innere Wesen anbetrifft. Nach außen hin läßt sich freilich alles noch recht wohlgefällig und lieblich an. Man muß an einen vielhundertjährigen Waldbaum denken. Sein Wipfel strebt zu den Wolken empor, seine Zweige breiten sich weithin und spenden dem Wanderer köstlichen Schatten, aber innen am Mark, da zehren die Ameisen und derlei Gewürm, es ist schon alles zu Brei zermahlen und kein Halt mehr in dem ganzen Baum und schon der nächste Sturm kann ihn mit der Wurzel zu Fall bringen.«

Opitz hatte aufmerksam zugehört und mancherlei Nutzenwendung für sein zukünftiges Verhalten aus der Philippika seines Gastgebers gezogen. Er wußte nun, wie der Wind hier am Baltischen Meer wehte, und war entschlossen, die Segel seines Schiffes danach einzustellen, mochte es dem andern nun behagen oder nicht.

Er erhob sich und reichte Nigrinus die Hand.

»Es ist spät am Abend und Zeit, sich zur Ruhe zu begeben. Der Tag war reich an Mühen. Die vielen Stunden im Sattel! Mich dünkt, ich hörte vorhin ein Glockenspiel.«

»So ist es. Vom Rathaus,« warf Nigrinus ein. »Die zehnte Stunde.«

»So will ich Euch nicht länger aufhalten. Wollt mir mein Quartier anweisen, Herr Prediger Nigrinus.«

Dieser war ebenfalls aufgestanden und ging zum Klingelzug an der Eingangstür. Ein helles Klingelzeichen ertönte im Treppenhaus. Nicht lange, so erschien auf der Türschwelle ein blondes Mädchen von hohem Wuchs und fragte nach dem Begehr des Herrn Predigers.

»Jungfer Marie Dorothee Habermüller, die Nichte meiner seligen Frau, die an ihrer Statt mein Hauswesen versieht!« stellte Nigrinus vor.

Opitz verneigte sich. Er traute seinen Augen nicht. War das, was er da im ungewissen Licht der flackernden Kerzen sah, eine Erscheinung aus der anderen Welt? Oder stand hier ein Wesen von Fleisch und Blut, mit den Zügen einer längst Verstorbenen und Begrabenen? Vor zwanzig Jahren, es fehlte nicht viel daran, hatte er in Heidelberg, der Stadt seiner blühendsten Jugend, seiner leidenschaftlichsten Tage und Nächte, ein Mädchen gekannt (Flavia hatte er es in seinen carmina geheißt), das diesem hier auf der Türschwelle seiner wartenden wie aus dem Gesicht geschnitten gleichsah. Würde nicht, wenn er jetzt auf sie zutrate und ihr die Hand reichte, Grabeskälte ihn bis ins Mark durchschauern? War sie gekommen, ihn anzuklagen, ihn vor den Richterstuhl des Allerhöchsten zu rufen? Er richtete sich auf. Was war das für eine Ausgeburt seiner überhitzten Einbildungskraft! Hatte sein Leben ihn nicht gelehrt, vor den Schreckbildern seiner eigenen Seele auf der Hut zu sein? Er trat vor das Mädchen hin und streckte ihm seine Hand entgegen, indem er zugleich seinen Namen nannte.

Jungfer Marie Dorothee blickte ihn erstaunt an.

»Seid Ihr Herr Martin Opitz, der das Buch ›von der deutschen Poeterey‹ geschrieben hat?« fragte sie und wandte sich an Nigrinus, der am Tisch stehengeblieben war. »Ihr habt es in Eurem Regal ja immer zur Hand, Herr Oheim.«

»Da staunt Ihr, Herr Magister Opicius!« bemerkte Nigrinus, der am Tisch stehengeblieben war. »Ja, unsere Belesenheit hier in Danzig! Sogar unsere Frauenzimmer haben ihr vollgerütelt Maß und Anteil daran.«

Von Opitz war der Bann gewichen. Er hielt eine nicht allzu kleine, kräftige, gesunde Hand in der seinen. Leben, Blut, Wärme strömte daraus in ihn hinüber. Was sollte das Trugbild von

Grab und Verwesung! Noch blühten am Wegrand die Rosen. Wer die Dornen nicht scheute, mochte sich niederbeugen und sie pflücken.

Während er dem ihm voranleuchtenden blonden Mädchen die steile Treppe zum nächsten Stockwerk hinauf folgte, wo sich seine Schlafkammer befinden sollte, fiel ihm plötzlich ein, daß an diesem erlebnisreichen Tage seine Sinne schon einmal von einer ähnlichen Wallung ergriffen worden waren, angesichts der beiden schönen Insassinnen jenes Verdeckwagens auf der Landstraße, mit denen ihn Proen bekanntgemacht hatte. Sollte er sich darob einen wankehmütigen Libertiner oder gar einen Bruder Liederlich schelten, der nach jeder Blume, die in eines andern Garten blühte, frevlerisch Begehrt trug? Aber welche unfruchtbare Öde dieser letzten Jahre lag hinter ihm! Kein Frauenblick, für dessen Lächeln, kein roter Mund, für dessen Küsse sich eine Todsünde gelohnt hätte! Er begriff nicht, wie er diese Wüstenei seines Selbst, diesen kalten Nebelregen, in dem er lange Jahre gelebt, hatte ertragen können, ohne den Verstand zu verlieren oder Hand an sich zu legen. War es nicht ein Zeichen beginnender Genesung, neu sprießenden Frühlings nach unendlicher Winternacht und Eiseskälte, daß seine Sinne sich wieder regten, seine Pulse wieder höher, wieder schneller schlugen beim Anblick vollendeter Schönheit oder jungen blühenden Lebens?

3

Altbürgermeister Johannes Zierenberg, der Ratsvorsitzende der Freien Reichsstadt Danzig, saß, in Erwartung des Magisters und Herzogl. Rats Martin Opitz von Boberfeld, in seiner Amtsstube des rechtstädtischen Rathauses, von der man den immer wieder genußreichen und erhebenden Blick über das festliche Geviert des Langen Marktes hinweg bis an das seinen Abschluß zur Langenbrücke bildende Koggentor hatte. Johannes Zierenberg war ein kräftiger Mann zu Ende der Sechzig, von mittelgroßer, untersetzter Gestalt, der mit seinem breitspurigen Gang, dem grauen, das Gesicht umrahmenden Schifferbart und dem durchdringenden Blick seiner hellblauen Augen eher an einen Seemann denken ließ als an einen in langjährigem Staatsdienst ergrauten Doktor beider Rechte. Der Raum, von dem aus er der vielverschlungenen Politik der alten Seestadt nun schon ein volles Menschenalter hindurch Weg und Ziel wies, war ein großes, helles, mehrfenstriges Eckgemach mit dunkel getäfelten Wänden und mehreren sie füllenden Eichenschränken der gerade zu höchster Blüte gelangten Danziger Schnitzkunst.

Es war zehn Uhr vormittags. Eben hatte vom Turm des Rathauses das seit mehr als einem halben Jahrhundert dort oben den Stundenlauf begleitende niederländische Glockenspiel seine fromme Melodie mit hellem Bimmelbammel über die Dächer der Stadt hinausgetragen. Zierenberg blickte von seinem pergamentenen Aktenstoß auf und schüttelte ungeduldig den

Kopf. Dieser Magister und Schreibersmann ließ auf sich warten! Der Alte war ein Frühaufsteher und hielt in seinen Amtsgeschäften auf Pünktlichkeit. Er saß nun bereits seit der Morgenstunde, die nach dem Sprichwort Gold im Munde trägt, hier über seinen Büchern, Pergamenten und Briefen und konnte verlangen, daß seine Besucher, die doch alle mit Anliegen kamen, ebenso haushälterisch mit seiner Zeit umgingen, wie er selbst es tat. Er hatte bereits am gestrigen Abend von seiner Tochter Constanzia, des Ratsherrn Sigismund Kerschenstein Eheg mahlin, erfahren, welch einen berühmten Gast die Stadt zu erwarten habe. Heute früh hatte dann eine Margell aus dem Hause des Predigers Nigrinus die briefliche Anmeldung des fremden Magisters im Rathause abgegeben. Opitz hatte geschrieben, daß er eine schriftliche Botschaft der polnischen Majestät zu überbringen habe.

Zierenberg knurrte vor sich hin. Handschreiben von Wladislaw IV., übrigens einem durchaus umgänglichen und trätabeln Regenten – sehr im Gegensatz zu seinem schroffen und hochfahrenden Vater Sigismund III. –, waren beinahe das tägliche Brot für den Danziger Ratspräsidenten. Wenn nicht, wie meistens, eigene Kuriere sie überbrachten, so kamen sie mit einem der zahlreichen polnischen Großen, die von ihren tief landeinwärts gelegenen Schlössern und Edelsitzen gern die immer lebhaftere und erlebnisreiche, vom Atem der großen Welt erfüllte deutsche See- und Handelsstadt zu besuchen pflegten. Diesmal hatte der Polenkönig eine noch zwanglosere Form gewählt, indem er einen jeder amtlichen oder adligen Stellung und Legitimation entbehrenden, wenn auch durch seinen Namen berühmten Magister der schönen Künste mit seiner Botschaft betraute. Sie schien also von keiner besonderen Bedeutung zu sein, bezog sich vielmehr, wie zu erwarten stand, wieder einmal auf die leidigen Seezölle, von denen ein gewisser Anteil der polnischen Krone zustand, die aber seit Jahren von der die Hafeneinfahrt blockierenden schwedischen Flotte beschlagnahmt wurden. Auch diese Frage gehörte zu den Aufgaben der eben jetzt zu Ende gehenden Stuhmsdorfer Friedenskonferenz.

Ein Ratsbote meldete das Erscheinen des Herzogl. Rats. Zierenberg nickte und erhob sich. Wenn er eine der landesüblichen dürftigen Humanistenerscheinungen, denen man gerade in Danzig begegnete, zu sehen erwartet hatte, so täuschte er sich. Der da eintrat, war ein Mann von vollkommener Weitläufigkeit und Gewandtheit. Jede Verlegenheit, alles linkische Gebaren schienen ihm fremd zu sein.

Nachdem beide Männer sich gesetzt hatten, übergab Opitz das Handschreiben des Königs. Zierenberg brach das Siegel auf, überflog den in deutscher Sprache geschriebenen Brief und blickte erstaunt sein Gegenüber an.

»Kennt Ihr Wortlaut oder Inhalt des Schreibens?« fragte er.

Opitz verneinte.

»König Wladislaw,« fuhr Zierenberg fort, »tut darin seine Absicht kund, Euch, Herr

Herzogl. Rat, Stellung, Titel und ehrenamtliche Besoldung als polnischer Hofhistoriograph zu verleihen. Es nimmt mich wunder, daß die polnische Majestät Euch keine Kenntnis davon gegeben hat. Der König scheint zu erwarten, daß Ihr in Ausübung des Euch übertragenen Amtes Euren Wohnsitz in unserer Stadt nehmt. Ich heiße Euch sonach im Namen des Rates und der Dritten Ordnung bei uns willkommen und hätte nur gewünscht, daß wir Euch in einer anderen Funktion hier hätten begrüßen können, da es uns an Aufpassern und Spähern der polnischen Krone in Danzig ohnehin nicht fehlt. Entschuldigt das offene Wort, Herr Herzogl. Rat.«

Opitz, der sonst um Worte nicht verlegen zu sein pflegte, schwieg aufs höchste überrascht.

Zierenberg strich sich mit verschmitztem Lächeln seinen Seemannsbart und sprach weiter.

»Ihr blickt mich erstaunt an, Herr von Boberfeld, und denkt Euch: Welch eine ungehobelte Rede aus dem Munde eines Stadtoberhauptes! Aber wir pflegen hier frei von der Leber weg zu sprechen, nehmen kein Blatt vor den Mund und halten auf einen klaren Standpunkt gegen unseren polnischen Nachbarn. Der Danziger muß sich vorsehen mit dem Polen. Es ist noch keine zweihundert Jahre her, seit unsere Altvordern sich vom Deutsch-Ordensregiment gelöst haben und die Gemeinschaft mit der polnischen Krone eingegangen sind. Es geschah zur Wahrung und Wiedereinsetzung unserer altverbrieften hansischen Rechte und Privilegien, sintemal uns das Ordensregiment unseren Seehandel hat abschneiden und für eigene Rechnung Kontore in Flandern und oben im Norden hat einrichten wollen. Weil uns das ans Leben gegangen ist, drum haben wir uns vom Orden lossagen müssen.

Leicht ist der Schritt den Damaligen wohl auch nicht geworden. Und getraut, wie es scheint, haben sie dem Polen auch nicht so recht. Haben sich darum von Sigismund I., der dazumal in Krakau am Ruder war, volle Freiheit für unsere Stadt ausbedungen, auch unsere alten Rechte und Privilegien mit Brief und Siegel und mit des Königs eigener Unterschrift ausdrücklich sich für ewige Zeiten verbürgen lassen. Aber was wiegen Rechte und Freiheiten, so man nicht jederzeit mit Leib und Leben dafür einzustehen gewillt ist! Das brauche ich Euch, Herr Herzogl. Rat, der Ihr mir ein weltkundiger Mann zu sein scheint, nicht erst lang und breit zu explizieren. Deshalb hat für uns Nachmalige seit jener Zeit die Parole gegolten: Gewehr bei Fuß und unser Pulver trocken halten! Ist uns auch nicht übel ausgeschlagen, die Parole, denn als der Stephan Bathory, den sie sich in Krakau aus dem Siebenbürger Land als König geholt hatten, unser gutes Recht hat unter seine Füße treten wollen und Anno 1576 – es ist gerade sechzig Jahre her, ich bin ein zehnjähriger Jung' gewesen – ja, als der Bathory dann mit Mann und Roß und Wagen, an die siebzigtausend Mann, gegen uns anmarschiert ist, da haben wir Danziger uns ein Exempel an unseren Vorvordern genommen, wie die's in einem solchen Fall gehalten hätten, und haben den König, der übrigens ein tapferer Mann gewesen ist, mit seiner ganzen Armada gegen unsere Tore und Bastionen anrennen lassen,

daß ihnen Hören und Sehen vergangen ist. Haben sie auch zu guter Letzt in ihren Sumpf zurückgejagt. Und seht Ihr, Herr Magister Opitz, so und nicht anders werden wir's auch in alle Zukunft halten. Wird uns keine polnische Arglist und Heimtückerei und auch keine Art von Ausspionieren von unserem vorgesetzten Weg abzubringen vermögen! Meldet das der polnischen Majestät, wenn Ihr Euer Briefchen nach Warschau schreibt.«

Zierenberg hatte mit ebensoviel Bedacht wie Schärfe gesprochen.

Opitz war in politischen Dingen erfahren genug, um die Warnung zu verstehen, die sich dahinter kaum noch verbarg.

»Fürchtet nichts, Eure Herrlichkeit!« erwiderte er. »Irgendwelche hinterhältige und arglistige Intentionen sind mir bei meinem derzeitigen Besuch in Eurer schönen und großmächtigen Stadt ebenso fern gelegen wie es die Mondscheibe von unserer irdischen Wohnstatt ist, dessen könnt Ihr bei meiner Seele Seligkeit versichert sein. Ist es mir auch nicht ersichtlich, wieso die polnische Majestät darauf verfallen ist, gerade mich zu ihrem Hofhistoriographen zu erwählen. So sehr ich ihr für Ehre und Lohn zu Dank verbunden sein muß. Könnte vielleicht sein, daß Herr Kaspar von Dönhoff, der Starost von Marienburg, an den mich meine schlesischen Gönner, die Herzöge von Brieg und Liegnitz, zu empfehlen geruhten, ein gutes Wort beim König für mich eingelegt hat.«

Zierenberg machte eine begütigende Handbewegung. »Laßt Euch meine offene Rede nicht verdrießen, Herr Herzogl. Rat. Wir glauben Euch gern, daß Ihr von den polnischen Listen und Ränken nichts wißt und auch hinfüro nichts wissen wollt. Wir kennen hier auch die polnische Majestät sehr gut. Er ist ein ganz räsonabler und trätabler Herr, mit dem sich schon auskommen läßt, wenn man ihm nicht an sein Steckenpferd rührt.«

Welches das wäre, fragte Opitz.

»Das ›dominium maris baltici‹ nennt es sich. Die Herrschaft über unsere Ostsee, das ist es, wonach sein ganzes Sinnen und Trachten geht. Um dies Ziel zu erreichen, schickt er uns seine Späher und seine Agenten auf den Hals, setzt uns das Geschmeiß wie die Läuse in den Pelz. Nicht ehrlich und offen von vorne kommen sie uns. Nein, hintenherum, wie es ja von jeher polnische Art gewesen ist. Wir sind es nicht anders gewohnt.«

Der Alte hatte sich in Eifer und Zorn geredet. Er mußte innehalten, um Atem zu schöpfen. Dann fuhr er ruhiger fort:

»Habt Ihr einmal von der Halbinsel Hela gehört? Nun, Ihr werdet sie schon noch kennenlernen, wenn Ihr uns, wie wir hoffen wollen, die Ehre gebt, länger in unserer Stadt zu verweilen.«

Opitz verneigte sich stumm. Er hörte mit wachsendem Interesse der Darlegung des Bürgermeisters zu.

»Die Halbinsel Hela, müßt Ihr wissen, das ist unser Bollwerk gegen die offene See. Sie ist

es, die aus unserer Bucht einen geräumigen Hafen macht, wo alle Flotten von ganz Europa Platz finden könnten. Ermesst nun selbst, Herr Magister, was es für uns bedeuten müßte, wenn der Pole diese Landzunge, die übrigens aus purem Sand besteht, an ihrer schmalsten Stelle durchsticht und dort eine Durchfahrt für seine Flotte und einen befestigten Hafen anlegt.«

»Trägt sich etwan die polnische Majestät mit solch einem Vorhaben?« erkundigte sich der Gast.

Zierenberg schlug mit seiner schweren Faust auf den Tisch, daß das Tintenfaß und die Streusandbüchse zu tanzen begannen. »Damit trägt er sich! Auf solche Art vermeint er dann, daß er den Schlüssel zur Ostsee, das *Dominium maris baltici*, in seine Hand bekomme.«

Er schwieg wieder und lachte höhnisch, begann aber sofort von neuem.

»Die polnische Flotte! Es ist, um sich schief zu lachen! Wißt Ihr, Herr von Opitz, wie groß sie ist? Vor drei Monaten, im Mai, haben wir einen gewaltigen Sturm gehabt. In unserem Hafen lag gerade eine polnische Gallione. Die ist dabei untergegangen. Das war die ganze großmächtige polnische Flotte! Was sagt Ihr zu dem Spaß, Herr Magister?«

Zierenberg schlug von neuem eine dröhnende Lache auf, und Opitz, der an diesem Temperament eines bald Siebzigjährigen seine Freude hatte, lachte herzlich mit.

»Ja, lacht nur!« rief der Alte. »Lacht nur, Herr Magister! Ich tu' es ja auch. Aber dem König ist es blutiger Ernst damit! Er will's nicht wahrhaben, daß seine Polen nun einmal unverbeserliche Landratten sind. Nie und nimmer kann aus einem Polacken ein richtiger Seefahrer werden! Seine Klütern kann der Pole zur Not pflügen und eggen. Aber was darüber ist ...! Sich den Seewind um die Nase blasen lassen ...! Nie und nimmer!«

»Aber wenn der König auf seinem einmal gefaßten Plan besteht?« warf Opitz ein.

»Wißt Ihr am Ende etwas darüber?« forschte der Alte und kniff das eine Auge zu.

»Gott behüte!« rief Opitz.

»Es war nur eine Frage. Entschuldigt! ... Ja, wenn der König darauf besteht, dann wäre das für die gute Stadt Danzig der *casus belli*. Damit hätte die Krone Polen den Vertrag mit uns zerrissen und wäre meineidig gegen uns geworden. Sollten wir schwachmütig genug sein, von der Krone Polen das hinzunehmen, was unsere Vorväter vom deutschen Ordensregiment *nicht* haben hinnehmen wollen? Sollten wir dulden, daß uns das Fundament untergraben wird, worauf all unser Tun und Schaffen, unsere Schifffahrt, unser Handel mit fremden Küsten beruht, daß uns der Pole unsere Herrschaft zur See einfach aus der Hand nimmt? Nie und nimmer, Herr Magister! Nie und nimmer, solange Johann Zierenberg noch ein Wort in der Ratsstube zu Danzig mitzureden hat! Und wolle Gott, daß auch die, die nach uns hier sitzen werden, nichts anderes im Sinn haben möchten!«

Der Alte stemmte seinen schweren Körper mit beiden Fäusten aus seinem Lehnstuhl

empor und faßte mit einer raschen Bewegung seinen Gast unter den Arm.

»Kommt, Herr Opitz! Tretet mit mir an dieses Fenster! Da seht Ihr unten unsere Langgasse liegen. Rechts das Langgassertor, dahinter der Stockturm und das Hohetor, die sind zu meines seligen Vaters Zeiten aufgebaut worden. Nach links habt Ihr den Langenmarkt mit seinen goldverzierten Häusergiebeln, mit den Säulen und Türmchen und den Kugeln obendrauf. Und unten vor dem Artushof seht Ihr den Brunnen mit dem Gott Neptunus, wie er unter seinem zugehörigen Meeresvolk den Dreizack als sein und unser Wahrzeichen gegen die Stadt schwenkt. Der ist zu meiner Zeit geschaffen worden. Ich selbst hab' ihn mit Zustimmung des Rats errichten lassen. Ihr seid, so mich nicht alles täuscht, als ein weitgereister Mann zu erachten. Urteilt selbst, Herr Herzogl. Rat, muß man nicht in deutschen und fremden Landen weit herum suchen, ehe Ihr noch einmal solch ein Bild findet, das dem da unten gleichkommt, geschweige es an Schönheit und Ansehnlichkeit aussticht?«

Opitz hatte sich weit über die Brüstung des offenen Fensters gelehnt. Gegenüber reihten sich im goldenen Licht des heiteren Spätsommertages die geschwungenen Giebel und steilen Firste der farbig getönten Häuserzeile aneinander. Unten zwischen den breit vorspringenden Beischlägen der Erdgeschosse, die für den Verkehr in der Gasse nicht mehr allzuviel Raum ließen, bewegten sich buntgemischt Karossen, Reiter und zahlreiche Fußgänger, meist in der feierlich pompösen spanischen Tracht des Zeitalters.

Opitz atmete tief auf. Es war ihm, als müsse er die Schönheit dieses Bildes mit allen Poren in sich einsaugen. Da fühlte er auf seiner Schulter die Hand des Bürgermeisters, die ihn von der Fensterbrüstung zurückzog.

»Lehnt Euch nicht zu weit hinaus, Herr Magister! Wir sind hier beinah' über den Dächern. Es könnte sonst ein Sturz vom Kapitol werden. Nun, was sagt Ihr dazu? Habe ich den Mund allzu voll genommen? Steh' ich als eitler Prahlhans vor Euch? ... Und all das, was Ihr da erblickt, und noch viel mehr, was sich von hier aus Euren Augen entzieht, all die Kunst, all die Pracht, all die Schönheit, alles haben unsere Väter und Vorväter und zu einem gewissen Teil auch wir Heutigen selbst aus dem Sumpfboden, aus dem Sand, aus dem Nichts auferbaut und für alle Ewigkeit hingestellt. Es sind feste Männer aus deutschem Kernholz gewesen, die das geschaffen haben und auch in diesem Augenblick noch dran schaffen. Kann man von uns verlangen, daß wir von unserem Platz abtreten und unser und unserer Väter Werk einfach liegen lassen, damit sich die polnische Majestät und ihr windiges Volk in ein schön gemachtes Bett legen können? ... Ihr schüttelt den Kopf. Na, dann ist es gut. Dann seid Ihr unser Mann.«

Sie waren vom Fenster weggetreten. Opitz wollte sich gerade verabschieden, als sich die Tür öffnete und des Bürgermeisters Tochter Constanzia, Opitzens Bekanntschaft vom gestrigen Nachmittag, über die Schwelle trat. Jetzt, wo er sie zum erstenmal in ihrer ganzen Figur, nicht nur als Sitzende vor sich erblickte, erschien sie ihm mit dem weit umschließenden

Reifrock von schwarzer Seide, mit der schwarzen Spitzenmantille, dem weißen Stuartkragen und dem breitrandigen Van-Dyck-Hut nun vollends als eine Göttin oder Königin dieser Stadt und dieses Landes.

»Ich brauche Euch nicht mehr mit meiner Tochter bekanntzumachen,« sagte Zierenberg zu Opitz, der sich tief gegen Constanzia verneigt hatte. »Ihr kennt sie schon. Und du, meine Tochter ... Was ihr Weibsleute für eine feine Nase habt! Wittert die zureisenden Zelebritäten bereits meilenweit vorher und fangt sie auf der Landstraße ab, noch ehe sie an den Toren sind!«

»Gebt Ihr's jetzt selbst zu, Vater, daß der liebe Gott uns Evastöchter aus feinerem Stoff gemacht hat als bloß aus der blöden Adamsrippe, und daß wir Dinge voraus wissen können, die ihr Mannsvolk mit euren nüchternen Sinnen niemals vermögt?«

»Weshalb ja auch die Alten, die in die Geheimnisse der Natur tiefer als wir Heutigen eingeweiht waren, ihren Vestalinnen und ihrer Pythia zu Delphi übernatürliche Seherkraft zuschrieben,« bemerkte Opitz mit einer galanten Handbewegung gegen Constanzia.

»Endlich ein kluger und gelehrter Mann, der meine Ansichten teilt!« rief Constanzia, indem sie in die Hände klatschte. »Und der natürlich von auswärts, weit aus der Fremde, kommen muß, um mir gegen diese siebengescheite und auch ebenso nüchterne Männerwelt von Danzig beizustehen!«

Sie trat einen Schritt auf Opitz zu und lächelte ihn in ungezwungener Haltung an.

»Wollt Ihr mir glauben, Herr Magister Opitz, daß mir mein geheimes Orakel so etwas wie Euer Kommen schon seit geraumer Zeit geweissagt hat?«

»Wäre es möglich?« stammelte der Dichter, halb betroffen, halb geschmeichelt.

»Nicht an Euch persönlich, von dem ich ja noch gar nichts wissen konnte, habe ich dabei gedacht,« setzte Constanzia mit plötzlicher, wie Opitz fand, etwas erkältender Klarheit hinzu. »Nur an einen Gast von Namen, Rang und Bedeutung. Soweit ging meine Ahnung. Sie hat sich ja auch in angenehmster Weise erfüllt. Laßt Euch nun heute in aller Form bei uns in Danzig willkommen heißen. Wir hoffen, daß wir Euch recht bald in unserem Hause in der Jopengasse begrüßen können.«

»Was Euer Ahnungsvermögen betrifft, ihr Weibsleute,« fiel der Alte mit Wendung zu seiner Tochter ein, »so kommt's mir vor, als wenn sich das mehr auf unsere Herren Franzmänner bezöge, die wir ja nun bald von Stuhmsdorf zurückerwarten können, und kaum auf Euren ganz unverhofften Besuch, Herr Herzogl. Rat. Ihr müßt nämlich wissen, im Frühjahr und Sommer haben wir hier eine Ambassade gehabt, die uns König Ludwig XIII. und der Kardinal von Richelieu hergeschickt haben, damit sie die Schwedenkönigin und den Polenkönig, die sich seit Olims Zeiten Feinde sind, unter einen Hut bringen. Jetzt scheint es soweit zu sein. Die gallische Ambassade ist in Bälde wieder hier zurückzuerwarten, und alle Weiberherzen

in Danzig schlagen schon höher und haben Ahnungen und zärtliche Träume!«

»Kein Wort davon ist wahr, Vater!« rief Constanzia lachend und hielt sich, um ein leichtes Erröten zu verbergen, ihr Taschentuch vor den Mund. »Glaubt ihm kein Wort, Herr Herzogl. Rat! ... Ich bin Euer Kind, Vater! Aber mit allem schuldigen Respekt! Kein Wort von alledem ist wahr!«

»Willst du vielleicht abstreiten, daß die Herren Franzmänner, der Graf d'Avaux und sein wißbegieriger Herr Ogier und wie sie schon heißen, sich die Herzen aller Danziger Damen im Sturm erobert haben ...«

»Was zuviel ist, ist zuviel, Vater!« unterbrach ihn Constanzia mit Entschiedenheit. »Es soll nicht gelegnet werden, daß die französischen Herren durch ihr untadeliges Auftreten, ihre Courtoisie und ihr galantes Wesen hier in Danzig allgemein gefallen haben, auch bei Euch Männern ...«

»Mit dem nötigen Vorbehalt zugegeben!«

»Und daß es für uns Frauenzimmer ja auch eine ganz schöne Abwechslung bedeutet, mal etwas von Paris und dem Ausland zu hören, noch dazu durch so wohlherzogene Leute mit so guten Manieren. Was man von unseren andern fremden Besuchern aus Dänemark, Schweden, England oder nun gar von den Polen nicht immer behaupten kann.«

»Ei guck mal an!« rief der Alte. »Von den Polen! Also keine Manieren? Und doch lauft ihr ihnen nach, wo ihr könnt!«

»Vater ...!«

»Na ja, will sagen, haltet Tanzereien mit ihnen ab!«

»Und ihr Männer Schmausereien und Trinkgelage! Euch miteingeschlossen, Vater!«

»Alles nur propter rem publicam,« warf der Bürgermeister ein und nickte bedächtig. Constanzia lachte spöttisch.

»Aha! Nur wegen der hohen Politik werden die vielen Schnäpse und die ungezählten Flaschen Bordeauxweine und Ungarweine vertilgt mit den Herren Polen, die zu uns kommen! Nur deshalb haben unsere Ratsmänner und Schöffen so viel mit der leidigen Gicht und dem bösen Podagra zu schaffen!«

»Ganz richtig!« bestätigte der Bürgermeister mit listigem Schmunzeln. »Wir sind arme Opfer der Pflichterfüllung. Denke an deinen eigenen Eheherrn!«

Constanzia wurde ernst.

»Ich lege Protest ein, Vater. Kerschenstein hat das Übel vererbt bekommen. In seiner Familie gehört es zur Tradition.« Sie wandte sich an Opitz, der dem Redegefecht zwischen Vater und Tochter lächelnd gefolgt war. »Ihr müßt einen schönen Begriff von unseren Danziger Sitten bekommen, Herr Magister, wenn Ihr seht, wie sich Vater und Tochter wegen solcher Faxen in die Haare geraten und von einem fremden Gast einfach keine Notiz nehmen.

Berichtet uns doch, Herr Magister, ob wir Euch, wie zu hoffen steht, für dauernd hier behalten können. Vetter Proen, den ich heute morgen noch sprach, ehe er nach Sobbowitz auf sein Gut hinausritt, ließ eine Andeutung darüber fallen.«

»Es ist alles schon entschieden,« sagte der Bürgermeister, bevor Opitz eine Antwort geben konnte. »Der Herr Herzogl. Rat bleibt als unser geschätzter Gast und in seiner neuen Eigenschaft als Hofhistoriograph der polnischen Majestät in Danzig und wird dauernd Quartier hier nehmen. Unsere Humanisten- und Gelehrten-gilde, die an unserem Gymnasio Academico und auch sonst recht stattlich hier vertreten ist, kann einen solchen Zuwachs nur begrüßen.«

Opitz verneigte sich tief, mit der Hand auf dem Herzen. »Ich danke Eurer Herrlichkeit devotest für die gute Meinung, die vielleicht nicht von allen Zunftgenossen gefeilt wird, soweit ich meine Herren Kollegen zu kennen glaube.«

»Habt Ihr so schlechte Erfahrungen mit Euren Kollegen von der ars poetica und rhetorica gemacht?« fragte Zierenberg.

Der Dichter zuckte die Achseln.

»Es ist in unserer Gilde wie überall in der Welt unter Gleichstrebenden, Eure Herrlichkeit. Neid und Mißgunst regieren. Es gibt kein Verdienst, groß genug, daß es nicht von den andern bestritten würde.«

»Was Ihr nicht sagt!« rief der Alte mit einer von Ironie überquellenden Miene. »Hat man bei uns im Danziger Ratskollegio schon jemals gehört, daß einer auf den andern neidisch gewesen wäre?«

»Vater! Vater!« lachte Constanzia und drohte ihm mit dem Finger. »Wißt Ihr übrigens schon, Vater, daß Vetter Gerhard aufs tiefste gekränkt ist und sich von seinem Amt zurückziehen will?«

»Proen? Ei der Tausend! ... Wahrscheinlich weil wir den General Huwald von den Sachsen übernommen und ihm vor die Nase gesetzt haben?«

»In seiner Abwesenheit! Ja!« erwiderte Constanzia. »Während er wegen seines Sobbowitzer Prozesses mit dem polnischen Reichstag in Thorn war. Er sagt, man hätte damit warten können, bis er zurück sei. Es sei eine Perfidie vom Rat.«

»Es ist keine Perfidie vom Rat!« donnerte der Alte. »Hätten wir gewartet, wäre uns der Huwald durch die Lappen gegangen. Es hing nur an einem Haar, daß er zum Kaiser nach Wien gegangen wäre. Hätten wir auf eine solche Kapazität verzichten sollen, wie sie der Huwald mit seiner Kriegs- und Schlachterfahrung jahrelang bei den Schweden, dann bei den Sachsen für sich ins Feld führen kann? Nein, nein, meine Tochter! Vetter Proen ...! Natürlich wieder die Vetternwirtschaft! Gegen was hab' ich mein Lebtage im Rat anzukämpfen gehabt? Du weißt es! Gegen die Vetternwirtschaft! Und jetzt kommt mein eigenes Kind damit? ...

Vetter Proen soll ruhig sein Hauptmannspatent behalten! Der Huwald übernimmt das Oberkommando und wird unser General! Damit basta!«

Opitz schien es an der Zeit, sich zu verabschieden. Ob denn auch schon für ein gefälliges und anständiges Logement Sorge getragen sei, fragte der Bürgermeister, als sie sich die Hand reichten. Der Dichter bejahte und nannte als seinen Quartiergeber den Prediger Nigrinus, dessen Haus geräumig genug sei für sie beide.

Zierenberg runzelte die Stirn.

»Ja so! Der Nigrinus? Ein unruhiger, wirrer Geist! Ich muß es leider sagen, wenn er auch Calvinist ist und auf denselben Glauben schwört wie ich.«

Als Opitz gegangen war, schwiegen Vater und Tochter eine Zeitlang.

»Wie gefällt er Euch, Vater?« fragte diese nach einer Weile.

»Mir scheint, er ist einer von den vielen heute, die keinen festen Boden unter den Füßen haben,« erwiderte der Alte.

»Kann Euch das wundernehmen in einer Zeit wie dieser, Vater? ... Vielleicht findet er ihn bei uns in Danzig. Er ist ja noch in den Jahren, wo weiches Holz sich härten kann.«

»Aus einem Haselnußstrauch wird nie und nimmer ein Eichbaum,« murmelte Zierenberg und schloß seine Pergamente und Akten weg.

»Nein,« entgegnete Constanzia. »Aber Haselnüsse sind auch nicht zu verachten. Und was fängt man mit den Eicheln an?«

»Schweinemast, meine Tochter! Schweinemast! Und die bedeutet Wurst und Schinken und Speckseiten!«

4

Hauptmann Gerhard von Proen hatte es nach seiner Rückkehr nicht lange in Danzigs Mauern gelitten. Er war kein Stadtmensch. Sehr im Gegensatz zu seinen städtischen Vorfahren fühlte er sich am wohlsten in häuslicher Zurückgezogenheit, in seinem waldumschlossenen Sobbowitzer Gutshaus, aus dessen Fenster man auf den schilfbewachsenen See mit dem grünlichen moorigen Wasser hinausblickte.

Auch der Besuch im Schwarzwaldschen Hause war nicht dazu angetan, Proens Stimmung zu verbessern. Anna, seine Verlobte, hatte ihn gleich mit der Kunde von der Ernennung des sächsischen Generals Huwald zum Danziger Oberbefehlshaber empfangen, die während seiner Reise ans polnische Hoflager erfolgt war. Dieser erschwerende Umstand und dazu das anzügliche Lächeln seiner Verlobten, das er bei der Erzählung auf ihrem Gesicht zu entdecken glaubte: es war zu viel auf einmal! Ein schnell auflodernder Jähzorn, väterliches Erbteil, hatte ihn hinreißen wollen, und nur angeborene Ritterlichkeit und Rücksichtnahme auf das noch

fremde Haus hatten das schlimmste verhindert. Mit kurzem Abschied war er davongelaufen, hatte sich aufs Pferd geworfen und sich auf den Weg nach Sobbowitz gemacht, wo er nach mehrstündigem Ritt durch den goldenen Septembertag um die Mittagsstunde eintraf.

Hier erwartete ihn bereits sein Verwalter Johann Hoff, ein kleiner stämmiger Mann mit schmalen listigen Schweinsaugen und einem wildwuchernden Vollbart, um über die Vorkommnisse während Proens Abwesenheit die vorgeschriebene Meldung zu erstatten. Proen saß in der nach dem Wirtschaftshof gelegenen Amtsstube an seinem Schreibsekretär und hörte den weitläufigen Bericht des aufgeregten Mannes stillschweigend an. Ein polnischer Vagabund, entlaufener Soldat, Merodebruder, hatte einen Wallach von der Weide gestohlen, war aber nicht weit mit ihm gekommen. Er, Hoff, war ihm mit ein paar Knechten zu Pferd nachgesetzt und hatte ihn gerade noch vor der Prauster Grenze beim Schlafittchen genommen und nach einer gehörigen Tracht Prügel hier ins Loch geworfen, wo er jetzt bei Wasser und Brot seines Spruchs harrete. Ein gut geschmierter Strick sei das einzige, was dem Schweinehund zukomme.

Ein nach Sobbowitz gehöriger Bauer hatte jenseits der Domäne in ein entfernteres Nachbardorf hineinheiraten und dorthin verziehen wollen. Hoff hatte im Namen des Gutsherrn dem Mann die Freizügigkeit verweigert und seine Bitte abgeschlagen.

Gesindel von einem der polnischen Güter im Umkreise hatte sich in den finsternen Nächten der letzten Woche in den nach Dirschau zu gelegenen Sobbowitzer Forst eingeschlichen, um Holz zu stehlen, und hatte es auf Kufen, deren Spuren man in dem aufgeweichten Boden noch deutlich verfolgen konnte, mit sich fortgeschleift. Hoff hatte sich mit ein paar anstelligen Bur-schen vorgestern nacht auf die Lauer gelegt und zwei von den Holzdieben auch wirklich erwischen können. Sie warteten jetzt im Kittchen ebenfalls auf ihren Spruch. Leider waren mindestens ihrer drei bei der obwaltenden Finsternis – man sah keine Hand vor den Augen – im Waldesdickicht entkommen. Man sollte an denen, deren man habhaft geworden, ein Exempel statuieren.

Die Margell Bronislawa, eine von den Kuhmägden, hatte in der vorigen Sonntagnacht einen von den losbändigen Knechten, den Grabowski, zu sich in die Kammer gelassen, nachdem er vorher im herrschaftlichen Obstgarten sich den Bauch mit Äpfeln und Pflaumen vollgeschlagen. Eine andere Margell, die in der Kammer mitschlief, hatte, wohl aus Eifersucht, die Bronislawa und den Grabowski bei ihm, Hoff, angezeigt. Es fragte sich, was da zu tun sei?

Was da zu tun? wiederholte Proen kurz auflachend und begann gelangweilt in der Stube auf und ab zu gehen. Nichts weiter sei zu tun, als der angeberischen Margell eins mit dem Karbatsch überzuziehen und die Bronislawa mit ihrem Losbändigen laufen zu lassen. Wohin solle man kommen, wenn man jede derartige Nachtvisite bei den Äpfeln und bei den Margellen im Schloß hochnotpeinlich ahnden wollte? In dieser Hinsicht müsse man den Leuten ihr

Vergnügen lassen, sonst kämen sie auf schlechte Gedanken und würden rebellisch. Hoff möge sich das ein für allemal gesagt sein lassen.

Hoff ging mit verkniffenem Gesicht seiner Wege. Er stammte aus dem Samland im Kurbrandenburgischen Preußen, dem ehemaligen restlichen Ordensstaat, wo man noch auf Zucht und Ordnung hielt und seit jeher von einer gewissen Höhe auf die lockeren Sitten und Zustände in dem abgetrennten Lande links der Weichsel herabsah.

Proen tat es leid, daß er den wackeren und grundehrlichen Mann hatte kränken müssen. Aber er kannte dieses von der zweihundertjährigen polnischen Herrschaft angefressene Volk hier auf der Danziger Höhe gut genug und wußte sich wohl auch selbst nicht frei von ähnlich ererbten Anschauungen, wiewohl die Wiege seines Geschlechtes unter einem so ganz anderen Himmel und auf einem so anderen Boden gestanden hatte. Aber war nicht jene flandrische Ebene, die seine Vorfahren ans Licht gebracht hatte, auf ganz gleiche Art wie hier von einem Gemisch zweier einander fremder und widerstreitender Völker bedeckt, woraus denn auch ähnliche Folgen für jeden einzelnen von ihnen dort wie hier zutage traten? Flamen und Wallonen! Polen und Deutsche! Es war, wie wenn Feuer und Wasser in einem Gefäß sich mengten. Sie fraßen einander auf!

Proen faßte sich an den Kopf. Wohin war er, der Flamländer auf ehemals ordensdeutschem, jetzt polnischem Boden, der Starost der polnischen Majestät, mit seinen Gedanken geraten? Es war, wie wenn man im Traum sich in ein ganz fernes Jahrhundert, gleichsam an den äußersten Rand der Welt und der Zeit, verschlagen sähe. Er pochte sich mit den Fingerknöcheln vor die Stirn, wie um den Schwindel zu bannen, der ihn anfallen wollte. Waren das Gedanken für einen, der einfach den Degen zu führen hatte und nicht die Feder? Und der sich jetzt hier mit Pferde- und Holzdieben abgeben mußte, wohl gar kaschubische Margellen und Knechte Mores lehren sollte? Er wußte es wohl, es war sein altes Erbübel! Schon auf dem Gymnasio Academico zu Danzig hatten ihn seine Mitschüler damit aufgezo-gen, daß er zu viel denke, sich den Kopf zerquäle mit allerlei Spitzfindigkeiten, worüber jene andern sich mit einem schnellen Sprung hinwegsetzten. Ob er denn Magister der Philosophie werden wolle und nicht Soldat und Gutsherr, wie es doch der Plan seiner Sippe mit ihm war?

Ja, und war er dann, sich selbst zuwider, nicht doch Soldat und Gutsherr geworden? Nein, er hatte nichts zu bereuen, nicht als Gutsherr und Tenutarius von Sobbowitz, um dessen Besitz ihn so viele beneideten, und noch weniger als Soldat, wenn man ihm auch jetzt diesen Huwald vorgezogen und kurzerhand vor die Nase gepflanzt hatte.

Er setzte sich von neuem an seinen Schreibsekretär und stützte den Kopf in beide Hände. Sollte er wegen dieser ihm widerfahrenen Unbill den Dienst quittieren und sich für immer hier in Stille und Einsamkeit vergraben? Er liebte sie ja doch, liebte die Jagd und das Weidwerk in der Tiefe dieser meilenweiten Forsten, den oft stundenlangen Anstand auf dem

Hochsitz an der Waldschneise, die besten Gedanken kamen ihm da zwischen Warten und Beobachten.

Proen sprang unwillig auf. Schon wieder dieses Denken! Er haßte in diesem Augenblick sein eigenes Denken. Aber er vermochte es nicht von sich abzuschütteln. Die gestrige Begegnung mit Anna von Schwarzwald, seiner Braut, und der heutige Besuch in ihrem Hause fielen ihm wieder ein. Es war das Gefühl wie von einem Splitter, den man sich in die Hand einreißt. Um ein Haar wäre es heute morgen zu einem Auftritt gekommen. Zum Glück hatte er noch an sich gehalten. Das durfte sich nicht wiederholen! Wenn Anna nicht von ihren Launen abließe und fortführe, die Widerspenstige zu spielen, so wollte er ihr den Herrn und Meister zeigen. Wollte sie vor die Wahl stellen, ob sie über ein kurzes mit ihm an den Altar treten oder das lose Band eines schon allzulange währenden Verlöbnisses vollends lösen wolle. Warum sträubte sie sich wohl, jenen durch das Verlöbniß doch längst von ihr selbst anerkannten Schritt nun endlich zu tun? Wäre es wirklich nur der Grund ihrer siebzehn Jahre, auf die sie sich immer wieder berief? Oder gehörten ihr Herz und ihr Wille längst einem andern, wie eine geheime Stimme ihm einreden wollte? Konnte das wirklich sein? Und wie kam es wohl, daß sie nur ihm allein das Dornengerank ihres Wesens zukehrte, jedem anderen dagegen sich als die liebenswerte, holde und anmutvolle Rose zeigte, die sie im Grunde doch war, wie es gestern gegen diesen Neuankömmling Opitz geschehen war?

Er fand keine Antwort auf alle diese ihn bestürmenden Fragen und suchte schließlich, da auch der ersehnte Schlummer auf dem alten Ledersofa nicht kommen wollte, Vergessen in einem der Schweinslederbände, die auf dem eichenen Regal an der Wand standen. Es war eine alte Chronik des preußischen Ordenslandes, von einem geistlichen Bruder in lateinischer Sprache verfaßt. Proen war auf dem Danziger Gymnasio Academico ein guter Lateiner gewesen. Das waren sie im Danzig dieser Zeit ja alle, die Söhne der vornehmen Patrizierhäuser, die einmal die Geschicke der mächtigen Handelsstadt von den Vätern in ihre Hände gelegt bekommen sollten. Und nur wer Latein wie seine Muttersprache zu sprechen und zu schreiben verstand, konnte nach Brauch und Übung des Zeitalters als befugt zu jeglicher Art von staatsmännischem Tun gelten. Als im Mai 1635 die französische Ambassade des Kardinals Richelieu zu den schwedisch-polnischen Friedensverhandlungen nach langer Irr- und Seefahrt im Hafen von Danzig anlegte, war es das Erstaunen der gallischen Ankömmlinge, mit welcher Sicherheit und Eleganz der Syndikus und die anderen sie begrüßenden Bevollmächtigten der Reichs- und Hansestadt sich eines geradezu klassischen Lateins bedient hatten. Man war auf Derartiges hier an der Ultima Thule der europäischen Welt nicht vorbereitet gewesen.

Proen hatte das Chronikbuch nicht zum erstenmal in der Hand. So kam es, daß er sich schnell zurecht fand und die Stelle wieder aufschlug, wo von der Gründung des Schlosses

Subitz, des jetzigen Sobbowitz, die Rede war. Sie ging bis zu einem Zeitpunkt zurück, der dem Sohn eines nachgeborenen Jahrhunderts als graue Vorzeit erscheinen mußte. Ein sagenhafter Fürst von Pommern, Subislaus mit Namen, hatte, der Chronik zufolge, die Burg angelegt, die nach ihm Subitz geheißen wurde. Eine folgende, schon greifbare Zeit hatte daraus den jetzigen Namen gesponnen. Als dann die Herrschaft der Pommernherzöge hierzulande vom deutschen Ritterorden abgelöst wurde, war der wehrhafte Platz den Dirschauer Ordensvögten zu gefallen, die ihn mit zuverlässigen Lehensträgern und bauerlichen Hintersassen deutschen Blutes besiedelten, wohl auch selbst für längere Zeit, der Jagden wegen, ihren Sitz hier nahmen. Auch die Ordenshochmeister waren von ihrem Haupthaus Marienburg her nicht selten zu Gast hier gewesen: einer von ihnen, der große Winrich von Kniprode, in dessen Tagen der Ordensstaat seine höchste Blüte erlebt hatte. Noch heute, nach rund drei Jahrhunderten, dauerte im Volk die Erinnerung hieran fort als an eine Zeit des Glückes und des segensreichen Friedens, wie sie keinem der nachfolgenden Geschlechter je wieder beschieden gewesen war.

Proen ließ die Chronik, in der er bis hierher gelesen hatte, einen Augenblick sinken. Er sah im Geist den großen Hochmeister mit seinem glänzenden Gefolge von Ordensrittern und gewaffneten Knechten vom See her über die Zugbrücke in die Mauern der festen Burg einreiten. Der Abgrund der Zeit, der zwischen heute und jenem Einstmals klaffte, war wie durch Zauberspruch für eines Blitzes Dauer zugetan. Der Sinnende erhob den Kopf. Es war vorbei. Er vertiefte sich von neuem in das Durcheinander von Vorgängen und Ereignissen, die der Chronist abzuspiegeln unternommen hatte, ein Durcheinander von Dingen des nüchternen Alltags, von Zahlen, Daten verschollenen Namen und Menschen, aber auch von Tagen blutiger Selbstbehauptung, harter erbarmungsloser Eigensucht, selbstzerstörerischen Ehrgeizes und opfervoller Seelengröße. Grausamer Krieg und schwere Notzeit waren über das Ordensland hingebraust und hatten auch an den Mauern von Subitz gerüttelt, daß sie in Schutt und Brand zusammengebrochen waren und erst ein neues Geschlecht erwachsen mußte, um sie notdürftig wieder zusammenzuflicken und Teile des Gemäuers neu erstehen zu lassen. Eine solche Zeit, jetzt vor bald zweihundert Jahren, war es gewesen, als das Deutschordensregiment eigener Schwäche und überkommener deutscher Zwietracht zum Opfer gefallen war und der seit langem der erhofften Beute gewärtige jagellonische Erbfeind seine Hand auch auf die alte Ordensfeste Sobbowitz gelegt hatte, auf der von jetzt ab ein polnischer Starost zu Gericht saß über das deutsche und kaschubische Bauernvolk dieser bis an die Grenzen Pommerns sich ausdehnenden wald- und seenreichen polnischen Domäne. Ihr erster Besitzer und Lehensherr war einer aus dem Geschlecht jener Baisens, deren Ahnherr zum Verräter an seinem eigenen Volke geworden war und den entscheidenden Anteil an dem Abfall von Land und Stadt, von Bürgern und Bauern in jenem unseligen dreizehnjährigen Kriege zwischen dem Orden und seinen eigenen Landeskindern auf sich geladen hatte.

Proen hielt von neuem im Lesen inne. Konnte, durfte man ihn wirklich einen Verräter nennen, jenen Führer des preußischen Aufstandes, jenen vielgescholtenen Baisen, der hier als der erste Vertreter der polnischen Majestät geamtet hatte, und dessen derzeitiger, bis dato letzter Nachfolger und polnischer Lehensträger er selbst, der Danziger Feldhauptmann Gerhard von Proen war? Gab es denn überhaupt einen Unterschied zwischen jenem und ihm selbst? Hatte nicht auch er ganz wie jener mit dem polnischen König paktiert, dessen geheime Ambition er gut genug zu kennen glaubte, um nicht im Zweifel darüber zu sein, daß er nichts sehnlicher wünschte, als seine Heimatstadt Danzig ihrer altverbrieften Freiheiten und Privilegien zu berauben und sie zu einem rein polnischen Emporium am baltischen Meer zu machen?

Bis dahin mochte freilich noch viel Wasser aus der Mottlau in die Weichsel und aus der Weichsel in die See fließen, dachte Proen und schlug kurz auflachend das Buch zu. Er kannte seine Danziger Mitbürger, die Männer des Rats und der Dritten Ordnung, aber auch das gemeine Volk, von der Gilde der Sackträger an bis zum ungehobelten Danziger Bowke hin, und wußte, daß jeder von ihnen mit Leib und Leben für die Freiheit seiner Stadt einstehen werde. Erst vor fünfzig Jahren oder wenig länger hatte der damalige Polenkönig Stephan Báthory eine Probe davon zu kosten bekommen. Sie hatte ihm und seinen Nachfolgern das Wiederkommen ausgetrieben.

Es klopfte mehrmals an der Tür. Auf ein Wort Proens trat das kaschubische Hausmädchen Veronika ein. Sie war von großer voller Gestalt, hatte wasserblaue Augen, frische weiche Züge und trug das strohblonde Haar in dicken Zöpfen um den Kopf gewunden. In unterwürfiger Haltung fragte sie in stockendem Deutsch, ob denn der gnädige Herr ganz vergessen habe, daß es Mittagszeit sei und Monika das Essen auf den Tisch bringen wolle. Es sei im Eckzimmer für ihn gedeckt. Auch sei der Jäger Gottfried da gewesen und habe nachfragen wollen, ob der gnädige Herr heut' nachmittag auf Rebhühner zur Jagd wolle.

»Der Jäger Gottfried? So so! ...«

Wie es denn zwischen ihr und dem Gottfried stehe? Er habe doch so etwas munkeln hören, erkundigte sich Proen und faßte Veronika, die den Kopf gesenkt hatte, ein wenig am Kinn, um ihr ins Gesicht zu sehen.

»So rot geworden, Veronika? Also stimmt es doch!«

Veronika hielt die Schürze vor das Gesicht. Die Tränen schienen ihr zu kommen.

»Gnädige Herr hat ja all lang' genug nichts von mich wissen wollen. Arme Margell muß auch sehen, wo bleibt. Jäger Gottfried ist ja auch hübsche junge Mensch und meint aufrichtig mit arme Margell.«

Proen strich ihr mit der Hand leicht über ihren blonden Scheitel.

»Keine Tränen, Veronika! Für dich wird gesorgt. Den Gottfried bekommst du.«

Das Mädchen bückte sich mit einer schnellen Bewegung, um ihrem Herrn die Hand zu küssen.

Proen machte eine abwehrende Bewegung.

»Schon gut, Veronika! Vielleicht haben wir schon bald zwei Hochzeiten hier auf dem Schloß.«

5

Magister Martin Opitz von Boberfeld, Herzogl. Rat, hatte sich als vielgereister Mann in seinem neuen Wohnsitz Danzig bald zurechtzufinden gewußt. Auch die Einrichtung seiner beiden ihm von Nigrinus vermieteten Zimmer im Erdgeschoß und ersten Stockwerk des Hauses in der Brotbänkengasse war rasch vonstatten gegangen. Der Planwagen, der seine nicht allzu vielen Habseligkeiten, vor allem seine Bibliothek, von Thorn mitbrachte, hatte bei trockenem Herbstwetter eine gute und ungehinderte Fahrt gehabt und war nicht lange nach Opitzens Eintreffen in Danzig ebenfalls dort angelangt. Keine kleine Hilfe war es für Opitz, daß Jungfer Marie Dorothee, des Nigrinus blondes Schwesterkind, ihm bei der Einrichtung mit ihrem klugen und anstelligen Wesen zur Hand ging. Mochte es sich nun um die Verteilung der geschnitzten eichenen Sitzbänke an den Wänden oder um die Einordnung der vielen Folianten, Schriften und Pergamente in die bereitstehenden Regale und Truhen handeln: für alles wußte Marie Dorothee Rat und Ausweg, so daß Opitz, der sich im Leben nicht so leicht mehr durch irgend etwas verblüffen ließ, manchmal überrascht vor soviel Umsicht und Geschicklichkeit dastand.

Aber auch sonst, wenn er etwa einmal, von diesen hausfraulichen Tugenden absehend, an ihrer eigentlichen Geistespforte anklopfte, ward ihm stets mit einem besonnenen Wort aufgetan, und eine vielfältige Belesenheit offenbarte sich, die den Fragenden in Verwunderung versetzte. Dann schüttelte sie nur den Kopf und meinte, was denn so besonderes dabei sei? Die Danziger Frauenzimmer hätten ihre Schulen ja nicht umsonst besucht und dem Herrgott nicht den Tag weggestohlen. Da sei eine hier wie die andere, und sie selbst auch nur eine von vielen. Davon werde sich der Herr Herzogl. Rat schon recht bald in persona überzeugen, wenn er erst ein bißchen warm hier geworden und in den reichen Danziger Patrizierhäusern aufgenommen sei. Ob er denn auf seinen großen Reisen noch nie von einer Constanzia Zierenberg, des alten Bürgermeisters Tochter, vernommen habe, deren Ruhm bis weit nach dem Land Italia gedrunge sei und die man dort die »Baltische Sirene« getauft habe. Solch eine Meisterin des Gesanges sei sie, und der edlen Frau Musika mit Stimme und Hand ergeben. Wer sie einmal am Klavichord singen gehört habe, in italienischer Manier, sei ihr für immer verfallen, wie man dies von den französischen Herren überall in der Stadt erzähle, die im

Frühjahr aus Paris hier gelandet seien. Im jetzigen Zeitpunkt seien sie allerdings irgendwo draußen an der Weichsel, unterwegs bei den Polen und den Schwedischen, um Stadt und Land den Frieden zu bringen. Aber da sie ja, wie es heiÙe, in Kürze wieder zurück seien, so würden wohl die Galanterie und die Anbetung im Hause der Constanzia und der andern Schönheiten – denn es seien ihrer noch mehr – bald wieder im Schwange sein.

Opitz mußte ein stilles Lächeln unterdrücken, als er das hübsche blonde Mädchen mit solchem Eifer, dem Eifersucht nicht ganz fern zu sein schien, von dem Leben und Treiben ihrer höhergestellten Danziger Mitschwestern berichten hörte. Ihre Wangen glühten und ihre Augen blitzten. In diesem einfachen Bürgermädchen schlummerte ein Vesuv, dessen Ausbruch Gefahr bringen konnte, so wollte es dem frauenkundigen Blicke des Dichters erscheinen. Durfte er der Jungfer verraten, daß er eine jener Schönheiten im Kreise um Constanzia und diese selbst bereits von Angesicht kennengelernt hatte und nahe daran gewesen war, gleich für alle beide Feuer zu fangen, wiewohl doch die eine die Braut eines andern, noch dazu eines sehr resoluten Kriegsmannes und einflußreichen Patriziers war? Hätte er dann sein Spiel bei Marie Dorothee nicht ein für allemal verloren? Und lohnte sich ein solches Spiel etwa nicht, auch wenn einstens wirklicher Ernst daraus werden sollte? War sie nicht, wie sie hier vor ihm stand, ein Preis, des Begehrens wert, jung, klug, über die Maßen hübsch, mit den flammenden blauen Augen, der kecken Stumpfnase, mit den frischen Farben blühender Jugend und – das Betörendste von allem – den Formen und der Gestalt einer Venussin?

War es gerade dieser letztere Vorzug, der ihm plötzlich das Bild der schönen Wandala aus jenen siebenbürgischen Jahren dunkeln Angedenkens vor die Seele rief? Aber jene, wenn auch von ebenso untadeligem Wuchs wie jetzt Marie Dorothee, war doch im übrigen eine brünette Schönheit gewesen, zigeunerhaft mit ihren schwarzen züngelnden Haaren, den dunkeln nächtigen Augen und der bräunlichen Elfenbeinhaut, gar sehr verschieden von diesem blonden nordischen Schlag des gegenwärtigen Danziger Mädchens.

Doch es gehörte wohl, dachte er sich, zu den abenteuerlichen Zickzacklinien seines Schicksalsbuches, daß es so und nicht anders sein mußte, daß er stets von einem Phantasma in ein entgegengesetztes, aus einem Trug seiner Sinne in den entlegensten andern Trug verfallen mußte. Wenn er sich überlegte, daß es nun bald kein Land in Europens Umkreis mehr gab, wo er nicht auf gleiche oder ähnliche Weise vor die Frage an das allmächtige Fatum, an Fortuna, die wetterwendische Schicksalslenkerin, gestellt worden war, so wurde ihm gewiß, daß dem unter solchen Sternen geborenen Sterblichen nichts übrig blieb, als sich mit geschlossenen Augen dem Strudel der Ereignisse zu überliefern und sich entweder an einen für immer rettenden Strand tragen oder in den Abgrund hinunterschlingen zu lassen. Marie Dorothee, die sich in der Unbekümmertheit ihrer neunzehn Jahre von solchen Skrupeln und Zweifeln ihres berühmten Gastes nichts träumen ließ, sah in diesen Augenblicken nur die Gloriole des

vielgereisten und viel umhergeworfenen Dulders und illustren Poeten um seine Stirn leuchten. Es kam wohl auch vor, daß sie ihn einmal des Nachts im Traum vor sich erblickte und sogar den Rhythmus seiner Stimme zu hören meinte, wie er im Kreise jener einheimischen Patrizierinnen ein eigens auf sie – Marie Dorothee – gedichtetes Carmen deklamierte. Und bald wurde es ihr zur ungerne gemißten Gewohnheit, ihn am Fuß der zu den oberen Stockwerken hinaufführenden Treppe zu empfangen, wenn er von seinen Gängen und Besuchen in der Stadt oder von den Spazierwegen draußen vor dem Tor in seine schnell heimisch gewordene, mit Büchern und Schriften vollgepfropfte Klausur zurückkehrte.

Opitz liebte diese immer neuen Erkundungsgänge in den engen Gassen der alttümlichen Stadt, von denen viele nach dem jeweils hier vorherrschenden Handwerksbetrieb benannt waren und etliche, wie zum Beispiel eine Ankerschmiedegasse, deutlich den seefahrenden Charakter der Stadt bekundeten, andere wieder durch ihre Bezeichnung – es gab eine Katergasse, eine Hundegasse und derlei Tiernamen mehr – auf die ländliche Herkunft und Naturverbundenheit der einstigen Stadtgründer und Vorväter und nicht zum wenigsten auch auf einen hierzulande sein Wesen treibenden krausen Humor schließen ließen. Gleich an einer nächsten Ecke, unweit des Nigrinusschen Hauses, gab es eine alte Gasse mit dem schönen Namen »Altes Roß«, die zur Frauen- und Heiliggeistgasse führte. Opitz versäumte nicht, seinen Weg durch dieses »Alte Roß« zu nehmen und seine Blicke an den hochgiebligen finsternen Häusern emporzuschicken, hinter deren blinden Fenstern ihn seine Phantasie allerlei düstere Menschengeschicke ahnen ließ, zumal wenn noch das Glockenspiel vom nahen Rathausturm seinen silbernen Stundenruf über die Dächer sandte und mit seinen eigentümlich melancholischen Kadenz an die Vergänglichkeit alles Menschenwerks hienieden gemahnte. Eine fremde Traurigkeit befahl den gemessenen Dahinschreitenden dann oft, wie wenn auch ihm selbst das Ziel seiner Tage bereits vorgezeichnet sei, und er mußte sich in einer der menschenleeren Gassen an eine Hauswand oder ein altes Gemäuer lehnen, um aus der Tiefe solcher Schwermut wieder zu sich selbst und zum hellen Lichte seines gegenwärtigen Lebens zurückzufinden.

Immer wieder meldete sich dann sein rühriger Geist, um ihn ob solcher Anwandlungen einer unerklärlichen Traurigkeit mit Vorwürfen zu bedenken und ihn an seine eigentliche Aufgabe zu erinnern, die darin bestand, sich inmitten des säkularen Erdbebens, das Europas Lande erschütterte, eine feste Position unter den nüchternen und klarblickenden Rechnern dieser mit irdischem Mammon reichgesegneten Handelsstadt zu schaffen. Dazu gehörten vor allem vermögende Gönner und einflußreiche Freunde, die man unter den großen Handelsherren und bei den maßgebenden Geschlechtern der Stadt zu finden hoffen konnte. Daneben war es geraten, auch die eigenen Standes- und Berufsgenossen, die dichtenden und schreibenden Männer der zahlreichen Danziger Humanistengilde, wozu auch die Lehrer und

Professoren des berühmten akademischen Gymnasii zählten, nicht beiseite zu lassen und sich ihrer gefürchteten bösen Zungen a limine zu versichern, indem er einen möglichst großen Kreis von Anhängern, Freunden, vielleicht auch Schülern unter ihnen als eine Art von geistiger Leibwache um sich scharte und so gegen alle zu erwartenden Anfeindungen von dieser Seite her sich den Rücken deckte. Er wußte aus eigenen bitteren Erfahrungen als leidender Teil, aber auch aus mancher von ihm selbst angezettelten Kabale jüngerer Jahre, wie sehr Weg und Fortkommen des auf seinen Federkiel angewiesenen Poeten und Humanisten durch solches Intrigenspiel der Zunft gehemmt oder günstigenfalls auch gefördert werden konnten.

Es stand wohl auch zu erwarten, daß die Kunde von seinem Erscheinen sich sehr bald in dem Zirkel der einheimischen Gelehrten und Poeten verbreiten und ihm sogar den einen oder anderen strebsamen Jünger zuführen werde. Jedenfalls konnte es nichts schaden, wenn er sein Geschick selbst in die Hände nahm, wie er es von Jugend an gewohnt war, und dem Zufall ein wenig nachzuhelfen suchte. Jungfer Marie Dorothee hatte ihm berichtet, daß es auch hier in Danzig, gerade so gut wie etwa in Hamburg oder Frankfurt oder selbst, der Fama zufolge, in Stettin, Leute gebe, die aus dem Handel mit Schriften, Flugblättern und sogar mit gelehrten Büchern ein Geschäft machten und guten Absatz fänden. Was Wunder auch! Seien doch die Einwohner dieser weitberühmten Stadt nicht nur vortreffliche Seefahrer und aufs rühmlichste dem Handel zugetan, sondern auch seit altersher von einem unbändigen Wissensdrang erfüllt, weshalb denn auch so viele junge Männer aus den reichen Geschlechtern der Stadt oft jahrelang auf den hohen Schulen in Welschland, in Padua oder Bologna, ihren Studien oblägen. Jene Leute, die aus dem Handel mit Büchern und Schriften ein Gewerbe machten, hätten, wie die Jungfer ferner berichtete, ihre Stände vor dem Artushof am Langenmarkt, wo ja auch sonst allerlei Handel sich vollzöge.

Schon am gleichen Nachmittag stattete der Poet, für den Bücher der Inbegriff des Lebens waren, diesen Verkaufsständen seinen Besuch ab und fand in einem der Händler einen wissensreichen Mann, mit dem sich eine Unterhaltung über weltliche und geistliche Dinge verlohnte. Er war von kleiner, rundlicher Gestalt, obenauf mit einem Vollmondgesicht, aus dem ein paar kluge Augen durch mächtige Brillengläser in die Welt blickten. Es war, so wollte es dem Besucher vorkommen, ein leibhafter Eulenkopf, der sich da über seinen Kauftisch beugte und zugleich die Vorübergehenden oder Herantretenden über die Brillengläser hinweg scharf ins Auge faßte. Nicht umsonst, dachte Opitz, hatten ja die Alten jenen klugen Vogel der Schützerin aller freien und gelehrten Künste, der Göttin Minerva oder Pallas Athene, als Symbol und Begleiter beigegeben. Hätte man den Kopf dieses Bücherverschleißers nicht jedem gelehrten Opus als treffliche Titelvignette voranschicken können?

Andreas Hünefeld, so hieß der Händler, hatte, als der Fremde herantrat und seinen Namen nannte, mit einem bedeutsamen Augenzwinkern und mit der von der Sitte der Zeit gebotenen

pomphaften Reverenz seinen besonderen Respekt vor der persönlichen Bedeutung des fremden Gastes dargetan und bekannte sich dann, bald vertraulich geworden, als den Drucker und Herausgeber der ersten hier am Orte gedruckten »Relation« oder, wie man auch mit einem aus dem Reiche gekommenen neumodischen Worte sage, der ersten allhier gedruckten »Zeitung« mit dem Zusatz aus »mehrerlei Örtern«. Denn wie er dem Herrn Herzogl. Rat ganz im Vertrauen kundtun wolle, sei dieses wöchentlichen Avisos Erscheinen dahier in Danzig von einem Ehrbaren Rat schon vor einigen Jahren verboten worden. Wie also habe man sich dawider helfen können? Nun einfach, indem man die Herkunft der Zeitung verschiedenen Örtern zugeschrieben und über den eigentlichen Druckort, als welcher nach wie vor nur die hiesige Stadt in Betracht komme, einen wohlthätigen Schleier gebreitet habe. Auf solche Weise sei es ihm gelungen, diese von ihm selbst gedruckte und edierte Zeitung allen Schwierigkeiten zum Trotz am Leben zu erhalten und seine Mitbürger mit allerlei wissenswertem Stoff und sonstigen Kuriosis aus dem In- und Ausland zu versorgen, wonach sie in den gegenwärtigen wilden Zeitläuften ein nur zu begreifliches Verlangen trügen.

»Wie lange treibt Ihr dieses sonderliche Versteckenspiel, Meister Hünefeld?« fragte der verwunderte Gast.

Der Buchdrucker legte den Finger an die Stirn und schien nachzurechnen.

»Es geht in das achte Jahr, Herr Herzogl. Rat.«

»Und glaubt Ihr, daß Euer Treiben wirklich bis dato dem Rat der hiesigen Stadt sollte verborgen geblieben sein?«

»Mitnichten, Herr von Boberfeld,« erwiderte Hünefeld mit einer Art von kauzigem Lachen. »Ich glaube das keineswegs. Es müßten denn Hornochsen sein, die unser liebes Danzig regieren. Für gar so vernagelt darf Euer Hochwohlgeboren das Regiment unserer Stadt denn doch nicht halten.«

Opitz wehrte ab und wollte den andern unterbrechen. Der aber ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, fuhr vielmehr mit seinem immer gleichsam unterirdischen Lachen fort:

»Ganz im Gegenteil! Oben im Rathaus wissen sie sehr genau Bescheid, wie der Hase läuft und woher die Ballen mit den manchmal noch nassen Blättern kommen, die mir meine Kunden direktament aus der Hand reißen. Doch natürlich aus meiner Offizin in der Heiliggeistgasse und nicht erst auf dem tagelangen Umweg über Stettin oder Breslau, wie es nach außen den Anschein hat.«

»Und zu welchem Behufe dient die ganze Fiktion?« fragte Opitz.

»Doch zu keinem andern,« gurgelte der Zeitungsmann, »als dazu, einem hochwohlweisen Rat die Verantwortung abzunehmen für das, was in meiner Zeitung zu lesen steht, und ihn als das neugeborene Kindlein hinstellen, das von Gott und der Welt keine Ahnung hat, wenn die Herren in Warschau oder gar am Kaiserhof zu Wien Sperenzien machen wollen.«

»Ihr seid ein Spaßvogel, Meister Hünefeld!« erwiderte der Poet. »Fürchtet Ihr denn gar nicht, ich könnte Mißbrauch treiben mit dem, was Ihr mir da anvertraut?«

Der Buchhändler schüttelte den Kopf.

»Ein solches Mißtrauen würde mir als eine nicht zu verzeihende Injurie gegen den Verfasser der Schrift ›Von der deutschen Poeterey‹ erscheinen.«

Opitz lächelte, fast ein wenig beschämt.

»Ihr gebietet über eine gewandte Zunge, und wenn das, was Ihr druckt, ebenso rund und wohlgeformt sich liest, wie sich Eure Rede anhört, so werdet Ihr an mir einen eifrigen Kunden Eurer Relation ›von mehreren Örtern‹ haben.«

»Euer Hochwohlgeboren gedenkt also, in unserer Stadt Quartier für länger zu nehmen?«

»So verhält es sich in der Tat,« erwiderte Opitz. »Mein Entschluß in diesem Punkt steht fest. Euer altberühmtes Gedantum hat es mir angetan. Mein ganzes Leben bis dato war auf Flugsand gebaut. Ich brauche festen Boden unter den Füßen.«

»Und den werdet Ihr bei uns finden!« rief der Buchhändler.

»Gebe es Gott!« nickte Opitz. »Aber wißt Ihr auch, daß Ihr mir dabei zur Hand gehen könntet?«

»Das wäre?« fragte der andere.

Der Poet legte ihm mit einer vertraulichen Gebärde die Hand auf die Schulter. Es sei doch wohl mit Grund zu vermuten, daß er vermöge seines Bücher- und Zeitungshandels gerade auch mit denjenigen Personen, die solche Dinge nicht nur zu kaufen, sondern auch selbst ans Licht zu bringen pflegten, also mit Bücherschreibern, wie er selbst einer, im näheren Verkehr stehe, vielleicht sogar gut Freund mit ihnen sei. Ließe sich da nicht durch ihn als Mittelsmann eine fruchtbringende Verbindung mit solchen Personen anknüpfen?

Hünefeld, dem die Annäherung des berühmten Fremden zu schmeicheln schien, nickte bei dessen Worten verständnisvoll und erzählte, daß es hier am Orte, in einer der Gassen der Altstadt, eine Schenke »Zum blauen Pomuchel« gebe, wo allerlei Bücherschreiber und ähnliche Skribenten sich in einer Donnerstag-Sozietät zusammenfänden. Er werde es sich zur Ehre anrechnen, den Herrn Herzogl. Rat zu jener nicht leicht zu findenden Schenke zu geleiten und ihn mit den Brüdern von der »Einhornsgesellschaft« bekanntzumachen.

Opitz dankte dem Buchhändler für seine Bereitwilligkeit und empfahl sich mit einer höflichen Gebärde, um nach seiner nahegelegenen Wohnung zurückzukehren. Als er um die nächste Straßenecke bog, fühlte er sich plötzlich durch den überwältigenden Anblick des über den jenseitigen Dachfirsten himmelan steigenden rötlichen Backsteinkolosses der Marienkirche festgebannt, der wie ein ungeheures vieltürmiges Festungsbollwerk breitwuchtig hingelagert inmitten der schmalbrüstigen Bürgerhäuser auftrug.

Welch ein Zyklopengeschlecht der Urwelt, das diesen Koloß einst auferbaut und zu allem

Überfluß auch noch der Gottesmutter geweiht hat! dachte der Poet, der mit diesen aufeinandergetürmten Steinmassen nicht viel anzufangen wußte und sich wie von etwas Übermächtigem beinahe davon erdrückt fühlte.

Aber es lag nicht in seiner Natur, sich äußeren oder inneren Eindrücken, noch dazu, wenn sie wie dieser belastender Art waren, allzulange zu überlassen. Die ars poetica, der er sich mit Leib und Leben verschrieben hatte, war schon an und für sich, wie nach dem Wort der Alten jede Kunst überhaupt, ein langer und schwerer Weg, gemessen an der Kürze des Lebens. Wie hätte es da Sinn und Zweck gehabt, noch überflüssigen Ballast auf den Weg mitzunehmen? Er schüttelte den lästigen Gedanken ab und ging weiter, seiner Behausung entgegen. Als er die Steinstufen des Beischlags hinauf schritt, kam ihm aus der sich öffnenden Haustür ein etwa zwanzigjähriger junger Mann von brünettem Aussehen, mit Büchern unter dem Arm, entgegen, der bei seinem Anblick zuerst stutzte, wie wenn er ihn anreden wolle, dann mit einer tiefen Reverenz sich verneigte, endlich noch einmal sich nach ihm umwendend den Beischlag hinabstieg und seiner Wege ging. Er mochte seiner Scholarentracht nach einer der oberen Schüler des Akademischen Gymnasiums sein.

Opitzens Interesse für den klug aussehenden, überaus höflichen jungen Menschen war geweckt, und als er Marie Dorothee gleich hinter der Haustür, nicht wie sonst erst auf dem Treppenabsatz, begegnete, erkundigte er sich, wer es gewesen sei, und erfuhr, daß es sich in der Tat um einen Angehörigen des Akademischen Gymnasiums handle, der öfter ins Haus komme, um von ihrem Oheim Bücher für seine Studia und, es müsse gesagt werden, auch für seine carmina zu entleihen.

»Also ein angehender Jünger Apolls? Wohl gar ein junger Nebenbuhler um die Gunst der Musen?« fragte Opitz gutgelaunt und setzte mit einem ironischen Seitenblick auf das jäh errotende Mädchen kühler hinzu: »Oder sollen wir sagen: um die Gunst der Muse? Denn es handelt sich hier wohl um eine Einzahl.«

»Was der Herr von Boberfeld sich alles denkt!« rief die Jungfer, indem sie mit einem unmutigen Kopfschütteln ihr verlegenes Erröten und ihre unsichere Haltung abzutun suchte. »Übrigens ist es ein Landsmann des Herrn Herzogl. Rats,« fuhr sie, sich etwas überstürzend, fort. »Ein gebürtiger Schlesier!«

»Und woher, so man fragen darf?« forschte Opitz, noch um einige Grade kühler.

»Aus Glogau! Aber zu Hause in Fraustadt, allwo sein Stiefvater als Prediger amtiert!«

»So! So! Die Jungfer weiß ja gut Bescheid mit dem curriculum vitae des jungen Herrn! Wie nennt er sich denn, der neue Adept am Castalischen Quell?«

Marie Dorothee hatte ihre Sicherheit wieder. Ein gewisser Trotz sprach aus der Haltung ihres zurückgeworfenen Kopfes und aus dem Ton ihrer Antwort.

»Der Herr Herzogl. Rat wird ihn ja doch nicht kennen. Er ist ja noch niemand! Andreas

Gryphius heißt er!«

»Nun ja! Anfangen muß jeder einmal,« entgegnete Opitz freundlicher. Er ärgerte sich im stillen, so etwas wie Empfindlichkeit gezeigt zu haben. Es konnte von dem hübschen blonden Frauenzimmerchen, das offenbar in den dichtenden Scholaren verliebt war, nur zu leicht mißgedeutet werden.

»Andreas Gryphius ...? Hm!« fuhr er zerstreut fort. »Ein Name, wohl ausgesonnen! Ein Name, der seinen Träger obligieret!«

»Aber er ist ja gar nicht ausgesonnen!« rief das Mädchen gärgert. »Er ist ebenso angebornen wie der Eure, Herr von Opitz!«

Opitz schüttelte überlegen lächelnd den Kopf. »Keinesfalls, schöne Demoiselle! Sein Vater oder vielleicht auch schon sein Ältervater hat aus einem Greifen einen Gryphius gemacht und ihn sich rite zugelegt. Seid mir nicht böse darum! Ob übrigens Gryphius oder Greif,« setzte er nach einem Augenblick hinzu, »die Küsse Cynthias werden darum nicht weniger feurig sein.«

»Cynthia?« rief Marie Dorothee mit einer lebhaften Kopfwendung. »Wer ist Cynthia? Was wollt Ihr damit sagen?«

Opitz zuckte die Achseln.

»Ein Name wie ein anderer. Er fiel mir nur eben so ein. Vielleicht werde ich ein Madrigal auf Cynthia dichten. Der Name gefällt mir. Er klingt rund und voll, trifft also akkurat auf diejenige zu, die gemeint ist, und fügt sich auch gut ins Versmaß.«

»So dichtet doch Euer Madrigal auf Cynthia, Herr Herzogl. Rat!« entgegnete das Mädchen, sich abwendend, um die Treppe hinaufzusteigen. »Und ja!« fuhr sie in leicht schnippischem Ton fort, »vergeßt nicht, es bei den Zierenbergs oder bei den Schwarzwalds oder wo sonst bei der Hautevolee zum besten zu geben! Es wird sicher sehr beklatscht werden.«

Sie machte Opitz einen impertinenten Knicks und verschwand oben auf der Treppe.

»Ei! Ei! Man ist pikiert! Ist es schon so weit?« murmelte der Poet und hatte ein wissendes Lächeln um die Mundwinkel. Er betrat sein im ersten Stockwerk neben der Treppe gelegenes Wohnzimmer, das ihm auch als Schlafzimmer diente – eine fichtene Bettstatt nahm die ziemlich schmale, im Halbdunkel liegende Rückwand gegenüber der Straßenfront der tiefen Stube ein –, und setzte sich an den mit Büchern und Schriften beladenen Fichtentisch zwischen den Fenstern. Unter den Büchern halb vergraben lugten aus einem Wasserglas ein paar noch unerschlossene wilde Rosenknöspchen hervor. Opitz faßte sich an die Stirn. Hatten sie schon vor einer Stunde, ehe er den Weg zum Artushof antrat, hier gestanden? Das konnte wohl nicht sein. Der Blumengruß hätte ihm trotz aller Zerstretheit, mit der er von Jugend an behaftet war, nicht entgehen können. Also war er ihm während der kurzen Spanne seiner Abwesenheit ins Zimmer gestellt worden. Und von wem anders konnte er kommen, als von dem blonden

Mädchen, mit dem er eben das kleine Wortgefecht wegen des jungen Versedrechsers gehabt hatte? Wie war das nur? Hatte er Marie Dorothee mit seiner Anspielung, die beinahe nach Eifersucht aussah, vielleicht doch unrecht getan? Oder trieb diese Cynthia – diesen Namen sollte sie hinfüro bei ihm behalten – am Ende ihr Spiel mit ihnen beiden, hier mit dem in ganz Deutschland gefeierten Poeten, dem am Kaiserhof zum Dichter Gekrönten, und dort mit dem unbekanntem kleinen, grünen Anfänger, der auf jede Weise hinter ihm zurückstand und nur den Vorzug seiner zwanzig Jahre vor ihm voraus hatte?

Opitz strich sich gedankenversunken mit der Hand über Stirn und Haare. Oh, hätte man doch mit einer solchen Handbewegung nur diesen Unterschied von zwanzig Jahren hinwegwischen können! Aber sie standen deutlich genug auf Stirn und Antlitz eingeschrieben, und sie waren unaustilgbar, diese Schriftzüge! Ein unergründlich tiefes und unfaßbar mächtiges Gefühl von Vergänglichkeit erschütterte den Dichter, als er zu Papier und Federkiel griff und sich anschickte, Empfindung und Gedanken der Stunde die leibliche Form zu geben.

6

Mattgoldene, einzig schöne Spätsommertage zogen über Stadt und Land, über die sich mählich verfärbenden Laubwälder der Küste wie über den weißen Dünenstrand dahin und spiegelten sich in der kristallblauen oder bisweilen auch bernsteinfarbenen Meeresflut. Opitz, der ein gewandter und ausdauernder Reiter war, hatte sich die Schönheiten und Reize der abwechslungsreichen Landschaft, in die die alte, festumgürtete Stadt eingebettet lag, mit ein paar tüchtigen Ritten vor den Toren bald zu eigen gemacht. Tiefe, in Einsamkeit verlorene Waldschluchten mit murmelnden Rinnsalen, überraschende Ausblicke von sandigen Bergkuppen inmitten dichten Gestrüpps erschlossen sich seinen Augen. Aber es war nur die Neuheit des Gesehenen, nur der Reiz des Unbekannten, was seinen Geist anzog und seine Phantasie beschäftigte. Kein Ton des dichterischen Saitenspiels wurde dadurch zum Erklingen gebracht. Nicht selten, wenn er dann, zwar an Leib und Sinnen erfrischt, wieder zwischen seinen Bücherregalen saß, wandelte ihn plötzlich das Gefühl einer trockenen Unfruchtbarkeit, einer tödlichen inneren Leere und Wüstenei an, das ihn vor sich selbst erschauern und ihn all sein bisheriges Tun und Wirken im grauen freudlosen Dämmerlicht eines trüben Novembertages erblicken ließ. So mußte es jenen Seelen in der Unterwelt, jenen Anverwandten des Tantalus, zumute sein, die dazu verdammt waren, immer etwas zu wollen und es niemals zu können.

Marie Dorothee, die er bei sich selbst jetzt Cynthia zu nennen pflegte, begegnete er nur noch selten im Haus oder auf der Treppe. Es schien, daß sie seit jener etwas verärgerten Begegnung sich ihm zu entziehen suchte. Als er ihr für die hübschen Röschen im Wasserglas

danken wollte, nahm sie es mit einer kühlen und fremden Miene auf, so daß ihm die Lust zu vielen Worten oder gar zu einer neuen Frage nach dem jungen Poeten und Nebenbuhler verging.

Was diesen betraf, so konnte er ja von seinem Gastgeber und Hauswirt Nigrinus, mit dem er gelegentlich am Abend zusammensaß, alles Nötige erfragen. Da traf es sich gut, daß Nigrinus selbst einmal auf den jungen Scholaren zu sprechen kam und von dessen Wunsch berichtete, sich ihm, Opitz, als dem Großmeister der deutschen Poeterei einmal persönlich präsentieren und ihm seine dichterischen Anfangsversuche, gleichsam die ersten Schößlinge seines poetischen Frühbeets, vorlegen zu dürfen.

Der junge Mensch, so erzählte Nigrinus, habe eine harte und bittere Jugend gehabt. Vater- und bald auch mutterlos, sei er in den blutigen Kriegsläufen, die zu jener Zeit besonders sein schlesisches Heimatland verheert hatten, aufgewachsen und schon in früher Jugend um seines väterlichen Erbes willen in arge Händel mit seinem angeheirateten Stiefvater, einem Magister und Prediger zu Fraustadt, geraten. Aber wen der Herr lieb habe, den lasse er seine Zuchtrute fühlen. So sei denn in dem jungen Menschen durch alles solches Ungemach schon frühzeitig das Bewußtsein von der Schwere des Lebens und dem einem jeden darin auferlegten Pensum erweckt worden. Er habe sich auf eigene Faust gelehrten Studien zugewandt und als Autodidakt die klassischen Sprachen erlernt, dazu auch noch Polnisch und Schwedisch, dieses im Umgang mit den schwedischen Soldaten, sowie Italienisch, Englisch und Französisch betrieben.

»Demnach ein Allerweltsgenie, das da in Eurem Hause aus und ein geht!« warf Opitz ein, als Nigrinus eine kurze Pause in seinem Bericht machte. Wie und wodurch der junge Polyhistor denn nun eigentlich grade nach Danzig verschlagen worden sei?

Durch die gleichen Umstände, die auch ihn, den Fragenden selbst, aus dem Schlesierland hierher an die Ostsee getrieben hätten. Durch die blutige Kriegsfurie und deren hinter ihr herziehendes greuliches, schlangenköpfiges Stiefgeschwister, die Pest, entgegnete Nigrinus.

»Die Pest ...? So! So!« wiederholte Opitz zerstreut.

»Die Pest! Jawohl!« betonte der Prediger mit Nachdruck.

»Seid Ihr ihr noch niemals auf Euren vielen Kreuz- und Querzügen durch Europiens Lande begegnet?«

Opitz, der noch immer zerstreut schien, schüttelte schweigend den Kopf.

»So habt Ihr eben ein ganz besonderes Glück gehabt!« sagte Nigrinus mit einem zweifelhaften Lächeln. »Paßt nur auf, daß sie Euch nicht doch noch mal über den Weg läuft.«

»Kann man seinem Schicksal entgehen, Freund Nigrinus?« erwiderte der Dichter. »Und glaubt Ihr, daß wir sie auch noch hier in Danzig bekommen werden?«

»Es wäre bei Gott nicht das erstmal!« rief Nigrinus. »Als wir sie das letztmal hier hatten,

vor einem viertel Säkulum und darüber, da hat jeder fünfte Mensch in unseren Mauern drangehen müssen. Von denen, die's überlebt haben, wird so leicht keiner jene schlimmen Pestjahre vergessen.«

»Laßt uns von etwas Erbaulicherem reden, Freund Nigrinus!« rief Opitz ablenkend. »Sagt mir doch, hat mein junger Landsmann, den Ihr des Verkehrs in Eurem Hause würdigt, Euch bereits in seine dichterische Werkstatt eingeführt?«

Der Prediger nickte lebhaft.

»Eine Tragödie ›Der Kindesmörder Herodes‹. Er hat sie in zwanzig Tagen zu Papier gebracht.«

»Nun, und ...? Was haltet Ihr davon?«

»Es ist die Klaue des Löwen, die sich kundgibt!«

»Ei! Ei! Wenn *Ihr* das sagt, dessen scharfe Zunge und spitze Feder mir wohlbekannt sind ...! Es dürfte sich also verlohnen, einen Blick in die opuscula des jungen Adepten zu tun?«

»Ohne Zweifel! Ihr werdet einen dankbaren Schüler und Verehrer Eures poetischen Ingeniums in ihn finden.«

»Nun gut, Freund Nigrinus! Sagt ihm, daß ich ihn empfangen will.«

Der Prediger legte seine Hand auf Opitzens Schulter.

»Ihr tut mir einen Gefallen damit, Herr Herzogl. Rat. Übrigens wird der junge Mensch nicht mehr lange ins Haus kommen. Er verläßt binnen wenigen Monaten Danzig, um in seine Heimat zurückzukehren, nachdem er seine Studia an unserem Gymnasio Academico absolviert haben wird.«

Opitz lächelte. Er glaube jemand im Hause zu kennen, dem sein Scheiden wehtun werde. Nigrinus stutzte einen Augenblick und lächelte dann ebenfalls. Es sei wohl sein Schwesterkind Marie Dorothee mit dieser Anspielung gemeint. Nicht unbekannt sei es ihm, daß die beiden sich gern hätten, wie es nun einmal zwischen jungen Menschen dieses Alters, die sich öfter begegneten, unvermeidlich sei. Aber Marie Dorothee sei klug genug, zu wissen, daß eine Neunzehnjährige und ein Zwanzigjähriger wie dieser junge Gryphius niemals zusammenkommen könnten. Denn nach einem Gesetz der Natur müsse zwischen Mann und Weib, die einen Ehebund eingehen wollten, ein Unterschied von wenigstens zehn, wenn nicht sogar zwanzig Jahren bestehen.

Somit würde denn auch für einen älteren Hagestolz, wie er selbst einer sei, bemerkte der Dichter mit ironischer Miene, die Aussicht aufgetan bleiben, es noch zu einem jungen Weibchen zu bringen.

»Laßt Euch die Mühe nicht verdrießen!« lobte der Prediger. »Unter den Töchtern des Landes wird sich schon eine finden, die zu Euch paßt. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich erfahre es tagtäglich an mir selbst, seit Gott der Herr nach seinem ewigen Ratschluß mir

meine tugendsame Hausehre genommen und mich zum Witwer gemacht hat.«

Opitz glaubte, auf dem Gesicht des Gastfreundes noch etwas zu lesen, das ungesagt blieb, und ahnte, was es war.

»Habt Ihr nie daran gedacht ...?« fragte er und stockte nun seinerseits wie vor etwas Voreiligem und Unziemlichem.

»Ihr wollt sagen,« fiel Nigrinus ein, dem sich damit die Zunge zu lösen schien, »Ihr wollt sagen, es liege eigentlich nahe genug für mich, mein Schwesterkind Marie Dorothee zum Weibe zu nehmen, und habt damit den Nagel auf den Kopf getroffen oder, wenn dies gar zu sehr nach dem Grobschmied klingt, habt das Kind beim rechten Namen genannt. Ich will Euch, da Ihr es mir ohnehin vom Gesicht abgelesen habt, offen bekennen, daß mich die Verurteilung, es zu tun, mit jedem Tag oder richtiger mit jeder Nacht, die das Mädchen länger in meiner Nähe weilt, stärker anwandelt und mich fürs erste nur der Umstand, daß es mein eigenes Fleisch und Blut ist, noch in Zucht und Banden hält. Verurteilt mich darob nicht zu streng, Herr Herzogl. Rat, und begreift, daß ich eben deshalb, nämlich zu meiner eigenen Buße und Läuterung, dem jungen Schlesier die Küsse nachsehe, die er sehr wider meinen Willen dem Mädchen wegstehlen mag.«

»Ihr seid nicht nur ein gottesfürchtiger Mann, wie sich das für Euren Stand geziemt!« lachte Opitz. »Man könnte Euch auch einen Weisen, einen Philosophen nennen, da Ihr das, was Ihr nicht bekommen könnt, mit so schöner Bußfertigkeit von Euch zu tun wißt.«

»Oho, Freund Opitz!« rief der Prediger, in das Lachen mit einstimmend. »Kommt Ihr mit der alten Fabel vom Fuchs und den Trauben? ... Aber spottet mein nicht allzusehr! Es könnte doch wieder einmal der alte Adam erwachen und mit dem Satan, der immer siehet, wen er verschlingen könne, Maschkupie machen.«

*

An einem Nachmittag dieser melancholisch schönen Septembertage, deren schon ermatendes Sonnenlicht Opitz an nicht mehr fernes Abschiednehmen und Verlöschen gemahnen wollte, saß der Dichter, wie meist um diese für ihn fruchtbare Stunde, über seine Folianten gebeugt, im Begriff, ein frühmittelalterliches Helden- und Heiligengedicht in die Sprache seiner eigenen Zeit zu übertragen, als es unvermutet an seiner Tür klopfte und Gryphius, der junge schlesische Landsmann und Poet, in etwas verlegener Haltung, einige Schreibhefte unter dem Arm, auf der Schwelle stand. Ob es erlaubt sei einzutreten? Sein väterlicher Gönner, der Herr Prediger Nigrinus, habe ihm von der ausnehmenden Güte des Herrn Herzogl. Rats, ihn empfangen zu wollen, erzählt und ihm Mut gemacht, seine noch unfertigen Poemata dem Großmeister der deutschen Poeterei zur Durchsicht zu unterbreiten.

Opitz, der sich auf seinem Stuhl umgedreht hatte, fand, während der junge Mensch seine Reverenz machte, Zeit genug, ihn etwas näher in Augenschein zu nehmen. Eine mittelgroße,

noch zu schmale Gestalt, dafür ein kurzer, stämmiger Hals und ein für die vorhandenen Maße viel zu großer Kopf mit breiter Stirn, dunklen, fast kreisförmigen Augenbrauen und tiefliegenden schwarzen Augen von melancholischem Ausdruck. Dies war das nicht unsympathische Bild, das Opitz von dem jungen schlesischen Landsmann empfing.

»Kommt näher, zieht Euch einen Stuhl von der Wand an den Tisch heran und setzt Euch, amice!« sagte Opitz und fuhr dann fort: »Ihr braucht Euch bei mir kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Ich bin auch einmal jung gewesen, wie Ihr, und habe um die Gunst Apolls und der Musen geworben und habe mir dazumalen nicht träumen lassen, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo ich zur Erkenntnis gelangt sein würde, daß alles solches Werben und Streben nur wie ein vom Wind verwehtes Blatt sei und nur der flüchtige Traum einer Morgenstunde.«

Auf dem Gesicht des jungen Dichters malte sich bei den schwermütigen Worten des Älteren ein lebhaftes Einverständnis.

»O hier! Hier! Hier!« rief er mit überströmendem Gefühl. »Also ist es doch richtig und wahr, was ich hier zusammengedichtet habe! Ein so großer Meister der Verskunst bestätigt es mir.« Er breitete eines der Schreibhefte, die er auf den Tisch gelegt hatte, vor Opitz aus und deutete auf die Überschrift eines Gedichtes, die in kalligraphisch schönen Buchstaben stand: »Vanitatum vanitas!«

»Eitelkeit der Eitelkeiten!« murmelte Opitz vor sich hin und las die ersten Verse des Poems.

»Die Herrlichkeit der Erden
Muß Rauch und Aschen werden,
Kein Fels, kein Erz kann stehen.
Dies was uns kann ergetzen,
Was wir für ewig schätzen,
Muß als ein leichter Traum zergehen.«

Opitz nickte mit aufrichtiger Zustimmung.

»Wohl versifizieret, junger Freund! Ich sehe, Ihr seid des poetischen Handwerks kundig und wißt auch eine tiefere Bedeutung in Vers und Wort zu kleiden. Man braucht Euch nicht mehr viel zu lehren, und woran es noch etwan gebriecht, das werdet Ihr mit der Zeit schon aus dem eigenen Born heraufholen. Ihr müßt nur den Schöpfeimer bis auf den Grund des Brunnens stoßen lassen.«

Gryphius hatte mit gefalteten Händen und gesenktem Kopf den lobspendenden Worten des soviel Älteren, des schon anerkannten Meisters gelauscht. Die Kruste des angeborenen Mißtrauens, die ihm noch eben den Hals zugeschnürt hatte, schmolz dahin. In unsäglichem

Glücksrausch griff er nach der Hand des großen Landsmanns, die ihm dieser lächelnd überließ, und rief:

»So ratet Ihr mir also, Herr Herzogl. Rat, den Pfad zum Parnaß, den ich eingeschlagen habe, guten Mutes fortzusetzen und des – ich gestehe es – mühsamen weiteren Emporklimmens nicht müde zu werden? Und glaubt Ihr, daß ich einmal des Lorbeers teilhaftig werden kann, wie er sichtlich Euer Haupt krönt?«

»Haltet ein, mein Freund!« rief Opitz und machte eine abwehrende Bewegung. »Und unterscheidet zweierlei! Ingenium und Sukzeß. Ingenium oder auch Talent, kann man es nennen, ist das eine, Ihr habt es! Was sich mir hier in dem Heft darbietet, tut es kund. Aber auch schon das eine Versifikat würde als Probe genügen. Ein zweites jedoch ist die Frage, ob das vorhandene Ingenium stark und ausdauernd genug sein werde, es auch zu dem notwendigen Sukzeß im Leben zu bringen, als wovon doch alles für uns abhängt. Ihr kennt das Wort aus der Väterzeit vom Handwerk, das goldenen Boden hat und haben muß, wenn es manchmal gleich nur von Silber sein mag. Glaubt mir, auch unser Handwerk kann nicht gedeihen ohne den goldenen Boden. Auch zum Verseschmieden und Bücherschreiben, nicht nur zum Kriegführen, wie es in unseren Tagen ein kaiserlicher General einmal in Worte gefaßt hat, gehört Geld, Geld und wiederum Geld. Ob und wie aber ein jeglicher von uns, die diesem riskanten Handwerk obliegen, es auch zu dem verwünschten Gelde bringt und zu dem hierfür unerläßlichen äußeren Sukzeß, nennt ihn nun Ruhm oder Lorbeer oder wie sonst, das steht in Gottes Hand und läßt sich auf keine Weise vorbestimmen, auch nicht, sofern das größte Ingenium im Spiel sein mag. Denn es ist ja *nicht* so – auch das beachtet! –, daß einmal gewonnener dichterischer Lorbeer und das ihn begleitende tückische Gold uns nun unser Leben lang treu bleiben wie ein vor Gottes Altar uns angetrautes Ehegemahl, sondern sie sind eher vom Schlage jener gleisnerischen Kurtisanen, die heute dem ihre Gunst schenken und morgen einem anderen und so fort. Und je mehr Ihr ihnen nachlauft, desto gewisser kehren sie Euch den Rücken. Nehmt selbst meinen eigenen Fall! Seit zwanzig Jahren erklingt der Name des Verfassers der deutschen Poeterey durch alle deutschen Lande und weit darüber hinaus. Also auch der äußere Sukzeß hat nicht auf sich warten lassen, so scheint's. Und doch! Wie Ihr mich hier seht, habt Ihr einen Mann vor Euch, der nicht einen Zollbreit Grund und Boden sein eigen nennt, und alles, was er an Hab und Gut besitzt, könnt Ihr mit einem Rundblick in diesen vier Wänden umfassen, abgesehen von ein paar geflickten Hemden und alten Schwarzen unten in meiner Stube, die mir der würdige Herr Nigrinus abgetreten hat, so daß also das Wort des alten Lateiners ›*Omnia mea mecum Porto*‹ in seiner vollen Bedeutung auf mich zutrifft. Laßt Euch das zur Lehre dienen, junger Freund, und erwartet von Eurem dichterischen Ingenio im höchsten und besten Falle vielleicht den nur allzu schnell dahinwelkenden Lorbeer, aber nie und nimmer die von uns allen in jungen Tagen erträumten goldenen

Früchte oder sonstwelche klingende Münze, womit Ihr Eure leibliche Notdurft bestreiten könntet. So! Das wäre der langen Rede kurzer Sinn, der Euch zu Eurem Nutzen eingehen möge. Und jetzt, mein junger Herr Gryphius, seid bedankt für Euren Besuch, und wenn Ihr wieder etwas Rechtes zu Papier gebracht zu haben meint, sollt Ihr nicht umsonst an meine Tür klopfen. Es wird Euch aufgetan werden.«

Martin Opitz machte eine verabschiedende Bewegung. Aber der junge Schlesier schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Opitz sah ihn fragend und etwas ungeduldig an. Er, Gryphius, kam es stockend heraus, habe noch einen jüngeren, gleichfalls den Musen opfernden Herzbruder und schlesischen Landsmann am Gymnasio Academico, der vor Begierde brenne, dem großen Meister seine poetischen Elaborate auf den Tisch legen zu dürfen.

»So bringt ihn in Gottes Namen das nächstemal mit!« rief Opitz. »Aber daß Ihr mir nicht etwa alle schlesischen Versemacher, die es wie Sand am Meer gibt, auf den Hals hetzt! Mit Euch und Eurem Herzbruder ist es genug! Wie nennt er sich denn, der neue Ariost oder Torquato Tasso?«

»Christian Hofmann von Hofmannswaldau heißt er, Herr Herzogl. Rat. Guter angesehener Eltern Kind! Er verehrt Euch über die Maßen!«

»Schön! Er mag kommen! Und damit Gott befohlen!«

Die Tür hatte sich hinter dem Scholaren geschlossen und Opitz wandte sich von neuem der altdeutschen Handschrift zu, die vor ihm auf dem Tisch lag. Aber er fühlte bald, daß er abgelenkt war und seine Gedanken sich nicht wieder auf die gelehrte Arbeit sammeln wollten. Er ließ die Hände in den Schoß sinken und legte sich in den Stuhl zurück. Hatte sich nicht soeben erfüllt, was ihm erst kürzlich als zu erhoffend durch den Sinn gegangen war? Der erste Jünger und Schüler in dieser hyperboräischen Stadt, durch die magische Kraft seines Namens angezogen, hatte sich eingefunden! Ein zweiter stand gewissermaßen schon vor der Tür! Andere würden folgen, trotz aller aufrichtig gemeinten Abwehr dagegen. Bald würde der Name Opitz als Banner über einem Kreise von Anhängern und Schülern wehen. Die ersten Schritte in dieser Stadt der reichen Getreidehändler und Schiffsmakler waren getan, und wie lange noch, so würden sich die Türen aller großen Häuser vor ihm öffnen. Aber auch noch ein anderes! War es nicht die Jugend selbst, die in der Person dieses Zwanzigjährigen, dieses Zukünftigen erschienen war, um ihm ihre Verehrung zu bezeigen? Und wessen Namen die Jugend auf den Lippen führte, wenn sie ihre Disputationen untereinander oder wohl gar mit den Doktoren auf den Kathedern vollzog, dem konnte auch der Rattenzahn der gefräßigen Zeit, der selbst die festesten Säulen zernagte, nichts anhaben, und noch kommende fernste Zeiten würden ihn im Gedächtnis behalten.

Opitz litt es nicht länger an seinem Arbeitstisch. Er fühlte, wie seine Brust von diesem Wissen sich höher hob und sein Herz schneller schlug. Er trat ans Fenster und öffnete es. Lärm

spielender und sich balgender Kinder drang von der Gasse zu ihm herein. Diese da, die noch ahnungslos draußen im herbstlichen Sonnenlicht herumtollten und sich mit knallenden Worten im Danziger Platt bewarfen, würden einst, wenn sie groß geworden, ihren Nachfahren, ihren Kindern und Enkeln, am geheizten Ofen zur Winterszeit erzählen, in der Gasse hier, wo sie als Kinder gespielt hätten, habe der berühmte Herr Martin Opitz von Boberfeld gewohnt und ihnen vom Fenster aus manchmal zugesehen.

7

Die Herberge »Zum blauen Pomuchel« befand sich in einem von der Straßenfront ein Stück weit zurückliegenden Hinterhause einer finsternen Altstadtgasse. Man durchschritt einen hofartigen, holprig gepflasterten Raum zwischen einer hohen kahlen Hauswand links und einer langgestreckten Remise rechts und gelangte über eine jener steilen Hühnerstiegen, wie man sie in so vielen alten Häusern der Stadt antraf, in das sogenannte Hängestockwerk, das dem Ausschank für die Stadtgäste diente, während die Fremdenzimmer der Herberge sich auf die oberen Stockwerke verteilten.

Hier walteten seit mehr als dreißig Jahren hinter der mit einem Aufbau von Schnapsflaschen bestellten Tombank die Wirtsleute Nathanael und Euphrosyne Thiel. Nathanael war ein großer schwerer Mann gegen Ende fünfzig, mit einem martialischen Schnauz- und Knebelbart und listig zwinkernden Augen unter buschig überhängenden Brauen. Euphrosyne, seine Enehälfte, etwa ein Jahrzehnt jünger als er, an sich schon klein und schwächlig, schien neben dem vierschrötigen Gestell ihres Mannes beinahe zu verschwinden, brachte sich aber, wie es oft von kleinen Frauen gegenüber riesigen Männern zu geschehen pflegt, durch ein sehr entschiedenes Wesen und ein gehöriges Mundwerk ausreichend zur Geltung. Ihr oblag, mangels einer anderen Hilfe, die Bedienung der meist einfach bürgerlichen Gäste, während Nathanael den Bierzapfer machte und neben dem Schnapsausschank für den dampfenden Grog sorgte, der die Spezialität und besondere Anziehungskraft der Schenke war. Im übrigen war er kein Freund von allzuviel Tätigkeit und Beschäftigung, haßte jede unnütze Lauferei und saß am liebsten auf seinem hochbeinigen Schemel hinter dem Ladentisch wie ein Hausgötze auf seinem Postament, das Gebaren der Gäste beobachtend und dann und wann wohl auch ein derbes Witzwort dazwischen feuernd.

Als Opitz in der schon zeitigen Dämmerung eines nebligen Septemberabends mit seinem ortskundigen Begleiter Hünefeld die Schenke »Zum Pomuchel« betrat, saß in dem engen verschlagartigen Nebenraum, der für Vorzugsgäste bestimmt war, erst einer der Männer der Einhornrunde, eine lange dürre Gestalt in mittleren Jahren mit wallendem Vollbart und Glatze über einem schon ergrauenden Haarkranz. Es war Johannes Plavius, einer der gesuchtesten

Gelegenheitsdichter der Stadt, Verfertiger ungezählter Hochzeits- und Trauercarmina und anerkannter Häuptling der Einhorngesellschaft, der in allen ihren Angelegenheiten ein gewichtiges Wort zu sprechen hatte. Hünefeld hatte Opitz bereits vorher alles Notwendige über den aus Plauen im Vogtland Gebürtigen, daher er sich Plavius nannte, zu wissen kundgetan. Dieser vogtländisch-sächsische Landsmann hatte sich bereits vor einer Reihe von Jahren am Mottlaustrand ansässig gemacht und war durch seine unerschöpfliche Kunstfertigkeit im Versmachen und durch die seinem Volksstamm arteigene geschäftliche Betriebsamkeit sehr bald zu Namen und Ansehen in der diesem Zweige des poetischen Handwerks seit jeher zugewandenen Handelsstadt gelangt. Es hieß von ihm, daß er eifersüchtig auf die Wahrung seiner poetischen Vorrangstellung in Danzig bedacht sei und in jedem Neuankömmling, der der poetischen Gilde zuzuzählen war, einen gefährlichen Nebenbuhler witterte, dem ein Bein gestellt werden müsse.

Opitz, solcherweise von seinem buchhändlerischen Mentor unterrichtet und gewarnt, verneigte sich mit der Hand auf dem Herzen und allem anderen gebotenen Zeremoniell vor dem einflußreichen und mächtigen Kollegen in Apoll, der diese Huldigung in der gleichen, etwas übertriebenen Weise erwiderte und den Gast nicht ohne Feierlichkeit willkommen hieß.

»So bewahrheitet es sich denn, was sich seit Tagen die Eingeweihten unserer löblichen Stadt, die Auguren und Hohepriester der heiligen Dichtkunst zuflüstern,« sagte der Plauener, während ein erzwungen verbindliches Lächeln über seine zerknitterten Züge glitt, »der Großmeister unseres Ordens, der berühmte Martin Opitz von Boberfeld, hat seinen Einzug in unsere Mauern, in unsere bemoosten Wälle gehalten. Rüstet eure Posaunen, ihr Männer von Jericho! Tretet an, ihr Tubabläser! Der Herr hat Großes an uns vollbracht!«

»Auf keinen Fall etwas Größeres als an jenem Tage, da des Herrn Gnade Euch selbst, mein Herr Plavius, in die Mauern dieser ebenso schönen wie opulenten Stadt führte,« erwiderte Opitz, dem es nicht an Schlagfertigkeit gebrach.

»Eure Worte ehren mich über die Maßen, Herr Opitz von Boberfeld,« entgegnete Plavius. »Nur irrt Ihr Euch leider, denn dazumal, als ich in Danzig meinen Einzug hielt, hat in dieser Böötierstadt noch kein Hahn nach mir gekräht, indessen Euch, gleich als einem gekrönten Fürsten, die Fama schon um einige Tage vorauszog und Euren Ruhm durch alle Gassen trompetete. Da sie jedoch, wie alle Weibsbilder, launisch und wetterwendisch ist, so traget Sorge, daß sie Euch nicht zur Unzeit den Rücken kehre.«

Opitz hatte an dem runden Tisch Plavius gegenüber Platz genommen und verneigte sich.

»Ihr seid zu gütig, mein Herr Plavius! Nehmt meinen innigsten Dank für Euren vortrefflichen Rat, der Euch sicher von Herzen kommt und den ich getreulich zu befolgen gedenke.«

Beide Männer musterten einander mit Blicken, deren Pfeilspitze Schärfe die öligen Worte Lügen strafte. Ein paar Augenblicke herrschte Schweigen, währenddessen Hünefeld zwei

Gemäße Grog für sich und seinen Gast bestellte.

»Nanntet Ihr nicht vorhin diese Stadt opulent?« begann Plavius, den Faden wieder aufnehmend. »Ja! Opulent mag man sie heißen. Aber nur in Ansehung derjenigen, die hier seit Olims Zeiten sitzen wie die Made im Speck! Die ihren angestammten Platz auf den Bänken im Artushof haben bei einer der Brüderschaften und ein Haus gleich nebendran am Langenmarkt ihr eigen nennen! Die ihre Schiffe mit Weizen auf der See oder Flöße mit Holz aus Polen auf der Weichsel schwimmen haben. Ja! Für die mag es zutreffen, was Ihr von dem opulenten Danzig geredet habt. Aber in allem übrigen ... Gott erbarme sich! Für einen Mann von Geist und poetischem Ingenio hängen hierzulande keine Spickgänse und keine Fleischwürste in den Räucherammern, und der rote Franzwein oder der Portugieser, der Xeres oder Madeira, den die Dreimaster, die an der Langenbrücke festmachen, aus Frankreich oder Spanien mitbringen ... über *unsere* Lippen kommt kein Tropfen davon, geschweige denn, daß man sich mal einen rechtschaffenen Rausch davon zulegen und sich unter den Tisch saufen könnte, wie man's bei der Sippchaft im Artushof ein paarmal die Woche erleben kann! Nein! Nein! Geht mir doch ab mit der Opulenz hierzulande! Für unsereinen, der mit seinen Versen hunderte und hunderte an den Traualtar und ins Ehebett und andere hunderte und hunderte zur letzten Ruhestätte bei Sankt Marien oder Sankt Katharinen geleitet hat, für den langt es höchstens zu ein paar Schluck von dem heißen Teufels- oder Göttertrank hier! ... Gebt Ihr mir nicht recht, Hünefeld?«

Der Buchhändler hatte mit gekreuzten Armen über sein Grogglas weg dem langen Sermon des anderen zugehört und mehrmals ungeduldig den Kopf geschüttelt.

»Euer altes Klage lied, Herr Plavius, über die Bötter, unter denen Ihr hier Eure Tage zu vertrauern habt! Aber warum tut Ihr es? Wer zwingt Euch denn dazu? Und warum habt Ihr nicht längst den Staub, der wahrlich im Sommer dick genug hier in den Gassen liegt, von Euren Füßen geschüttelt?«

»Ihr redet wie der Blinde von der Farbe, mein guter Hünefeld!« erwiderte Plavius und warf dem Buchdrucker einen giftigen Blick zu. »Begrift Ihr denn nicht, daß einem Mann von Geist, der von seiner Feder, will sagen, von seinem Gehirnschmalz sein Leben fristen muß, oft genug nichts anderes übrig bleibt, als nach dem alten Spruch zu handeln: Wess' Brot ich ess', dess' Lied ich sing'? Und was für eine Art und Weise von Liedern verlangt ihr Bötter immer wieder von einem Johannes Plavius, dem schon in der Wiege die tragische Muse die Leier stimmte? Was für Lieder verlangt Ihr denn von ihm? Lobpreisungen auf die tugendsame Jungfrau Philomena Hühnerbein, die schöner ist als Venus und Helena, und auf ihren Bräutigam, den Schenkwirt Demetrius Wurstbauch, der erleuchteter und weiser als Apollo, Merkur und Sokrates zusammen zu sein hat! Und dieser selbe Plavius hätte Tragödien von Achilles und Polyxena oder von Dido und Äneas gleich einem neuen Seneka dem Zeitalter

schenken können! Oh! Es ekelt mich der Welt und ihres Gewürms! Qualis poeta pereor! ... Madame Thiel! Nymphe Euphrosyne! Noch ein Glas von Eurem höllischen Nektar!«

Mit zum Himmel gebreiteten Armen, den Kopf auf der Brust, so saß der Dichter da und starrte unverwandt einer dicken Träne nach, die ihm in sein leeres Grogglas gekullert war.

»Da! Da!« rief er der eilig herbeitrippelnden Wirtin zu. »Erblickt Ihr die Perle im Glase? Man sollte sie in Gold fassen! Sie ist kostbarer als jene Perle der Kleopatra, die sie im Wein aufzulösen versuchte! ... Es ist die Träne des Dichters Plavius, der ein neuer Seneka hätte werden können und ein kleiner Reimschmied zu Danzig geworden ist! Da! Nehmt sie hin, Nymphe Euphrosyne! Sie ist Euer! ... Kennt Ihr übrigens die Dame Kleopatra?«

»Aber nein doch! Was denkt der Herr Plavius von mir!« erwiderte die Angeredete in aufrichtiger Entrüstung. »Unsereins ist eine anständige Frau! Perlen in Wein auflösen ...! Das wird schon die Richtige gewesen sein!«

»Mehr Respekt vor Kleopatra, Mutter Thiel!« donnerte Plavius. »Die Herzdame des Feldherrn Antonius! Und nicht minder auch des großen Cäsar!«

»Na, ich sag's ja!« rief Madame Thiel und drehte sich kurz auf dem Absatz um. »Gleich zwei auf einmal! I, geht mir doch ab! So ein Weibstück!«

Die Eingangstür der Wirtsstube öffnete sich unter heftigem Gebelfer der über ihr angebrachten Schelle, und eine bis über den Kopf verummte untersetzte Gestalt im schwarzen Mantel schritt über die Schwelle, durchquerte wortlos den vorderen Schankraum zur Nebentube und trat an den Tisch der Einhornrunde zu Opitz und Hünefeld, die schweigend vor ihren Gläsern saßen, während Plavius nach den letzten Augenblicken der Ekstase eingenickt war.

»Seid Ihr es, Professor Peter Krüger? Und eingemummt wie ein Brigant der römischen Campagna!« rief Hünefeld, als der Ankömmling seine Kapuze zurückschlug und seinen schweren Körper auf einen Stuhl am Tisch fallen ließ, daß es krachte, während er mit einer hellen, gellenden Stimme zu krähen begann.

»So wißt Ihr, dessen Beruf und Geschäft es ist, unsere löbliche Stadt mit Neuigkeiten aller Art zu versorgen, offenbar noch nicht die letzte Kuriosität?«

»Und die wäre?« fragte der Zeitungsdrucker neugierig über den Tisch.

»Daß es uns Professoren und Magistern am Gymnasio Academico von einem Hohen Rat der Stadt hinfüro verboten ist, an irgendwelchen nächtlichen Konventikeln und geheimen Zirkeln zu partizipieren! Darum seht Ihr mich in dieser lächerlichen und meiner unwürdigen Verummung. Jetzt wißt Ihr's! Und setzt es als eine kuriose Neuigkeit in Eure ›Relation oder Zeitung von Danzig und anderen Orten‹ hinein, damit die Leute draußen im Reich einen Begriff bekommen, wie man hier oben bei den Eisbären mit der heiligen Dichtkunst und denen, die sie zu lehren berufen sind, umzuspringen beliebt!«

Die Stimme des Professors war von einer Mark und Bein durchdringenden Schärfe. Sie erinnerte Opitz an das kratzende Geräusch einer Säge, die sich gerade durch einen Ast hindurcharbeitet. Krüger hatte sich von seinen verschiedenen Umhüllungen befreit und nahm erst jetzt den fremden Gast an seiner Seite wahr.

»Ah! Ihr seid es, Herr Herzogl. Rat? Hünefeld hat Euch uns bereits annonciert! Wir waren Euch schon erwartend. Ihr werdet nicht wissen, mit wem Ihr es zu tun habt. Ich heiße Peter Krüger und bekleide hier am Gymnasio Academico das Amt eines Professors der mathematischen Wissenschaft. Auch ist mir am gleichen Platze die Pflege der ars poetica, der heiligen Dichtkunst, anvertraut, deren metrische Gesetze ich den hiesigen Dickschädeln mit mehr oder minder Erfolg einzutrichtern bemüht bin.«

»Ihr habt da zwei hübsch unterschiedliche Disziplinen unter einen Hut zu bringen, Zahlenlehre, das Abstrakteste vom Abstrakten, und Poetik, die es doch ganz und gar mit den Sinnen zu tun hat,« meinte Opitz und lächelte.

»Ihr seid im Irrtum, Meister Opitz von Boberfeld!« erwiderte Krüger und rührte in seinem dampfenden Grogglase herum. »Wie sich bekanntlich alle Brüche auf einen Nenner bringen lassen, so auch, richtig betrachtet, alle Disziplinen unter einen Hut. Sind es denn nicht auch Zahlen, auf denen die poetische Metrik, und gerade die Eurige, beruht? Oder wie meßt Ihr Eure Versfüße? Und gedenket des Pythagoras, der an den Anfang aller Dinge die Zahl setzte.«

Er hielt einen Augenblick inne, um das Glas mit dem heißen Trank zum Munde zu führen, und fuhr dann fort:

»Mit der Zahl hat es etwa die gleiche Bewandnis wie mit der Zwiebel. Ihr könnt alles, was da ist, aus der Zahl herleiten und deduzieren, gleichwie Ihr von der Zwiebel immer noch eine Haut wegzunehmen vermögt, und dringt doch nie bis zum eigentlichen Kern vor, womit gesagt sein soll, daß in der Zahl das Geheimnis des Universums verborgen liegt.«

»Ihr müßt nämlich wissen, Herr Herzogl. Rat,« fiel in diesem Augenblick Hünefeld ein, »daß unser vortrefflicher Professor Krüger auf unseres preußischen Landsmanns Kopernikus Evangelium von der Kugelgestalt unseres Erdkörpers schwört und dieserhalb auch dem berühmten Italiener Galilei zu Rom und Bologna seinerzeit als Famulus assistiert hat. Wovon er noch zwei nach des Kopernikus' System eingerichtete Globusse über Kürbisgröße aus Welschland mitgebracht und sie einem hiesigen Publikum schon des öfteren vordemonstriert hat, wiewohl noch allzu viele hierzulande, natürlich nur die geringeren Geister, absolut nicht glauben wollen, daß die Wilden und Insulaner auf der anderen Seite der Erdkugel richtig auf ihren Füßen stehen könnten, vielmehr sich einbilden, sie müßten von der Kugel herunterfallen oder auf ihren Köpfen gehen. Ja, die Stultitia des Menschengeschlechts ist riesengroß und schreit zum Himmel. Aber wer sich ihrer erbarmen will, den rädern und vierteilen sie und zwicken ihn mit glühenden Zangen, wie es an dem Exempel des vorerwähnten großen Galileo

Galilei zu unsern eigenen Lebzeiten ersichtlich genug.«

Hünefeld schloß mit einem aus der Tiefe kommenden Seufzer, den er mit einem festen Schluck aus seinem Grogglas herunterspülte. Die Unterhaltung schwieg. Jeder dieser Männer der Einhornrunde schien dem gleichen Gedanken von der sie alle auf die nämliche Weise bedrohenden Gefahr der menschlichen Torheit und (gleichbedeutend mit ihr) der menschlichen Bosheit nachzuhängen.

Als letzter Gast des Abends erschien bei den Einhörnern der junge Johann Hewelke, der vierundzwanzigjährige Sohn reicher Bierbrauersleute aus der Pfeffergasse, der als weltberühmter Astronom einmal Johannes Hevelius heißen sollte. Aber hiervon wußte an diesem Abend weder der junge Bierbrauer selbst etwas noch ahnte irgendeiner seiner älteren Freunde und Gönner am Einhornrtisch oder sonstwo in der Stadt auch nur das geringste davon. Vielmehr wurde er als der Benjamin in dieser Tafelrunde höchst würdiger und gesetzter Männer noch immer nicht ganz für voll genommen, wie es jungen Hähnen mit ihren ersten Krähversuchen im Hühnerstall zu ergehen pflegt. Immerhin brachte er jedesmal irgendeine besondere Neuigkeit aus der Stadt mit und trug so nicht wenig zur Belebung der manchmal stockenden Unterhaltung und zur Bereicherung der Diskussion über die Zeitläufte bei.

Auch heute war er über und über mit Neuigkeiten bepackt und brannte vor Begierde, sie an den Mann zu bringen. Ob man denn in diesem hochtitulierten Kreise schon wisse, daß die schwedisch-polnischen Friedensverhandlungen zu Stuhmsdorf bei Marienburg, die schon beinahe unter Dach und Fach gewesen seien, im allerletzten Augenblick, kurz vor dem Unterschreiben, zu Bruch gegangen seien? Und warum? Weil man sich bei den beiden hohen vertragschließenden Parteien nicht im guten habe einig werden können, welcher von ihnen beiden der Vortritt in das eigens zur Unterzeichnung des Friedenspaktes errichtete Prunkzelt gebühre. Deshalb habe man statt der schon bereitgehaltenen Federkiele kurzerhand zum De-gen gegriffen und im Nu in Front gegeneinander gestanden. Über den Ausgang des wohl für unvermeidlich zu haltenden Scharmützels habe der reitende Bote aus Stuhmsdorf noch nichts berichten können. Aber im Rathaus und beim Stadttregiment herrsche große Aufregung über die schlimme Wendung der Dinge, in die auch Danzig, mitten drinnen zwischen den Polen und den Schweden, hineingezogen zu werden drohe. Dies habe, so schloß der junge Hewelke seinen atemlosen Bericht, sein Vater, der Bierbrauer, der ja dem Kollegio der Schöffen angehöre, soeben vom Rathaus mitgebracht und zum schlimmen Ende auch noch zu verkünden gewußt, der Rat habe in Ansehung der offensichtlichen Verböserung der politischen Lage der Stadt jede Art von nächtlichen Konventikeln und geheimen Sitzungen mit Pranger und anderen hochnotpeinlichen Strafen zu ahnden beschlossen. Die nächtliche Scharwache habe strengste Order, alle Herbergen und öffentlichen Gaststuben der Stadt auf etwaige Übeltäter zu durchsuchen und selbige zunächst einmal bei Wasser und Brot einzusperren. Einem

Fähnlein der Scharwache sei er auf dem Wege hierher in persona begegnet. Es sei in Bälde loco zu erwarten.

Wenn in diesem Augenblick ein Kanonenschuß über den Köpfen der Tafelrunde abgefeuert worden wäre, so hätte der Schreck der einzelnen Teilnehmer nicht größer sein können. Alle sprangen gleichzeitig von ihren Sitzen auf, stießen ihre Gläser beiseite und rissen ihre abgeworfenen Mäntel an sich. Auch Plavius war aus seinem Schläfchen erwacht und schrie und räsonierte mit den andern mit, während er seinen Mantel umwarf. Durch alles Stimmengewirr hindurch aber gellte die Stimme Krügers, des Professors der Mathematik und der Poetik.

»Johannes Hewelke! Giftschlange, die ich an meinem Busen großgezogen habe! Mußtest du uns erst den umständlichen Stuhmsdorfer Brei auftischen? Konntest du nicht die Hauptsache, daß man uns hier ausheben will, an den Anfang setzen? Warum tatest du das, Bube?«

»Weil ich beim Professor Peter Krüger im Collegio logico gelernt habe, daß erst die Predigt und dann das Amen kommt und daß der Schluß einer Geschichte nicht an den Anfang gehört!«

»Hol' dich der Satan, du Vorwitzling! Du Naseweis!« gellte es hinter dem bereits die Treppe Hinabpolternden her. Der aber verschwand, ohne sich noch einmal umzusehen, in der nächtlichen Finsternis.

8

Im Schwarzwaldschen Hause, das in der Langgasse unweit des gleichnamigen Tors gelegen war, herrschte seit einiger Zeit Schlechtwetter; wenn man genauer nachrechnen wollte, eigentlich seit jenem Nachmittage, an dem Anna Schwarzwald mit ihrer Base Constanzia draußen vor dem Werdertor ihrem vom polnischen Hoflager heimkehrenden Verlobten Gerhard von Proen in Gesellschaft des auffallenden Fremdlings und Dichters Martin Opitz von Boberfeld begegnet war. Anna Schwarzwald, die verwöhnte und verzogene Erbtöchter des reichen Hauses, hatte durch ihre sprunghaften Launen von jeher ihrer Umgebung, vornehmlich ihrer Mutter Brigitte, die als Schwester des Altbürgermeisters eine geborene Zierenberg war, nicht wenig zu schaffen gemacht. Frau Brigitte hatte Stunden, wo sie sich selbst schwere Vorwürfe machte, aber auch ihren schon vor längerer Frist selig im Herrn entschlafenen Ehegemahl bitter anklagte, dem launischen, verzogenen, manchmal geradezu verschrobenen Geschöpf nicht beizeiten die Zügel angezogen zu haben. Statt dessen hatte man der überspannten Margell, die alle Augenblicke etwas anderes wollte und wußte, jeden Wunsch erfüllt, jede Unart durchgehen lassen und so sich selbst eine Zuchtrute geschaffen, gegen die es nun kein Mittel mehr zu geben schien. Denn auch das letzte Rezept, zu dem kundige Großtanten geraten

hatten, eine frühzeitige Verlobung und baldiges Unter-die-Haube-bringen, hatte bei dem widerspenstigen Wesen versagt. Die Sechzehnjährige hatte sich zwar, mit manchem Ach und Krach, in das Verlöbniß mit dem um zwanzig Jahre älteren Feldhauptmann gefügt, wußte sich aber nun schon seit über einem Jahr der immer wieder in Aussicht genommenen Erfüllung zu entziehen. An dem Morgen nach jener schicksalhaften Begegnung der beiden Kusinen mit dem Feldhauptmann und dem Dichter, draußen vor der Stadt, war es zu einem erregten Streit zwischen Anna und ihrem Verlobten gekommen, der, wie das Hausgesinde zu erzählen wußte, nun gar mit einer förmlichen Absage zwischen Braut und Bräutigam geendigt hatte. So war es nicht zu verwundern, daß der Feldhauptmann im höchsten Zorn davongestürzt war und sich auf seinen Gaul geworfen hatte, um in der ländlichen Stille erst einmal seinen Groll gegen das ungebändigte schöne Mädchen verrauchen zu lassen.

Auch auf der anderen Seite des Schlachtfeldes herrschte nicht geringer Mißmut, wie es wohl zu geschehen pflegt, wenn zunächst beide Parteien sich den Sieg zuschreiben und erst hinterher gewahr werden, daß der Kampf unentschieden blieb, im Grunde also keiner von ihnen etwas gewann. Mit dem Instinkt des Weibes wußte Anna dies bereits, als Proen die Treppe hinunterstürzte und im Nu auf und davon war. Wie hatte es nur so weit kommen können? Sie schätzte und achtete Gerhard von Proen ja doch, wie er es als Mann verdiente, wenn sie auch nicht in Liebe zu ihm verging. Aber mußte man denn in seinen zukünftigen Ehegemahl verliebt sein? War es eine von den jungvermählten Frauen ihrer Verwandtschaft, ihrer Gevatterschaft? Wohin sie um sich blickte: keine! Auch ihre Base Constanzia nicht, die weitberühmte, die tugendreiche, mit ihrem alten Kerschenstein, dem gichtkranken Ratsherrn, der seit Jahr und Tag an seinem Gliederreißen herumkurierte. Wer konnte in den verliebt sein? Constanzia gewiß am allerwenigsten, wenn sie sich auch alle Mühe gab, ihn zu pflegen, und ihm vor aller Welt die Ehre und Treue erwies, die man nun einmal seinem Eheherrn schuldig war. Aber was hatte solches Tun, das mehr das einer barmherzigen Schwester war, mit der wirklichen und wahren Liebe zu schaffen? Mit jener einmaligen, alles verzehrenden Flamme des Herzens, an der man entweder verging oder – so hieß es – aus der man als ein ganz anderes, gleichsam neugeborenes Wesen wiedererstand? Dann mußte es aber auch der Mann danach sein. Vielleicht war es dieser Fremde, dem sie neulich begegnet waren, als er mit Proen der Stadt entgegenritt? Dieser Fremde mit dem durchdringenden Blick seiner rätselhaften Augen und dem höfisch alamodischen Zuschnitt seiner ganzen einnehmenden Mannsperson. Erzählte man sich nicht von seinen weiten Reisen, seinem vielbewegten Leben? Von seiner Dichterkrönung am Kaiserhof zu Wien, wo er in den Adelsstand erhoben wurde? Manches galante Abenteuer mochte in den Dichterkranz mit eingeflochten sein. Diese Augen, die dem lebensdurstigen jungen Mädchen Rätsel aufgaben, verrieten ebensoviel wie sie verschwiegen.

Aber warum sah und hörte man nichts von dem interessanten Fremden, der sich doch

inzwischen schon in Danzig umgesehen haben mußte und nicht unbemerkt geblieben sein konnte? Auch Base Constanzia schwieg sich beharrlich über den fremden Gast aus, und doch wußte Anna Schwarzwald aus einer gelegentlichen Bemerkung, die Oheim Zierenberg, der Altbürgermeister, bei einem Besuch seiner Schwester, Annas Mutter, hatte fallen lassen, daß Opitz längst im Rathause seine Aufwartung gemacht hatte und dort auch Constanzia mit ihm zusammengetroffen war. Aber davon hatte diese Schlange, die sie doch eigentlich war, ihr nicht ein Sterbenswörtchen verraten! Wahrscheinlich wollte sie in ihrer schnöden Selbstsucht Opitz wieder nur für sich allein haben, wollte den Hofstaat ihrer Verehrer wieder nur um einen besonders in die Augen fallenden Ritter vermehren, so wie sie es mit diesen Pariser Kavalieren gemacht hatte, die sie auch ausschließlich an sich gefesselt und niemand anderm gegönnt hatte. O diese falsche Person! Nicht einmal ihre leibliche Base und beste Freundin zog sie in ihrer angeborenen Eiskälte ins Vertrauen!

Das enttäuschte und mißmutige Mädchen nahm sich vor, Constanzia das Spiel, das sie nicht zum erstenmal spielte, zu verderben und den geheimnisumwobenen Fremden, so erschien er ihr bereits, selbst an sich zu ziehen, sei es auch nur, um ihn dem Netz der andern zu entreißen. Schon am Nachmittag des nächsten Tages bot sich eine Gelegenheit, Constanzia zunächst einmal etwas auf den Zahn zu fühlen. Die schöne Frau, die man im fernen Mailand wegen ihrer italienischen Gesangkunst die baltische Sirene nannte, machte ihren gewohnten Donnerstagsbesuch bei ihrer Tante Brigitte, Annas Mutter. In dem nach rückwärts gelegenen Schwarzwaldschen Wohnzimmer, in dem als besondere Kostbarkeit zwei einst vom Großvater Schwarzwald auf einer Welschlandreise erstandene Gemälde italienischer Meister, eine Judith mit dem abgeschlagenen Haupt des Holofernes und eine nur in ihr wallendes Haar gehüllte büßende Magdalena hingen, saßen die drei Frauen bei der Tasse Schokolade und frisch vom Herd gekommenen, noch warmen Waffeln, die es in der ganzen Stadt nirgends so zart und knusprig gab wie hier.

Woran es eigentlich liege, daß gerade die Waffeln ihr immer so gut gerieten, fragte Constanzia die Tante. Das ganze Geheimnis werde wohl das Waffeleisen sein, meinte diese, befriedigt lächelnd. Es sei ein echtes Waffeleisen aus Holland, noch von ihrer Großmutter selig her, der es in ihrer Jugendzeit der alte Christoph von Proen, der Vater von Annas Bräutigam, zum Präsent gemacht habe. Die Proens stammten ja aus den spanischen Niederlanden, und so sei denn das alte Familienerbstück aus Antwerpen an die Zierenbergs und mit ihr selbst hierher ins Schwarzwaldsche Haus gekommen. Vielleicht werde sie es ihrer Tochter, mit der sie zwar gar nicht zufrieden sei, in die hoffentlich baldige Ehe mit Gerhard von Proen auf den Weg geben, womit sich denn der Kreis schließen und das alte Stück wieder zu den Proens zurückgekehrt sein werde.

Die alte Dame, eine große, starkknochige Frau mit einem Jungmädchengesicht trotz

matronenhafter Fülle, seufzte aus tiefer Brust auf und starrte verdrießlich vor sich hin. Ach ja, es sei ein Kreuz mit den Kindern, und wenn es auch nur ein einziges sei. Ja, um so schlimmer dann! Sie glaubten, sie könnten mit einem umspringen, als sei man ein Schuhwisch! Anna könnte jetzt längst als großmächtige Gutsfrau auf Schloß Sobbowitz sitzen und ein Stammhalter der Proens könnte auch schon in der Wiege strampeln.

»Hört auf, Mutter!« rief Anna, nachdem sie bis dahin an sich gehalten, und sprang auf. »Ich bedanke mich dafür, Jahr für Jahr Bälge zur Welt zu bringen, damit das Haus Proen nicht mehr auf zwei Augen zu stehen braucht! Dazu werdet Ihr mich nie bringen! Nie! Nie!«

Sie stand mit flammenden Augen da, das Bild einer unnahbaren Diana, so wie sie Opitz an jenem Spätnachmittag vor Danzigs Toren zuerst erschienen war.

»Jesus! Mein Heiland!« schrie Frau Brigitte, die – wie ihre Tochter – von etwas cholertischer Gemütsart war. »Hat man schon jemals solche Worte aus dem Munde einer ausgewachsenen Margell gehört? Die doch schon den Verlobungsring am Finger trägt!«

»Hier habt Ihr ihn!« schrie ebenfalls Anna noch etwas lauter. »Ich habe ihn Proen zurückgeben wollen. Aber der eingebildete Herr Hauptmann, dem sie jetzt mit Recht den Huwald vor die Nase gesetzt haben, hat ihn nicht haben wollen! Gut! Behalte ich ihn als warnendes Exempel einer Backfischdummheit! Aber mein Entschluß steht fest!«

»Untersteh' dich!« schrie wiederum Frau Brigitte. »Sollte man sie nicht übers Knie legen und durchwischen, bis ihr die Mucken vergehen? Sag' selbst, Constanzia!«

»Warum habt Ihr's nicht früher getan?« erwiderte Anna mit plötzlicher Eiskälte. »Jetzt ist es zu spät!« Sie lachte spöttisch auf.

»Noch nicht, du krät'sche Margell!« schrie jetzt im höchsten Zorn Frau Brigitte und holte mit ihrer großen fleischigen Hand zu einer mächtigen Backpfeife, so einer von echtem Schrot und Korn der Altvordern, über den Tisch weg gegen ihre Tochter aus, daß dieser gewiß das Lachen vergangen wäre, hätte nicht Constanzia im letzten Augenblick Brigittes Arm ergriffen und den Schlag abgewehrt, indem sie ihr zurief:

»Regt Euch nicht auf, Tante Brigitte! In *dem* Alter sind sie alle so! Ich bin auch nicht anders gewesen, als ich Kerschenstein heiraten sollte und nicht wollte.«

»Und dann hast du ihn *doch* genommen!« ergänzte Frau Brigitte, deren Zorn mit einemmal verflogen schien. »Und hast ein schönes Haus und einen braven ehrenwerten Mann ...«

»Mit Chiragra und Podagra und Zipperlein, mit Kolik und mit Blasenstein!« dichtete Anna Schwarzwald bissig dazwischen hinein.

»Schäm' dich doch!« ärgerte sich Mutter Schwarzwald. »So ein herzloses Geschöpf!«

Das Unwetter, das zwischen Mutter und Tochter heraufgestiegen war, ebte ebenso schnell ab, wie es erschienen war.

»Die einen sind herzlos mit dem Mund, die andern sind herzlos mit dem Herzen selbst,«

philosophierte Anna stirnrunzelnd und wandte sich dabei ihrer Base Constanzia zu. Es war nur noch wie das Zucken eines letzten feurigen Blitzes, der ganz wo anders niederzugehen schien.

»Wenn du damit auf mich anspielen willst, meine teure Base,« nahm Constanzia jetzt das Wort, »so bist du schief gewickelt. Ich habe noch nie behauptet, daß ich vor Leidenschaft überkoche wie ein Topf, der auf zu starkem Feuer steht. Das tun wir doch eigentlich alle nicht, wir Danzigerinnen.«

»Wie lauwarmer Umschläge kommt ihr mir alle vor!« rief Anna, von neuem zum Angriff übergehend. »Kamillenteetee habt ihr in den Adern! Keinen Tropfen roten Bluts!«

Constanzia lachte laut und herzlich.

»Sag' mal, mein Holdchen! Wo bist *du* denn eigentlich zur Welt gekommen? Bist du nicht auch mit Mottlauwasser getauft?«

»Ja! Gott sei es geklagt! Ich bin es! Ich bin es!« erwiderte Anna, finster vor sich hin starrend. »Das sind eben die Ausnahmen, die immer zu leiden haben! Am Berg Vesuv geboren zu sein, wäre besser! Man dürfte lieben und hassen und, wenn's nicht anders ginge, auch jemand umbringen!«

Frau Brigitte schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Schokoladentassen tanzten.

»Jetzt wird's mir zu bunt! Jemand umbringen! Mir scheint, du hast den Verstand verloren! Soweit du noch einen gehabt hast. Die Margell bringt mich noch ins Grab!«

Constanzia erhob begütigend ihre Hand.

»Laßt *mich* das mit dem Kind ausmachen, Tante! Der Ärger schlägt sich Euch auf die Leber.«

Frau Brigitte stand seufzend auf und trat, den beiden den Rücken kehrend, ans Fenster.

Constanzia legte ihren Arm um Annas Nacken, die es halb widerwillig geschehen ließ.

»Also nun beichte mal, meine unglückliche Base, die nicht am Berg Vesuv geboren ist, aber es sein *könnte*! Was drückt dir das Herz ab? Daß wir Danziger Weiber nur Kamillenteetee in den Adern haben statt Blut? Und was noch, du blonder Vulkan?«

»Und daß ihr dabei Ränke spinnst, wo ihr nur könnt, und euch außer euren eigenen Ehekrüppeln noch einen ganzen Schwung von Männern einfängt, der um euch herumscharwenzeln muß und den ihr auf eine alberne Weise an der Nase herumführt!«

»Aber mache es doch auch so, mein Liebchen!« äußerte Constanzia in einem Ton, wie man einem unartigen Kinde zuredet, und streichelte ihrer Kusine die Hand. »Mache es auch so! Heirate deinen Feldhauptmann, der dir aus der Hand fressen wird, setze dich in das hübsche Sobbowitz und fange dir auch so einen Hofstaat von Kavalieren ein wie alle andern Danziger Frauen. Ich kerne zwar keine, die einen hat, außer mir selbst naturellement. Aber ganz gleich ...!«

»Siehst du wohl!« rief Anna. »Du bist herzlos und kalt! Ich habe es immer gewußt. Und was hast du mit dem fremden Mann gemacht?«

»Mit welchem fremden Mann?« fragte Constanzia mit einem Erstaunen, das echt sein konnte. Anna vermochte es im Augenblick nicht zu ergründen.

»Verstell' dich doch nicht! Du weißt ganz gut, welchen fremden Mann ich meine.«

Constanzia setzte eine feierliche Miene auf und erhob die Hand wie zum Schwur.

»Ich weiß es nicht! Bei den Gebeinen der heiligen Dorothea!«

Anna hatte eine tiefe Falte auf der sonst so klaren und reinen Stirn.

»Seit wann schwörst du papistisch?«

»Mir fiel im Augenblick kein besserer Schwur ein.«

»Und außerdem war er falsch! – Also der fremde Mann, den du wieder an der Angelschnur hast ...«

»Es wird doch nicht Herr Opitz von Boberfeld sein, der Herzogl. Rat und frischgebackene Königlich-polnische Hofhistoriograph?«

Anna klatschte die Hände zusammen.

»Ah! Hast du dich verraten?! – Nun? Was macht deine neueste Akquisition? Zappelt der Fisch schon am Angelhaken?«

»Ich habe ihn noch gar nicht zu Gesicht bekommen. Ich schwöre es dir.«

»Wieder bei den Gebeinen der heiligen Dorothea?«

»Nein, diesmal in allem Ernst!«

»Und auch wieder einen Meineid! Gleich zwei auf einmal! Erwinnere dich mal, meine liebe Constanzia, an deinen Besuch im Rathaus beim Ohm Zierenberg ...«

»Wann soll das gewesen sein, du herziges Kind?«

Anna Schwarzwald zuckte mit überlegener Miene die Achseln.

»Dein Hohn prallt an mir ab! ... Erwinnere dich mal! Vor vierzehn Tagen. Am Tag nach unserer Begegnung mit den beiden Männern, mit Proen und dem ... dem andern. Hast du da Ohm Zierenberg im Rathaus eine Morgenvisite gemacht?«

Constanzia schien tief in den Schacht ihrer Erinnerung hinabsteigen zu müssen.

»Ach ja! Jetzt fällt es mir wieder ein,« sagte sie nach längerem Nachdenken.

»Und was führte dich zu so früher Stunde die steile Treppe zu Ohm Zierenberg hinauf? Hast du dir beileibe nicht träumen lassen, wen du da oben vorfinden würdest, der grade seine Visite beim Ohm machte?«

Constanzia schüttelte den Kopf.

»Im entferntesten nicht! Ich träume überhaupt nie von dem, was erst kommen wird. Ich bin ja auch keine Somnambule. Ich träume immer nur von dem, was schon gewesen ist.«

Anna Schwarzwald stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf.

»Hast du gewußt, daß du den Fremden dort treffen würdest? Ja oder nein?«

»Und wenn ich es nun gewußt hätte, was wäre dann?« fragte Constanzia mit plötzlicher Entschiedenheit. »Und warum das?«

»Weil du seitdem so und so oft mit mir zusammen warst und mir nie ein Wort davon ver-raten hast!«

Constanzia nahm das Gesicht der ernstlich Schmollenden zwischen ihre beiden Hände.

»Möchtest du gern mal mit ihm zusammentreffen?« forschte sie. »Er ist ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle. Er wird dir gefallen. Ich werde es arrangieren.«

»Herzensbäschen!« rief Anna mit halb unterdrücktem Jubellaut und schlang ihre Arme um Constanzias Nacken. »Aber wir wollen leise sprechen,« flüsterte sie hastig. »Mutter braucht nicht von allem zu wissen. Sie steckt sowieso ihre Nase in alles.«

Frau Brigitte hatte sich am Fenster wieder umgedreht.

»Na? Was habt ihr wieder für Geheimnisse miteinander?« fragte sie, als sie die beiden die Köpfe zusammenstecken sah, und trat näher an den Tisch heran. »Was hört man denn von deinen Herren Franzmännern, Constanzia? Machen sie Frieden oder machen sie keinen Frieden?«

»Meinen Herren Franzmännern! Du bist gut, Tante!« entgegnete Constanzia mit leichtem Erröten. »Kerschenstein hat sie zu sich ins Haus geladen, wie es ihm als Ratsherrn zukam, und ich habe sie aufgenommen und bewirtet, wie's mir als Hausfrau zukam.«

»Und vorgespielt und vorgesungen am Klavichord und französisch parliert, alles, wie es dir als guter Hausfrau zukam! ... Wenn zu meiner Zeit eine von uns sich so weit mit fremden Ambassaden eingelassen hätte wie du mit diesem Grafen d'Avaux oder mit deinem Herrn Varenne oder mit dem Monsieur Ogier, von der Kanzel herunter hätte man gegen sie gepredigt!«

Constanzia unterdrückte lächelnd ihren aufsteigenden Unmut.

»Die Zeiten haben sich eben geändert, Tante, Gott sei gelobt! Und es ist ja auch alles so harmlos. Ich singe mit Varenne nach französischer Manier, die ich noch nicht kannte, und übe mich mit Ogier im Französischen und Lateinischen. Man muß die Gelegenheit wahrnehmen. Ars longa, vita brevis, heißt es im Lateinischen. Die Kunst ist lang, das Leben ist kurz.«

»Ja ja, alles ganz gut und ganz schön!« äußerte Frau Brigitte und wiegte zweifelnd den Kopf. »Du weißt, wie sie sich in der Stadt darüber aufhalten. Daran muß man in deiner Position auch denken.«

»Muß man, Tante?« erwiderte Constanzia. »Und wenn ich mich darüber hinwegsetze?«

»Es kommt vor allem auf deinen Ehemann an, meine liebe Constanzia.«

»Auch Kerschenstein tut es!« rief Constanzia mit einem plötzlich aufsteigenden Trotz, der ihrem abgeklärten und in sich geschlossenen Wesen sonst fremd war.

»So?« zweifelte Frau Brigitte. »Dann sei zufrieden, und möge es so bleiben. Ich wünschte,

ich hätte zu meiner Zeit auch soviel Freiheit gehabt wie ihr jungen Frauen von heute! Aber vielleicht hätte mir's nicht mal gepaßt. Der liebe Gott weiß schon, was er einem zudiktiert.«

Anna Schwarzwald stand in Nachdenken versunken unter dem Bild der Judith mit dem Kopf des Holofernes, das an der Fensterwand hing.

»Glaubst du, Constanzia,« fragte sie plötzlich in das Schweigen hinein, »es werde jemals eine Zeit kommen, wo man von seinem angetrauten Gemahl fortgehen kann, ohne daß man nachher vor der ganzen Blase feierlich Kirchenbuße tun muß?«

»Großer Gott auf deinem himmlischen Thron!« rief entsetzt Frau Brigitte. »Auf was für Gedanken die Margell kommt! Bewahre uns der Herr davor, daß man jemals so etwas erleben müßte! Und womöglich noch in der eigenen Familie!«

»Ich kann es mir auch nicht vorstellen,« sagte Constanzia und sah mit einem versonnenen und zerstreuten Blick vor sich hin. »Was man am Altar vor dem Angesicht Gottes geschworen hat, muß man auch unverbrüchlich halten. Davon kann mich niemand und nichts abbringen.«

»Darum ist es gut, man läßt es gar nicht dazu kommen, daß man am Altar schwört,« äußerte Anna Schwarzwald, die noch immer in entschlossener Haltung unter dem Bild der Judith stand. »Es kann einem dann auch niemand vorwerfen, man habe seinem Schwur gebrochen.«

9

In diesen Tagen verbreitete sich in der Stadt die Kunde, die jedermann aufatmen ließ, in Stuhmsdorf bei Marienburg seien die Polnischen und die Schwedischen noch im allerletzten Augenblick, als eben wieder die Waffen von neuem sprechen sollten, über einen Waffenstillstand auf lange Frist – man redete von fünfundzwanzig Jahren – einig geworden und hätten, auf Betreiben vor allem des französischen Grafen d'Avaux, der sich als ein sehr geschickter Unterhändler erzeigt habe, ihr heißumkämpftes Einvernehmen auch sofort in sorgsam gefaßten Paragraphen und Artikeln zu Papier gebracht. Schon in nächster Zeit könne man den an den langwierigen Verhandlungen beteiligten fremden Ambassaden, also der englischen, der der Generalstaaten und natürlich auch der französischen Gesandtschaft, vor ihrer Rückreise in die jeweiligen Heimatländer noch einmal den Willkommensgruß der dankbaren Bürgerschaft der Freien Reichsstadt entbieten.

Als Ratsherr Kerschenstein an einem Mittag seiner Eehälfte die offizielle Kunde hiervon – im geheimen war es Constanzia schon vorher zugetragen worden – aus dem Rathaus mitbrachte, lag ein eigentümlich lauerner und gespannter Ausdruck auf seinen faltigen Gesichtszügen, der ihr bislang fremd an ihm gewesen war.

»Freust du dich, unsere welschen Gastfreunde wiederzusehen, Constanzia?« fragte er wie nebenbei.

»Du hast recht, mein lieber Mann, daß du von *unseren* Freunden sprichst,« erwiderte Constanzia und blickte ihm fest in die merkwürdig fragenden Augen. »Es sind ja nicht nur die meinen. Es sind ja auch die deinen. Hast du sie damals im Frühjahr, als sie fremd nach Danzig kamen, nicht aus eigenem Willen in dein, in unser Haus geladen? Und als sie dann kamen, immer wieder und wieder hergebeten?«

Kerschenstein nickte mehrmals bedächtig.

»Ich war es meinem Amt als Ratsherr der Stadt schuldig, nichts außer acht zu lassen, um diese Fremden, die für das Wohl Danzigs von Bedeutung waren, zufriedenzustellen und möglichst für uns zu gewinnen. Daß du mir dabei geholfen hast, dafür danke ich dir.«

Constanzia neigte ein wenig den Kopf und schlug die Augen nieder. Es war eine Haltung, die sie noch reizvoller als gewöhnlich erscheinen ließ.

»Der Grund, den du angibst, mein lieber Mann, war aber nicht der einzige. Ich weiß, daß du es auch noch aus einem andern Grunde getan hast.«

»So? Weißt du das so genau? Nun gut! Ja! Ich habe es auch dir zuliebe getan. Meinst du, ich wußte nicht, daß du in Gefahr warst, langsam von der Wurzel her abzusterben, wie ein Gewächs, dem es an Sonne gebricht. Wie sollte es auch anders sein? Ich bin dir auf dem Wege der Jahre weit voraus. Meine Erste und dann auch meine Zweite sind vor der Zeit abberufen worden. Der Mensch soll an des Allmächtigen Ratschluß nicht kritteln und nicht mäkeln. Aber es steht uns frei und ist sogar unsere Pflicht, unsere Schritte so zu lenken, daß wir das Vermeidbare auch wirklich vermeiden und uns nur dem Unvermeidlichen fügen. Deshalb habe ich dir auch nichts in den Weg gelegt und es sogar selbst so herbeigeführt, daß diese Fremden unser Haus mit ihrem lebhaften Wesen und mit ihren klugen und gebildeten Manieren erfüllten, und habe auch für mein Teil Freude daran gehabt, wenn ich dich mit ihnen singen und musizieren hörte und du vor aller Augen aufblühtest, so daß nur eine Stimme war, du seiest die schönste und gelehrteste und dabei zugleich die tugendhafteste Frau von ganz Danzig.«

»Mein lieber, lieber Mann!« rief Constanzia mit bewegter Stimme und schlang in einer plötzlichen Wallung ihre Arme um seinen Hals.

Kerschenstein ließ es einen Augenblick willig geschehen, dann löste er sich sacht aus ihren Armen und schien, ohne sie anzublicken, wie in die Ferne zu sprechen.

»Laß mich meine Rede, die mich schwer genug ankommt, zu Ende führen, Constanzia.«

»Was willst du sagen, Sigismund? Ich bin auf alles gefaßt! Sprich es aus!« rief Constanzia.

»Es geht nicht mehr länger, meine liebe Frau! Die ganze Stadt mokiert sich über mich! Heute in der Ratssitzung konnte ich's mit eigenen Ohren hören. Bei den Schöffen und in der

dritten Ordnung war es am schlimmsten. Es muß ein Ende haben, Constanzia!«

»Aber sie sind ja seit Monaten fort, diese Fremden! Ich habe, außer einem Dankbrief des Gesandten, seit Monaten nichts mehr von ihnen gehört.«

Der Ratsherr schüttelte den Kopf.

»Sie kommen wieder, Constanzia! Sie kommen wieder! Sie sind in diesem Augenblick vielleicht schon ante portas. Und eben dies hat die Zündschnur der Pulvermine, die schon hingebereit war, in Brand gesetzt.«

Constanzia hatte die Hand auf dem Herzen.

»Ich bin mir keiner Schuld gegen dich bewußt, Sigismund. Ich schwöre es dir bei allem, was mir heilig ist! Aber die Boshaftigkeit der Menschen ist ohne Grenzen wie der Ozean!«

»Und kein Senkblei taucht ihr je auf den Grund,« ergänzte der Ratsherr. »So ist es, Frau. Deshalb muß es ein Ende sein mit den Besuchen der Herren Franzmänner in meinem Hause.«

»Wie du befiehlest, Kerschenstein,« nickte Constanzia und kreuzte die Arme über der Brust. »Du bist der Herr in deinem Hause. Wie du es willst, so soll es gehalten werden. Schade um mein Französisch! Ich hatte gehofft, es noch zu vervollkommen. Es tat wirklich not. Also gut! Es können sich ja nicht alle unsere Wünsche im Leben erfüllen. Aber sage mir, Kerschenstein, willst du allen Fremden von Distinktion, die uns besuchen kommen, von jetzt ab die Tür verschließen?«

»Ich weiß nicht, was du meinst,« erwiderte der Ratsherr und runzelte die Stirn. »Wen erwartest du denn außer deinen welschen Herren noch?«

»Es wurde erzählt, daß der berühmte Herr Opitz von Boberfeld, der Herzogl. Rat und poeta laureatus, sich seit kurzem in Danzig aufhält. Wäre doch möglich, daß er auch uns seine Aufwartung machen kommt. Willst du ihm dein Haus öffnen? Oder sollen die Lästerzungen auch gegen ihn recht behalten?«

»Ich bin doch kein Narr, Constanzia, und wer mich für vernagelt hält, hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Also wenn der Herzogl. Rat und Hofpoet, der Herr Opitz von Boberfeld, uns besuchen will, mein Haus soll ihm jederzeit offenstehen.«

Constanzia legte ihrem Mann die Hand auf die Schulter.

»Ich habe nichts anderes von dir erwartet, Kerschenstein. Wenn wir uns unser Leben nach Gevatter Hosennäher und Korkenmacher einrichten wollten, könnten wir uns lieber gleich begraben lassen. Ich werde also dem Herrn Opitz von Boberfeld, wenn er uns vom Prediger Nigrinus, bei dem er wohnen soll, ein Billett herüberschickt, zur Antwort geben, er soll uns willkommen sein.«

»Tu das, Frau!« erwiderte der Ratsherr, dem offenbar ein Stein vom Herzen gefallen war.

Schon am Nachmittag des folgenden Tages fügte es sich, daß Anna Schwarzwald bei einem

Besuch, den sie dem Kerschensteinschen Hause in der Jopengasse abstattete, dort wie von ungefähr mit dem ebenfalls anwesenden Poeten Opitz zusammentraf. Die Überraschung war besonders auf seiten des jungen Mädchens groß.

»Wo habt Ihr Euch denn versteckt gehalten, Herr Herzogl. Rat?« fragte Anna Schwarzwald nach der ersten Begrüßung den sichtlich erfreuten und seinerseits ehrlich überraschten Dichter. »Unser liebes Danzig ist ja mit Recht eine hochberühmte Stadt. Aber so riesengroß ist es doch gewiß nicht, daß jemand spurlos darin verschwinden könnte? Also, wo habt Ihr Euch versteckt gehalten? ... Ihr blickt mich so verdutzt an, als stündet Ihr vor einer Erscheinung aus der anderen Welt? Bin ich Euch wirklich so fremd?«

»Nicht im geringsten, holdes Fräulein!« beteuerte Opitz mit tiefer Verbeugung. »Aber Ihr habt recht! Der Glanz Eurer Erscheinung blendete mich! Dazu die Überraschung eines kaum mehr erhofften Wiedersehens!«

Anna Schwarzwald lächelte huldvoll.

»Werft Ihr so schnell die Flinte ins Korn, Herr Herzogl. Rat?«

»Ist sonst nicht gerade meine Art, schönes Fräulein. Wäre auch nicht weit damit in meinem Leben gekommen.«

Constanzia Kerschenstein, die an dem Kredenz Tisch im Hintergrund des tiefen dämmrigen Gemaches ein paar Gläser hergerichtet hatte, war langsam nähergetreten, da das Gespräch ihrer beiden in gegenseitiger Musterung befangenen Gäste stocken zu wollen schien.

»Man sagt Euch nach, Herr Opitz von Boberfeld, daß Ihr ein sehr bewegtes und stürmisches Leben voller wechselnder Schicksale zu führen hattet, hierin beinahe dem göttlichen Dulder Odysseus vergleichbar.«

»Ihr tut mir mit Eurem Vergleich hohe Ehre an, edle Frau,« erwiderte der Poet mit einer Gebärde abwehrender Bescheidenheit. »Zugleich erschließe ich daraus das ungewöhnliche Maß gelehrten Wissens, das nicht nur Euch, sondern allen Euren Mitschwestern in dieser so berühmten Stadt, einer offenbaren Pflanzstätte der Musen, zu eigen zu sein scheint.«

»Da irrt Ihr Euch aber sehr, Herr Herzogl. Rat und Hofpoet!« rief Anna Schwarzwald. »Es sind längst nicht alle unsere Danziger Mitschwestern, wie Ihr sie allzu höflich benamset, so gelehrt und wohl unterrichtet wie Base Constanzia. Ich für mein Teil bin es ganz und gar nicht. Vom göttlichen Dulder Odysseus, mit dem Euch Base Constanzia da verglichen hat, weiß ich zum Exempel so gut wie nichts. Hoffentlich hat es in seinem Leben auch mehr oder weniger göttliche Frauen und Mädchen gegeben?«

Sie stand vor Opitz und streifte ihn mit einem herausfordernden Blitz ihrer Augen.

»O ja, gewiß,« erwiderte der Angeredete mit einem vielsagenden Lächeln um die Mundwinkel. »Sogar nicht ganz wenige!«

»Und mit welcher von den ›nicht ganz wenigen‹ würdet Ihr etwa mich vergleichen, da Ihr

doch selbst ein zweiter Odysseus seid, wie meine Base Euch nennt?«

Opitz sann einen Augenblick nach. Es fiel ihm nicht ganz leicht, von diesem aufs nächste gegenwärtigen und springlebendigen nordischen Mädchen, das alle seine Sinne gefangen nahm, sich auf der luftigen Brücke der Phantasie zu den klar in sich selbst ruhenden Gestalten der Homerischen Welt hinüberzuschwingen.

»Nun? Ihr besinnt Euch, Herr Dichter?« drängte das schöne Mädchen.

Opitz sah aus seinem Nachdenken auf.

»Nausikaa! Ja! Nausikaa, der schönen Königstochter von der Insel der Phäaken, möchte ich Euch vergleichen, wenn auch die Umstände, unter denen ich Euch zum erstenmal erblickte, ein wenig anders sind.«

»Recht sehr anders!« fiel Constanzia lachend ein. »Du mußt nämlich wissen, meine liebe Base, die schöne Königstochter, mit der dich der Herr Herzogl. Rat auf so courtoise Art vergleicht, war gerade beim Wäschewaschen am Strand, als ihre Augen des Herrn Odysseus gewahr wurden, den das Meer an den Strand gespien hatte.«

Anna Schwarzwald warf den Kopf zurück.

»Beim Wäschewaschen?« sagte sie mit hochmütigem Lächeln. »Das verrichten bei uns die Mägde. Damit habe ich mich noch nicht abgegeben.«

»Es ist ja auch schon einige Zeit her, liebes Annchen,« erwiderte Constanzia belehrend. »Und die Sitten ändern sich wie die Zeiten. Wir möchten uns ja auch nicht mehr ohne Kopfbedeckung auf offener Straße zeigen. Und jene Alten taten es.«

»Auch jene Prinzessin ... wie hieß sie doch gleich?«

»Nausikaa,« warf Opitz lächelnd ein.

Anna Schwarzwald schüttelte noch immer den Kopf.

»Und diese Nausikaa, die eigenhändig Wäsche am Strand wusch, hatte nichts auf dem Kopf, um sich gegen Sonne und Wind zu schützen? Eine merkwürdige Spezies von Königstochter!«

»Ja, es kommt noch viel schlimmer, liebes Bäschen! Auch der Held Odysseus ...«

»Der göttliche Dulder?« warf Anna ein. »So nanntest du ihn?«

»So nennt ihn der Vater Homer,« lächelte Constanzia. »Auch er also, Odysseus, hatte überhaupt nichts an, als die schöne Nausikaa ihn am Meeresstrande fand.«

Anna Schwarzwald stemmte die Arme in die Seiten und überflog mit einem schnellen Blick den in einiger Verlegenheit dastehenden Dichter und Herzogl. Rat.

»Dann begreife ich nicht, wo die Ähnlichkeit herkommen soll?« rief Anna Schwarzwald. »Ich wasche keine Wäsche und Ihr, mein Herr Hofpoet, erinnert mich nicht im geringsten an den alten Meergott Neptun, den wir auf dem Langenmarkt bewundern können und der auch nichts anhat.«

Opitz hatte seine Haltung wiedergefunden.

»Ihr dürft es nicht zu wörtlich nehmen, mein Fräulein. Man sagt ja, daß Vergleiche zu hinken pflegen. Der eigentliche Vergleichspunkt, das tertium comparationis, sollte ja auch nicht in den Umständen, in der Situation liegen, sondern in dem besonderen Wesen Eurer bezaubernden Person, die mir das Bild jener unvergleichlichen Nausikaa wachrief.«

»Ihr schmeichelt mir, Herr Hofpoet,« erwiderte Anna Schwarzwald und machte ihm einen vielleicht nur zu formvollendeten Knicks.

Auf eine einladende Geste Constanzias setzten sich Opitz und Anna an den schweren Eichentisch inmitten des hohen Gemaches, durch dessen Fenster die Septembersonne Kringel auf den Fußboden malte. Die Hausfrau schenkte aus der auf dem Eichentisch stehenden Bouteille alten Madeiraweines in die Gläser ein und erhob das ihre gegen Opitz, indem sie zugleich ihrer Base einen auffordernden Blick zuwarf.

»Meine liebe Anna, ich denke, wir erheben unsere Gläser auf das Wohl unseres berühmten Gastes und wünschen ihm viel Glück und währenden Erfolg in unserem lieben, leider etwas stockigen Danzig.«

Der Herzogl. Rat verneigte sich und erhob sein Glas gegen die beiden Damen.

»Ich bin tief gerührt von dieser mir widerfahrenden Ehrung und trinke auch meinesteils auf das Wohl der beiden Damen, als der holden Vertreterinnen dieser opulenten und gastfreundlichen Stadt, von der ich hoffe, daß sie für mich ein Hafen des Friedens nach soviel Unrast werden wird.«

»So gedenkt Ihr denn, Euern dauernden Wohnsitz in unserem ... wie sagtest du doch, Constanzia? ... in unserem so schön steifen und stockigen Danzig zu nehmen?« fragte das junge Mädchen und legte die Stirn in feierliche Falten.

»Sollte es mit der Steifheit hierzulande wirklich so schlimm bestellt sein?« fragte der Poet mit zweifelnder Miene.

»Für bescheidene Ansprüche langt es!« bemerkte Anna.

Opitz schüttelte den Kopf.

»Man sollte es nach dem Empfang, den ich hier gefunden habe, nicht für möglich halten. Ist der Umstand, daß ich den beiden Damen hier bei einem Glas feurigen Madeiras, wiewohl doch ein Fremder, ein Weithergereister, gegenüber sitzen darf, nicht ein schlagendes Argument dawider?«

»Das scheint Euch nur so!« rief das junge Mädchen mit einer sehr entschiedenen Gebärde der Verneinung. »Ich sage Euch, Herr Herzogl. Rat, wenn alle die Vettern und Basen, die hinter den Fenstern die Schritte ihrer lieben Nächsten belauern, auch nur die leiseste Ahnung hätten, daß wir zwei Frauenzimmer hier ganz allein mit Euch einer Bouteille Madeira den Hals brechen, es gäbe eine schöne Klatscherei in der Stadt! Dabei hat Constanzia noch eher

das Recht dazu als ich, denn sie ist verheiratet und hat einen Mann, der klug und weise ist«

»Findest du?« sagte Constanzia mit schwachem Lächeln.

»Ich finde es sogar sehr!« betonte Anna nachdrücklich. »Wenn ich da an Gerhard denke ...! Das ist mein Zukünftiger, Gerhard von Proen! Ihr kennt ihn ja,« setzte sie mit einer lebhaften Wendung gegen Opitz hinzu. »Ich gelte nämlich in der ganzen Stadt als verlobte Braut.«

»Es ist mir bewußt,« erwiderte Opitz und verbeugte sich.

»Auch Ihr wißt es schon? Und seid erst ein paar Tage in der Stadt!«

»Volle vierzehn Tage,« bemerkte der Dichter.

Anna Schwarzwald schüttelte geärgert den Kopf.

»Einerlei! Alle Welt weiß es! Alle Welt spricht davon! Und ich selbst ... ich selbst komme mir nichts weniger als verlobt vor!«

»Du wirst aber in diesem Winter ganz ohne Zweifel daran glauben müssen, mein liebes Kind,« bemerkte Constanzia in einem mütterlich überlegenen Ton, der Annas ganzen Widerpruchsgeist in die Schranken zu fordern schien.

»Und ich werde nicht daran glauben müssen!« rief sie und klatschte mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Gläser zu klirren begannen. »Ich werde nicht daran glauben müssen!« wiederholte sie heftig. »Das sollt ihr lieben Verwandten in diesem Winter erleben!«

Die Tür des Gemaches hatte sich leise geöffnet. Auf der Schwelle stand Franziska, Constanzias Kammerzofe, und starrte mit erschrockenen Kuhaugen auf die lebhafte Gruppe am Tisch.

»Was bringst du uns, Franziska?« fragte die Frau des Hauses und winkte das Mädchen zu sich heran, das ihr ein paar Worte ins Ohr flüsterte.

»Welch eine Überraschung! Lupus in fabula!« rief Constanzia, zu Anna und Opitz gewandt. »Dein Herr Verlobter, du widerspenstiges Bräutchen, ist aus Sobbowitz hier und wünscht mir seinen Besuch zu machen. Sollen wir dich ihm zeigen, Bäschen?«

Anna zog ein böses Gesicht.

»Verfolgt er mich sogar bis hierher? Ich wünsche ihn nicht zu sehen! ... Übrigens, was brauche ich mich zu fürchten? ... Also zeige mich ihm, soviel du willst!«

»Und Ihr, Herr Herzogl. Rat?« fragte Constanzia den Poeten.

»Ich für meine Person,« erwiderte dieser, »schätze es mir zur Ehre, den Herrn Feldhauptmann wiederzusehen, dem ich ja nicht zum erstenmal begegne.«

»Ich lasse den Herrn Hauptmann bitten,« entschied jetzt Constanzia, zu ihrem Mädchen Franziska gewendet.

Gleich darauf trat der Angemeldete herein, der offenbar schon auf dem Wege zur Tür und entschlossen gewesen war, sich nicht abweisen zu lassen.

Constanzia ging dem Sporenklirrenden ein paar Schritte zur Tür entgegen.

»Nun, Vetter Gerhard?« lächelte sie. »Wir sprachen gerade von dir, du kamst also nicht einmal überraschend! Hast du genug Landluft geschluckt?«

Proen schien nicht gestimmt, auf den munteren Ton seiner Base einzugehen, salutierte vielmehr in streng soldatischer Manier vor Opitz und den beiden Damen. Opitz hatte sich ebenso förmlich erhoben, während ihm Anna halb abgewandt über die Schulter weg einen spöttischen Blick zuwarf.

»Ich sehe, daß ich zu ungelegener Zeit komme, Base Constanzia,« äußerte der Hauptmann mit gefrorenem Ton, »und bitte vielmals, die unerwünschte Störung des scharmanten Beisammenseins zu entschuldigen.«

Damit salutierte er von neuem, womöglich noch steifer und förmlicher als soeben, und trat den Rückweg zur Tür an.

»Warum läufst du denn wieder weg?« rief Constanzia ihm nach.

»Ich hatte dich nur ein paar Augenblicke allein sprechen wollen, Base Constanzia,« erwiderte Proen in der schon geöffneten Tür. »Tausendmal Pardon! Also dann bei passender Gelegenheit! ... Oder vielleicht auch nicht!«

Damit war er zur Tür hinaus. Die Zurückbleibenden sahen sich betreten an.

Anna Schwarzwald brach, spöttisch auflachend, zuerst das Schweigen.

»Glaubt Ihr jetzt daran, Herr Hofpoet, daß es in unserer guten Stadt Danzig eine hübsche Portion Steifheit gibt und gewisse Mannspersonen einen Ladestock verschluckt haben?«

10

So ritt denn Hauptmann von Proen ebenso erbittert wie vor vierzehn Tagen wieder von Danzig nach Schloß Sobbowitz zurück. Ja, vielleicht war diesmal das Gefühl, nicht nur in seiner Liebe verletzt und betrogen, sondern auch an seiner Mannesehre getroffen zu sein, noch um einiges bohrender als vor kurzem. Da war dieser Herr Opitz von Boberfeld, ein hergelaufener Skribent, der von den Brosamen lebte, die man ihm von den Tischen der Großen, der Mächtigen, der Reichen zukommen ließ! Und dieser Windbeutel und Versedrechsler, den er, Hauptmann Proen, noch dazu der Ehre seiner Bekanntschaft gewürdigt und sich als Reisegefährten hatte gefallen lassen, dieser Herr von Habenichts, kaum daß er in Danzig warm geworden war, nahm sich heraus, mit zwei Damen der ersten Geschlechter der Stadt, wovon die eine überdies seine, Proens, anverlobte Braut war, im verschwiegenen Hintergemach so etwas wie ein Weingelage abzuhalten! Das schrie nach Rache, forderte Blut! Ein Ehrenhandel mit ritterlichen Waffen ...? Aber wer war denn dieser Herr Opitz ...? Schlag man sich mit einem hergelaufenen Skribenten?

Proen, der auch diesmal wieder seine Fuchsstute ritt, jedoch nicht mit verhängtem Zügel

wie an jenem Morgen vor vierzehn Tagen, sondern in einem langsamen Trab, wie es seinen sich kreuzenden Gedanken gemäß war, erhob plötzlich den auf die Brust gesenkten Kopf und entdeckte die reife Schönheit des herbstlichen Tages, die ihn von den der Landstraße entlangziehenden Hügeln, Äckern und Gärten anlächelte. Mit reifen Äpfeln schwer behängte Bäume, durch deren krauses Blätterwerk eine goldene Spätnachmittagssonne rieselte, drängten sich in den Obstgärten eng zusammen und schienen einander das winzige Erdenfleckchen zu neiden, das sie trug. In den Gärten der ebenerdigen Häuschen, die die Straße säumten, blühten auf den wie mit dem Zirkel angelegten Beeten Asters, Geranien und anderer herbstlich brennender Flor. Dazwischen funkelten bunte Glaskugeln, die auf hohe Pflöcke gesteckt waren, im Sonnenschein. Hühner und Gänse, breit über die hügelige Landstraße gelagert, flogen kreischend und gackernd vor dem Hufschlag des sich nähernden Reiters empor und quer über den Weg in den Straßengraben.

Gerhard von Proen, der nicht nur ein Mann des Waffenhandwerks war, sondern daneben und darüber hinaus auch einen bedachtsamen und sinnierenden Geist sein eigen nannte, vergaß für ein paar Augenblicke den ihn würgenden Zorn und empfing, durch das eben Erlebte wie von einer Pflugschar durchwühlt und aufgelockert, das Bild der heiteren und in dem herbstlichen Sonnenlicht zugleich ein wenig melancholischen Landschaft mit willig erschlossenen Sinnen.

Wie doch Welt und Leben plötzlich ein anderes Gesicht zeigten! Sein Zorn, eben noch ein lodernes Feuer, war wie ein Wölkchen dort hoch oben im Blau in nichts verraucht. Lohnt es sich, so fragte er sich, um solcher Nichtigkeiten willen, wie es die den Meereswellen gleichenden Launen eines verwöhnten jungen Mädchens sind und immer bleiben werden, auch nur eine Stunde dieses ebenso flüchtigen wie kostbaren und unwiederbringlichen Lebens zu vergeuden? Und Base Constanzia? Trug sie nicht vielleicht mehr Schuld als Anna, dieses unartige, verzogene halbe Kind? War nicht sie die eigentliche Gelegenheitsmacherin, die schöne, die kluge, die allwissende und allweise Constanzia Zierenberg, die ihre Hände überall haben mußte, hinter jeder Intrige und jeder Kabale hierzulande steckte, ihre Fäden vom Rathaus bis in die armseligsten Bürgerhäuser spann und sicherlich auch von dieser Zusammenkunft zwischen seiner Braut und dem in der Welt herumirrenden Abenteuerer die Anstifterin und Kupplerin gewesen war?

Je mehr und je ruhiger er darüber nachdachte, desto gewisser wurde es ihm, daß Base Constanzia wieder einmal als Vorsehung sich hatte auf tun wollen und auch jetzt wieder ihre Hände im Spiel gehabt hatte. Da galt es also, ruhig Blut zu bewahren und jeden seiner Schritte im voraus klug zu bedenken, denn Constanzia tat nichts ohne Überlegung. Wenn sie also wirklich dahintersteckte, so mußte sie ihre besonderen Gründe dafür gehabt haben und war vermöge ihrer unbestrittenen Klugheit und der beherrschenden Stellung, die sie in ihren

Kreisen einnahm, eine nicht zu unterschätzende Gegnerin.

Was sie freilich bewogen haben mochte, den landfremden Eindringling unter ihre Fittiche zu nehmen und ihn in der Verschwiegenheit ihres eigenen Hauses mit Anna zusammenzubringen, das blieb dem gradlinigen Mann, der von den verschlungenen Wegen einer solchen Frauenseele nichts verstand, ein unlösbares Rätsel. Eines jedoch wußte er mit Bestimmtheit, daß es ein unfehlbares und untrügliches Mittel geben werde, den Knoten dieser von Base Constanzia gesponnenen Intrige kurzerhand zu zerhauen. Schon am nächsten Tage wollte er den dazu nötigen Weg antreten. Erleichterten Herzens kehrte er für heute in seine Sobbowitzer Land- und Waldeinsamkeit zurück.

*

Martin Opitz saß zerstreut am Arbeitstisch seiner Wohnstube im Nigrinusschen Haus. Vor ihm lag eine vor kurzem angefangene Übertragungsarbeit des mittelalterlichen Annoliedes, das er der Gelehrtenwelt in zeitgenössischen deutschen Versen vorzulegen gedachte. Vielleicht bestand doch eine Möglichkeit, daß ihn daraufhin eine der trotz des großen Krieges noch bestehenden Hochschulen deutscher Lande auf einen Lehrstuhl beriefe und so das schwankende Gebäude seines Lebens endlich ein festes und dauerhaftes Fundament erhielt. Aber die doch vornehmlich aus gelehrtem Wissen schöpfende Arbeit vermochte immer nur kurze Zeit ihn in Bann zu halten und machte ihm wenig Freude, so sehr er sich darob auch schalt. Seine ungesammelten Gedanken schweiften in jene nun schon so ferne Zeit zurück, da ihm die poetischen Floskeln und Tropen mühelos und ganz von selbst, wie die Tinte aus dem Federkiel, auf das Pergament geflossen waren. Jetzt bedurfte es immer erst eines eigenen Entschlusses, gleichsam eines Anlaufes, um sich in den Sattel seines Pegasus zu schwingen, der sich wie ein hartmäuliger und ausschlagender Gaul gegen ihn aufzuführen schien. Ganz fern und schattenhaft tauchte im Hintergrund seiner Gedanken einer auf, der schon seit längerer Zeit wie ein nächtiger Alpdruck immer wieder kam und sich nicht abweisen ließ. War er noch des poetischen Handwerks mächtig oder hatte die Muse, die ihm in jungen Tagen gefällig genug gewesen war, ihren Sinn gegen ihn gewandt und ihm den Rücken gekehrt?

Er fühlte, wie ihm bei diesem gespenstischen Gedanken das Blut zu Kopfe stieg und der Schweiß von der Stirn rann. Ohne es zu wollen, warf er den Federkiel beiseite, stand auf und trat an das offene Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Auf der Gasse draußen war es um diese Tagesstunde still. Die sonst hier tobende und sich bekriegende Jugend war noch in die Schulstuben auf ihre Hosenböden und unter die Fuchtel des gestrengen Herrn Lehrers gebannt. Dann und wann erklang der Schritt eines Vorübergehenden. Und jetzt hallte vernehmlich der Hufschlag eines Reiters auf dem Steinpflaster wider. Opitz beugte sich in einer ihn anwandelnden Neugierde aus dem Fenster und erblickte vor dem Portal seines Hauses eine ihm wohlbekannte Gestalt, die gerade vom Pferde stieg und dessen Zaum um die Steinkugel

der Beischlagstreppe schlang.

Es war Feldhauptmann Gerhard von Proen.

Opitz fragte sich erstaunt, wem der unerwartete Besuch wohl gelten möge, seinem Gastgeber und Hauswirt Nigrinus oder etwa gar ihm selbst? Plötzlich kam ihm die gestrige so überraschende Begegnung im Kerschensteinschen Hause wieder in den Sinn. Sie war ihm merkwürdigerweise heute morgen ganz entfallen, so sehr ihn auch das Beisammensein mit den beiden Damen am gestrigen Nachmittag bezaubert hatte. Aber wenn er sich klar zu werden versuchte, welche der beiden Schönen den stärksten Zauber auf ihn ausgeübt habe, ob die ältere und reifere mit der königlichen Haltung einer Vittoria Colonna, von der ihre gelehrten Zeitgenossen des vorigen großen Jahrhunderts in begeisterten Briefen und Berichten zu künden wußten, oder die nicht minder bezaubernde jüngere, die von den Genien der Schönheit und des Witzes umschwebt schien, so mußte er sich, wie schon nach dem ersten Zusammentreffen, die Antwort schuldig bleiben. Und in dieses Spiel des Geistes und der überlegenen Laune, das die beiden Zauberinnen mit ihm vollführten, war dann plötzlich der sporenklirrende Schritt dieses tolpatschigen Landsknechtes hineingetölpelt und hatte den Wettstreit der Grazien und der Musen auf eine plumpe Art unterbrochen.

Der Poet fuhr durch ein hartes Klopfen, das sich an seiner Tür vernehmen ließ, aus seinen Betrachtungen auf. Ehe er noch so recht zu sich selbst zurückfinden konnte, stand die ragende Gestalt des Feldhauptmannes in der jäh geöffneten Tür.

»Gut, daß ich Euch in Eurer Behausung antreffe, Herr Herzogl. Rat,« sprach der soldatische Gast. »Ich habe ein kurzes Wörtchen – mehr denk' ich, wird nicht vonnöten sein – mit Euch zu reden.«

Opitz machte eine wortlose, halb unbewußte Handbewegung auf einen leeren Stuhl, die einer Einladung, sich zu setzen, gleichkommen mochte, und wartete, aufs höchste verdutzt und überrascht, der kommenden Dinge.

Proen schüttelte abweisend den Kopf.

»Ich danke für die Einladung, ziehe es aber vor, keinen Gebrauch davon zu machen.«

»So werdet Ihr mir vielleicht verraten, was mir die Ehre Eures unverhofften Besuches verschafft,« erwiderte Opitz, der sich inzwischen etwas gefaßt hatte.

»Daran soll es nicht fehlen,« sagte der Feldhauptmann und trat einen Schritt näher auf Opitz zu, der im Auge des andern das Weiße glimmen sah. »Ihr werdet hinfüro von jeder Bemühung, Demoiselle Anna Schwarzwald, meiner verlobten Braut, noch einmal nahezu-kommen, Abstand nehmen und Euch auch nicht bemüßigt fühlen, Eure Besuche im Hause des Ratsherrn Kerschenstein bei dessen Gemahlin Constanzia zu wiederholen.«

»Und wie argumentiert Ihr Euer höchst sonderbares und kurioses Ansinnen, zumal, soweit es Madame Constanzia Kerschenstein anbetrifft, deren Gemahl Ihr ja nicht seid, Herr

Feldhauptmann?« fragte Opitz mit mühsam bewahrter Fassung.

Proen lachte kurz auf und trat einen Schritt näher auf Opitz zu, so daß sie jetzt Auge in Auge miteinander standen.

»Argumentieren?« stieß Proen hervor. »Argumentiert man viel, wenn einem der Wolf in den Hof einbricht? ... Mein Argument ist dies hier!« Damit faßte er den Griff seines Degens und fuhr fort: »Solltet Ihr meiner Order auch nur im geringsten zuwiderhandeln, so werdet Ihr mir mit der Waffe in der Hand Genugtuung leisten. Ich hoffe, dieses Argument werdet Ihr verstehen.«

Opitz hatte seine Fassung wiedergefunden. Er lächelte schwach.

»Das wäre mir ein schönes Argumentieren, wonach der eine, der gerade den Säbel zu führen versteht, den anderen, der sein Lebtage nur die Feder geführt hat, kurzerhand niederstechen könnte, weil ihm eben der Sinn danach steht und es ihm die Verdauung stört, wenn er nicht jeden Morgen Blut fließen sieht. Was gibt Euch das Recht, mich anzuschuldigen, ich hätte Eurer Demoiselle Braut auf unziemliche Weise den Hof gemacht oder mir irgend etwas gegen sie zuschulden kommen lassen? Heiratet sie doch, so Ihr Lust habt und sofern sie Euch überhaupt will! Aber laßt mich mit Eurem eifersüchtigen Gehaben aus dem Spiel! ... Ich räume Euch ohnehin den Platz. Diese gottverlassene Stadt soll mich so bald nicht wiedersehen!«

Proen, der ob der unerwarteten Eröffnung seinen Grimm schwinden fühlte, stand schon an der Tür und wandte noch einmal kurz den Kopf zurück.

»Ihr wollt Danzig den Rücken kehren?«

»Für einige Zeit! Ja. Dringende Geschäfte am Königlichen Hoflager zu Thorn.«

Der Feldhauptmann salutierte kurz.

»Nun: Dann also Gott befohlen!«

Opitz hörte seinen sporenklirrenden Tritt draußen sich entfernen und dann nach einer kurzen Pause die Hufschläge seines Gauls auf der Straße verhallen.

Ihm war zumute, als sei ihm eine körperliche Züchtigung widerfahren. Und doch, so fragte er sich wieder und wieder, wie hätte er, der Mann der Feder, der gelehrten Studien, der Wurzellose und Unbehaute, dem Überfall des wütenden Offiziers auf andere Art begegnen sollen als durch würdige Zurückhaltung und ein geschmeidiges Lavieren? Hätte er es auf einen Degengstich des Eifersüchtigen, der zu jeder Tollheit fähig schien, sollen ankommen lassen? Wer hätte ihm in der fremden Stadt gegen deren eigenen höchsten Offizier Schutz gewährt? Ja, es war in dieser Welt – er wußte es längst, hatte es oft genug erfahren – übel genug um Menschen seines Schlages bestellt. Derjenige, der auf dem Ehrenplatz an der Tafel des Lebens hätte sitzen müssen, er, der Mensch des Geistes, der Mensch der über Büchern und Schriften durchwachten Nächte, er, der Gelehrte, der Humanist, der Poet, er war, wie jener reiche Jüngling

in dem biblischen Gleichnis, aus dem Hause seines Vaters, darin es von Schätzen überfloß, verstoßen und mußte draußen vor der Tür mit den kümmerlichen Resten vorlieb nehmen, die ihm die Feisten, die Satten, die Dickwanste, die Prasser und Großmäuler drinnen an Vaters Tafel übrig ließen. Warum hatte er, anstatt zur Feder, für deren geschickte Handhabung kaum die unausgesetzte Übung eines Menschenlebens genügte, nicht lieber zum Säbel, zur Muskete gegriffen, die ihre skrupellosen Träger binnen kurzem zu Herren der Welt machten, wie es tagtägliche Exempla lehrten?

Opitz hielt auf seinen Gängen von der Tür zum Fenster und vom Fenster zur Tür plötzlich inmitten der Stube inne und blickte zu den Gestellen und Regalen an den Wänden empor. Bücher! Bücher! Wohin sein Auge fiel, Bücher und wieder Bücher! Pergamente und Bücher, in Schweinsleder gebunden und ebenso ledernen Inhalts! Das war seine Speise gewesen, solange er denken konnte! Davon hatte er gelebt, viele Jahre lang! Ebensoviele Würmer und Blutegel waren aus dieser eklen Speise hervorgekrochen und hatten an seinem Mark gesogen, bis er zu dem leeren Schlauch geworden war, den heute dieser miles gloriosus, dieser bramarbasierende Landsknecht mit einem Fußtritt beehrt hatte!

Was war ihm, dem Wehr- und Waffenlosen, anderes übrig geblieben, als einen möglichst geschickten Rückzug anzutreten, für den ihm der Einfall mit der notwendigen Reise an das polnische Hoflager nach Thorn noch rechtzeitig zu Hilfe gekommen war. Jetzt freilich mußte er wohl oder übel in den sauren Apfel beißen und sich von neuem auf die Wanderschaft machen, wie schon so oft in seinem unsteten, ruhelosen Leben. An einem plausiblen Vorwand, der Welt gegenüber, fehlte es ja gottlob nicht. War es denn nicht ein Gebot selbstverständlicher Klugheit und Courtoisie, dem König Wladislaw für die Ernennung zum Hofhistoriographen nicht nur auf schriftlichem Wege, wie dies bereits vor einigen Tagen geschehen, sondern auch in persönlicher Aufwartung und Audienz seinen untertänigen Dank zu Füßen zu legen? Auch die persönliche Anteilnahme des hohen Herrn konnte bei diesem Anlaß wieder etwas aufgefrischt werden. Ebenso würde einer Wiederbegegnung mit seinen alten Gönnern, den beiden Herzögen, dem von Liegnitz und dem von Brieg, die sich, als Landflüchtige, aller Vermutung nach, auch weiter am Königlichen Hoflager aufhielten, keinesfalls von Nachteil sein. Sprachen somit nicht sehr bedeutende Argumente *für* diese Reise, die freilich wie der Dieb in der Nacht gekommen war, und kein einziges von Gewicht dagegen, außer vielleicht dem einen, daß er damit seine eben erst im Aufbau begriffene, aussichtsvolle Position in dieser reichen, wohllebigen Stadt vorschnell wieder abbrach und nach seiner womöglichen Rückkehr Mühe haben werde, wieder von vorne anzufangen? Aber das waren Sorgen für später. Das Leben hatte ihn gelehrt, dergleichen Fragen von übermorgen nicht schon heute beantworten zu wollen, sondern dies einer wohlthätigen Zukunft zu überlassen, wo sich dann oft genug die Lösung ganz von selbst einfand, gleichsam als ein Geschenk vom Himmel fiel. In etwa vier

Wochen, wenn nicht schon früher (was hinderte ihn denn daran?), jedenfalls noch vor Einbruch der kalten und nassen Jahreszeit, konnte ihn sein Roß oder sein Gefährt wieder vor der behaglichen Gelehrtenstube im Nigrinusschen Hause absetzen und ihn der Fürsorge der Jungfer Marie Dorothee zurückgeben, die ihm seit seinem Hiersein schon kaum mehr entbehrlich geworden war, so wenig er sie in letzter Zeit auch zu Gesicht bekommen hatte.

Auf solche Weise im Herzen fühlbar erleichtert, machte er sich daran, ein paar notwendige Utensilien für die vorhabende Reise zusammenzusuchen und sie in den immer bereitgehaltenen Reisesack zu packen. In diesem Augenblick fügte es der Zufall, der ja manchmal weiser und gütiger zu sein pflegt als wir törichten und feindseligen Menschenkinder – ja, fügte es der Zufall, dieser wohlthätige deus ex machina, daß nach längerem zaghaften Pochen die Zimmertür sich öffnete und Jungfer Marie Dorothee, der eben noch Opitzens Gedanken gegolten hatten, auf der Schwelle erschien und mit kundigem Auge das Tun und Gehaben des Dichters überblickte.

»Was treibt Ihr da, hochzuverehrender Herr Herzogl. Rat?« rief sie erschrocken. »Ihr habt doch nicht etwa die Absicht, unserer Stadt den Rücken zu kehren und uns wieder zu verlassen, kaum daß Ihr bei uns warm geworden seid?«

Opitz, der gerade ein goldbordiertes Atlaswams in der Hand hielt, um es dem Reisesack einzuverleiben, sah überrascht, beinahe betroffen auf.

»Wäre Euch das leid, Jungfer Marie Dorothee?« fragte er, erregt durch den ungewohnten weichen Ton des Mädchens.

Marie Dorothee hielt den Kopf gesenkt und schwieg, während sie zögernd einen Schritt näher in die Stube trat und leise die Tür hinter sich schloß.

»Wäre Euch das leid?« wiederholte er eindringlich und ging langsam auf sie zu.

»Sehr!« hauchte sie kaum vernehmlich.

»Sag' mir das noch einmal, holdes Mädchen!« flüsterte Opitz jetzt in Atemsnähe vor ihr und hielt seine Arme gegen sie ausgebreitet.

»Sehr! ... Sehr!« seufzte sie hinschmelzend und sank an seine Brust.

»Mädchen! Mädchen! ... Cynthia!« Er bedeckte ihren Mund, Nacken, Busen mit seinen Küssen.

»Nicht! Nicht!« stammelte sie und suchte sich ihm zu entwinden.

Opitz hielt sie noch immer fest umschlossen.

»Und warum dürft' ich's nicht?« fragte sein heißer Atem an ihrem Ohr. »Schöne blonde Nymphe! Warum dürft' ich's nicht? Gehörst du noch immer dem ... jungen Menschen? Dem, wie heißt er denn nur? ... Dem Schüler? Dem Gryphius?«

»Nie hab' ich ihm gehört!« rief sie, noch in seiner Umarmung, mit halb erstickter Stimme. »Es war alles nur Einbildung von Euch! ... Nie hätt' ich mich mit einem so jungen Menschen

eingelassen, kaum ein Jahr älter als ich!«

»Ist das wahr, Cynthia?« fragte Opitz, beugte ihren blonden Kopf etwas zurück und suchte in ihren halb geschlossenen Augen zu lesen.

»Warum nennt Ihr mich doch immer Cynthia?« fragte sie, ihn unter ihren kaum geöffneten Lidern schelmisch anblinzelnd.

»Weil du es bist! ... Weil du in meinen Träumen immer Cynthia für mich gewesen bist! Nur Cynthia kann so küssen! Nur Cynthia hat solche schwellenden küßlichen Lippen!« Er zog sie von neuem an sich und drückte seinen Mund auf diese verlangenden Lippen.

»Cynthia!« murmelte sie vor sich hin. »Wie hübsch das klingt! ... So müßt Ihr mich von jetzt ab nennen. Natürlich nur, wenn niemand dabei ist.«

»Abgemacht!« rief er. »Unter der Bedingung, daß du mir öfter Gelegenheit dazu gibst und mich besuchen kommst.«

Sie antwortete nicht und schien über etwas nachzudenken.

»Was kommt dich an, blonde Cynthia?« fragte er. »Worüber denkst du?«

»Ihr habt sogar von mir geträumt? Sagtet Ihr nicht so? Und in Euren Träumen hieß ich Cynthia?«

»So sagte ich und so ist es, blonde Nymphe!« erwiderte er.

»Oh, das ist schön!« rief sie und schlang ihre Arme um ihn, ihren Kopf an seiner Brust bergend. »Ich hab' ja gar nicht gewußt, daß Ihr überhaupt an mich denkt, ein Nichts wie ich bin gegen Euch!«

»O töricht, töricht Kind!« sagte Opitz gerührt. »Muß ich dir den Mund versiegeln?«

Seine Küsse brannten auf ihren Lippen.

Sie senkte ergeben den Kopf und erblickte zu ihren Füßen das schwarze Atlaswams, das Opitzens Händen im Wirbel dieser Minuten entglitten war.

»Ach! Das schöne Atlaswams! Und wir trampeln darauf herum!« klagte sie und bückte sich nach dein Kleidungsstück. Opitz nahm es ihr aus der Hand und legte es zusammengefaltet in den bereits halb gepackten Reisesack.

»Also ist es doch so? Ihr wollt fort? Vielleicht für immer?« fragte sie angstvoll. »Und nehmt mein Herz mit Euch!«

Opitz strich ihr mit der Hand über das Haar.

»Ja, Liebchen, ich muß auf ein paar Wochen fort, es ist keine weite Reise, und dein Herz wird mich begleiten. Das wird das beste Geleit für mich sein, daß ich auch wieder zu dir zurückfinde, bald, bald!«

»Wohin wollt Ihr?«

»Nach Thorn! Ans Königliche Hoflager! Dringende Umstände!«

»Aber von dort seid Ihr ja erst vor ein paar Wochen hergekommen.«

Opitz runzelte die Stirn.

»Es muß sein, Herzensschatz! Frage mich nicht! In wenigen Wochen halte ich dich wieder im Arm. Dann wollen wir glücklich sein miteinander.«

»Geliebter Mann!« rief sie und sank mit einem Seufzer in seine Arme.

11

Am herbstlich schönen Michaelistage zog die französische Ambassade, deren Rückkehr von den Stuhmsdorfer Friedensverhandlungen man in Danzig schon seit längerem entgegengesehen hatte, nun endlich wieder in die Stadt ein und wurde wegen der Verdienste ihres Führers, des Grafen d'Avaux, um das Zustandekommen des langjährigen Waffenstillstandes zwischen Schweden und Polen von der Bürgerschaft sehr gefeiert. Die geheimen Fäden und tieferen politischen Gründe, die bei diesem mit so großem Eifer betriebenen Eingreifen des Abgesandten Richelieus mit im Spiel gewesen waren, entzogen sich allerdings der Kenntnis des einfachen Volkes. Man hielt, was nichts als kalte, überlegene Berechnung im Dienst auswärtiger Machtpolitik und geschicktes diplomatisches Kartenmischen gewesen war, für einen Ausfluß herzinniger Teilnahme am eigenen Geschick und rein persönlichen Freundschaftsbeweis und erging sich in überströmenden Dankesbezeugungen dafür. Die Vivat- und Jubelrufe der die Straßen füllenden Volksmenge, als die französische Ambassade, der ein Fähnlein Danziger Reiter voranritt, vom Werdertor her ihren pompösen Einzug hielt, wollten kein Ende nehmen und gemahnten eher an den Triumphzug eines siegreichen Nationalhelden als an die Rückkehr einer fremdländischen Gesandtschaft. Wer tiefer blickte und dem inneren Zusammenhang der Dinge auf den Grund sah, mochte sich eines Lächelns der Skepsis angesichts der naiven Gläubigkeit der Volksmenge nicht erwehren.

Im offenen Fenster eines Obergeschosses des Rathauses standen Altbürgermeister Johann Zierenberg und Syndikus Heinrich Freder, ein noch junger Mann mit einem scharfgeschnittenen Profil, hoher Stirn und vollem braunem Haupthaar, und blickten auf das bewegte Schauspiel unten in der Langgasse hinab.

»Ist es nicht, als zöge leibhaftig unser Herr und Heiland am Sonntag Palmarum in die heilige Stadt Jerusalem ein?« äußerte der jüngere der beiden Männer und trat mit einer entschiedenen Gebärde von der Fensternische zurück.

»Verdrießt Euch das Schauspiel, Freder?« erwiderte der Bürgermeister. »Mich macht es nur lächeln. Kommt erst in meine Jahre und es wird Euch nicht anders gehen. Volksgunst ist gleich dem Sonnenstrahl, der von einem Wolkenhimmel auf ein windbewegtes Ährenfeld herniedergleißt. Ihr schließt die Augen, und wenn Ihr sie nach einem Atemzug wieder öffnet, erblickt Ihr nicht einmal mehr den letzten Schein davon. Und keiner vermag Euch zu sagen,

wo er geblieben ist.«

Freder schüttelte den Kopf und suchte in dem durchfurchten Antlitz des Alten zu lesen.

»Ist das der ganze Ertrag, sozusagen das gesammelte Extractum von vierzig Jahren Amtsführung Eurer Herrlichkeit als Bürgermeister unserer löblichen Stadt?«

»Ihr sagt es! Ihr sagt es, mein bester Freder!«

»Wär' es dann nicht besser, wir schöben Pergament und Gänsekiel mit einem schleunigen Ruck beiseite, täten Amtskette und Talar auf Nimmerwiedersehen von uns und machten uns in unsern Gärten vor der Stadt, die wir, Gott sei es geklagt, nur alle heiligen Zeiten zu sehen bekommen, an den Rosen- und Lilienbeeten zu schaffen oder wir grüben den Kumstacker fürs nächste Frühjahr um?«

Zierenberg hatte sich wieder in seinen Stuhl vor den mit Papieren und Akten bedeckten Arbeitstisch gesetzt.

»Versucht es doch, mein Bester!« sagte er, indem er sich mit der Linken den kurz gestutzten Kinnbart strich. »Versucht es doch mal! Ihr werdet schon sehen, was dabei herauskommt. Nein, mein junger Freund! Schuster, bleib' bei deinem Leisten. Ihr kennt das alte Wort. Und was Hänschen nicht lernt, das lernt Hans nimmermehr. Aus einem Schreibersmann wird im Leben kein richtiger Gärtner oder Bauer mehr. Und dann,« setzte er nach einem Weilchen hinzu und sah mit einem halb verkniffenen Lächeln zu dem vor ihm Stehenden auf. »Vergeßt eines nicht! Wer des Befehlens gewohnt ist und den Kopf aufrecht zu tragen pflegt, fügt sich nicht leicht mehr drein, ihn auf den Boden zu ducken und sich mit den Dreckklumpen abzugeben. Besser wir bleiben schon, was wir sind, und kommandieren weiter, solange' uns die Sonne scheint. Mögen die anderen ihren Kohl bauen, wie sie können.«

»Wenn ich den Sinn Eurer Worte recht verstehe, Herrlichkeit,« erwiderte der Syndikus, »so wollt Ihr damit sagen, daß es schon genug sei, überhaupt an der Macht zu sein, und man keine Extrazutat mehr braucht, so wie ein ganz edler Wein vom Rhein keiner Würze mehr bedarf, es also ganz gleich ist, ob sie unsereinen lieben oder hassen, wofern wir nur die Gewalt haben.«

»Haltet ein, junger Mann!« rief der Bürgermeister und drohte dem Syndikus mit dem Finger. »Ihr schüttet mir das Kind mit dem Bade aus und legt mir Dinge unter, die ich nicht gesagt haben möchte!«

»Aber vielleicht gedacht!« murmelte Freder vor sich hin, so daß es der andere nicht hören konnte.

Ein Weilchen herrschte in dem hohen, düsteren Raum Schweigen, während unten auf der Langgasse die Vivat- und Jubelrufe von neuem anschwellen.

»Ich will es Euch mit einem Exempel verdeutlichen,« sagte plötzlich der Bürgermeister, aus tiefem Nachdenken aufblickend. »Mit einem Exempel aus der Historie des vergangenen

Säkulum, das auch noch uns Heutigen gegenwärtig ist. Ich meine jenen Römischen Kaiser, der zugleich Hispaniens Krone trug. Jenen Karolus V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Vielleicht war es zuviel für die Schultern *eines* und *desselben* Sterblichen. Aber ich für mein Teil habe nie begriffen, daß er vor der Zeit erlahmte, sich selbst der Macht entkleidete und ins Kloster ging, nach Sankt Just, und Bußpsalmen sang. Was ist das für ein minderer Abschluß einer großen Epopoe! Ohne dieses klägliche Finale stünde er in der Chronika als einer der ersten Herrscher aller Zeiten da. So bleibt er für uns ein Schwächling, der sich gewissermaßen selbst entmannt hat.«

»Euch, Herrlichkeit, hätte das *nicht* widerfahren können,« rief der Syndikus, der in diesem Augenblick daran denken mußte, daß der Stuhl da, in dem der Alte saß und die Arme auf die Knie stemmte, bei dessen Lebzeiten schwerlich für einen jüngeren Nachfolger frei werden würde.

»Tut mir die Liebe, Freder,« sagte der Bürgermeister nach einem Weilchen, »und macht das Fenster zu. Das Geblök von dem Schafstall da unten zerreißt einem das Trommelfell!«

Der Syndikus tat nach dem Geheiß des Alten. Als er wieder an dessen Arbeitstisch stand, zuckte ein ironisches Lächeln um seine Mundwinkel.

»Es scheint also doch, Herrlichkeit, daß Euch der Jubel der Menge nicht so kalt läßt, wie Ihr gern möchtet, daß es den Anschein habe.«

»Findet Ihr, junger Mann?« erwiderte Zierenberg, während sich zwischen seine Brauen eine finstere Falte eingrub. »Ihr solltet Euch eine weniger scharfe Brille auf die Nase setzen.«

»Entschuldigt den Vorwitz eines soviel Jüngeren, Magnifizienz!« sagte Freder mit einer geschmeidigen Verbeugung.

Zierenberg winkte ab.

»Es ist schon gut.«

Freder schien zu überlegen.

»Deucht Euch denn wirklich,« fuhr er fort, indem er ganz nahe an den Alten herantrat, »daß das, was diese geriebenen Franzmänner, diese Adepten des hyperschlauen Kardinals in Paris, jetzt in Stuhmsdorf zuwege gebracht haben, für unsere gute Stadt Danzig so abträglich ist?«

»Nicht im geringsten, mein Bester!«

»Na also! Allein, daß die Seezölle jetzt wieder in unseren Säckel fließen und der Schwede die Hand davon lassen muß! Und der Waffenstillstand zwischen dem Schweden und dem Polen auf volle fünfundzwanzig Jahre ...!«

»Wovon wir die Hälfte abziehen wollen, mein Freund!«

»Glaubt Ihr? Meint Ihr? Ist es nicht im Grunde gleichbedeutend mit einem Friedensschluß auf ewige Zeit?«

Zierenberg lehnte sich in seinen Armsessel zurück und musterte den vor ihm Stehenden mit einem Ausdruck überfließenden Spottes.

»Schlagt die Blätter der Chronika auf, mein gelehrter Freund! Findet Ihr da irgendeinen Friedenspakt, der nicht auf ewige Zeit geschlossen worden wäre und der auch nur bis zum nächsten Menschenalter vorgehalten hätte? Geht mir doch ab mit Eurem Gerede vom ewigen Frieden, ihr junges Volk, das nicht über seine Nasenspitze hinwegzugucken vermag! Bringt erst einmal den Hechten in der Weichsel bei, daß sie die Barsche und Schleie und was da sonst noch herumschwimmt, nicht aufzufressen haben!«

Freder hatte ein paar Schritte gemacht und wandte sich jetzt mit einer lebhaften Gebärde wieder dem Alten zu.

»Einerlei, Magnifizienz!« rief er. »Friede ist Friede! Und wenn er auch nur ein paar Jahre dauert! Wir haben ihn doch, können ihn ausnützen! Können Atem schöpfen und wieder zu Kräften kommen, nach dem schwedischen Aderlaß mit den Seezöllen!«

Der Alte schüttelte den Kopf.

»Jedwedes Ding hat seine zwei Seiten. Ihr nehmt nur die eine davon in Augenschein. Atem schöpfen? Zu Kräften kommen, sagt Ihr? Aber daß auch der Pole gleichzeitig wieder zu Atem kommt und zu Kräften, daran denkt Ihr nicht! Dreißig Jahre, rund gerechnet, hat ihm der Schwede zugesetzt. Und wie lange ist es her, seit wir den Báthory auf dem Halse hatten?«

»Anno 1576. Also rund sechzig Jahre!«

»Stimmt! Ich war ein Junge von zehn Jahren. Denkt Ihr denn, daß in diesen rund sechzig Jahren der Pole nicht schon wieder Appetit gehabt hätte auf unsere Stadt und uns ans Leder gegangen wär', wenn der Schwede sich nicht die Hälfte dieser Zeit seiner angenommen hätt'. Ein Sigismund III.! Denkt doch mal! Hätte der sich's verkniffen, wenn er nicht Danzig gebraucht hätte gegen den Gustavus Adolphus? Und auch der wieder in gewissem Sinne uns? Ich sag' Euch, junger Mann, es ist kein Kinderspiel gewesen, in solch einer Zeit Bürgermeister von Danzig zu sein!«

Freder streckte dem Alten mit einem herzlichen Blick die Hand entgegen.

»Was Ihr zu Euren Tagen, Magnifizienz Zierenberg, für unsere löbliche Stadt getan und wie Ihr sie in all den Wirrnissen vor jedwedem Unheil beschirmt habt, das steht nicht nur in den Herzen und Hirnen aller guten Danziger unauslöschlich eingeschrieben, auch der Griffel Klios hat es für ewige Zeiten auf den Blättern unserer Chronika verzeichnet.«

Zierenberg heftete einen forschenden Blick auf die Züge des Jüngeren und schlug dann in dessen ausgestreckte Rechte ein.

»Schon gut! Schon gut!« sagte er mit einer abwehrenden Kopfbewegung. »Euer Wort soll gelten. Ich hoffe, es ist keine bloße Lippenweisheit. Aber nun macht Euch nach all dem, was ich vorhin sagte, einen Vers darauf, was demjenigen, der nach mir in dem Stuhl hier sitzen

wird, für ein Pensum auferlegt sein wird, wenn der Pole nach zehn oder zwanzig Jahren, ebenso wie wir, wieder zu Atem und zu Kräften gekommen ist. Malt Euch das mal aus, mein Herr Nachfolger! Posito den Fall, daß Ihr es einmal werdet, wie Ihr es doch im Innersten plant und ins Werk zu setzen sucht.«

Freder hob beschwörend die Arme.

»Nein, nein! Macht mir nichts vor!« wehrte der Alte mit einer unmutigen Handbewegung ab. »Ihr wißt, ich habe das zweite Gesicht! Ich kenn' Euch durch und durch. Inwendig und auswendig! ... Aber lassen wir das! Jetzt etwas, das auf einem ganz anderen Blatt steht. Ich hab' eine große Neuigkeit für Euch. Ihr seid der erste, der sie hört. Wird bald Stadtgespräch sein.«

»Doch nicht durch mich!« beteuerte Freder.

»Ist ja auch gar nicht die Rede davon! Also vernehmt: Nächste Woche werden die Hochzeitsbieter der Häuser Schwarzwald und Zierenberg ihren Rundgang antreten.«

»Sonach ist es endlich so weit? Eure Nichte hat sich nun doch entschlossen? Na ja, warum nicht?! Was lange währt, wird gut, pflegt man zu sagen. Da wird der brave Proen ja wohl endlich zufrieden sein. In der Stadt ging schon ein Gerede, sie kommen überhaupt nicht zusammen, die zwei! Sie läßt ihn sitzen, hieß es, die schöne Anna!«

»Man könnte sie auch die widerspenstige Anna nennen,« brummte der Alte. »Haben wir nicht im vorigen Jahr so eine Hanswursterei von den englischen Spielern hier gehabt? Wie hieß sie doch gleich? Es kommt eine Widerspenstige darin vor, die ihr Herr Gemahl dann aber doch klein kriegt und um den Finger wickelt. Wie hieß das Stück doch gleich?«

Freder dachte einen Augenblick nach.

»Die bezähmte Widerspenstige,« meinte er dann. »Von einem gewissen Shakespeare, einem vor etwa zwanzig Jahren gestorbenen Engländer, von dem manche Leute hierzulande viel Wesens machen. Aber wie es in der Komödie hergeht, geradezu ordinär, das scheint mir nicht sehr für den Mister Shakespeare und sein Ingenium zu sprechen.«

»Habt Ihr Euch das Spektakelstück denn überhaupt angesehen?« fragte Zierenberg kopfschüttelnd.

»Was denkt Ihr von mir, Herrlichkeit?« erwiderte der Syndikus. »Ich hab' meinen Reitknecht reingeschickt.«

Zierenberg lachte.

»Und ich meine Barbara, mein altes Faktotum. Die hat es mir haarklein erzählt. Sie hat sich halb totgelacht! Ich hätt' mir's bei Gott auch noch angeguckt!«

»Ihr, Herrlichkeit, bei dem landfahrenden Volk?« staunte der Syndikus. »Das kann doch nicht Euer Ernst sein?«

»Ihr wundert Euch!« erwiderte Zierenberg mit einer kurzen Lache in sich hinein. »Da sieht man's, Ihr kennt mich noch immer nicht! Ich furcht' mich nicht so leicht vor irgendwas.«

Lärm und Jubel auf der Langgasse unten waren verstummt. Der festliche Einzug der französischen Ambassade schien beendet zu sein. Beide Männer schwiegen, in ihre Gedanken versunken.

»Auf welches Datum ist die Hochzeit Eurer Nichte Anna Schwarzwald mit dem Feldhauptmann angesetzt?« fragte der Syndikus, das Schweigen unterbrechend.

»So um Martini herum,« erwiderte Zierenberg. »Das genaue Datum ist mir entfallen. Dafür hab' ich keinen Kopf mehr.«

Es sei dem Proen zu gönnen, äußerte Freder nach einer Weile. Solch ein langer Brautstand tue niemals gut. Er bringe nur auf schlechte Gedanken. Vielleicht wäre der Feldhauptmann sonst gar nicht darauf verfallen, das heiße Eisen anzufassen und sich um den Generalsposten, id est das Oberkommando in Danzig, zu bewerben. Dadurch sei doch der Stein erst ins Rollen gekommen, und jetzt habe nicht er, der Proen, sondern ein Fremder, der Huwald, den Posten erhalten.

Zierenberg sah argwöhnisch über die Pergamentrolle hinweg, über die er sich gebeugt hatte. Ob Freder ebenfalls in den Chorus der Malkontenten einstimmen wolle, die an Huwalds Bestallung herumnörgelten? Hier halte er sie in der Hand, selbige Bestallung, und es sollte mal jemand kommen und etwas daran anfechten. Inhalt und Echtheit, oder Siegel und Unterschrift, alles sei recte vollzogen, verbrieft und besiegelt. Der Huwald sei de jure et de facto Oberstkommandierender aller Danziger Streitkräfte, und kein Kaiser und kein König könnten an diesem Status rerum etwas ändern. Dafür verbürge sich er, Johann Zierenberg, Bürgermeister von Danzig und nebstbei auch Burggraf Seiner Polnischen Majestät dahier!

Im übrigen sei der Proen ein wackerer und aufrechter Mann, auf den er nichts kommen lasse, wenn er ihm auch als General für Danzig in diesem Zeitpunkt nicht zu taugen scheine, wofür der Huwald als geeigneter zu erachten sei, da er sich ja schon bei den Schwedischen und den Kaiserlichen, zuletzt auch in kursächsischen Diensten, genugsam hervorgetan habe. Womit dann dieser überflüssig aufgebauschte Casus zu den Akten gelegt werden könne. Es sei aber noch etwas anderes zu besprechen, das von Wichtigkeit sei. Morgen als am Sonntag werde es vonnöten sein, den französischen Gesandten, Grafen d'Avaux, der soeben als Führer und Haupt der Stuhmsdorfer Ambassade seinen Einzug gehalten habe, durch zwei Ratsherren ex officio im Namen der Stadt zu bekomplimentieren und zu dem ihr mit dem vorteilhaften Friedensvergleich geleisteten Dienste zu beglückwünschen. Er habe für diesen ehrenvollen Auftrag, der courtoise Manieren und Lebensart erfordere, ihn, den Syndikus, ausersehen und werde als zweiten noch den Ratsherrn Kerschenstein hinzuziehen. Freder möge sich also morgen, Sonntag, zur üblichen Stunde für die Visite bereithalten und eine seiner trefflichen lateinischen Ansprachen präparieren. Es sei ihm auch zu Ohren gekommen, daß bei den hiesigen Buchhändlern Schmähschriften, die aus den Niederlanden hergelaufen seien, gegen erste

Männer Frankreichs, zumal gegen den Kardinal Richelieu, zirkulieren und an Interessenten abgesetzt würden. Diesem für den Ruf Danzigs abträglichen Unwesen, von dem ihm der Kurbrandenburgische Rat Eurebeck Kunde gegeben, müsse zum allgemeinen Wohle Einhalt geboten werden, zu welchem Behuf durch Ratschluß diese sämtlichen Schmähschriften bei den Buchhändlern mit Beschlag belegt und konfisziert werden müßten. Freder möge hiervon dem französischen Gesandten Nachricht geben. Es sei nützlicher, in solchen Dingen Prävenire zu spielen, als erst eine ausdrückliche Beschwerde der sich beleidigt fühlenden Stellen abzuwarten. Von kurbrandenburgischer Seite, wo man sich in dieser Sache mit der Politik Richelieus eins fühlte, sei auch bereits gegen diese das Stuhmsdorfer Friedenswerk herabsetzenden Pamphlete Protest eingelegt worden.

»So geht denn, Freund Freder,« schloß der Bürgermeister seine Unterweisungen an den Syndikus und reichte ihm zum Abschied die Hand. »Ihr seid für heute von jeglicher Kommission entbunden. Ich bedarf Euer derzeit nicht mehr.«

Freder beeilte sich, der Aufforderung des Alten nachzukommen, um nicht womöglich doch noch die eine oder andere neue Kommission aufgehalst zu bekommen.

Schon am übernächsten Tage, dem Montag der neuen Woche, fanden sich bei den drei Danziger Buchhändlern, so auch im Verkaufsgewölbe des Andreas Hünefeld, Sendboten des Rates ein, um die Suche nach den aus den spanischen Niederlanden eingeschmuggelten Schmähschriften gegen den Kardinal Richelieu und Seine Allerchristlichste Majestät König Ludwig XIII. vorzunehmen und selbe unschädlich zu machen, nachdem inzwischen auch der französische Gesandte Graf d'Avaux officialiter seinen Unwillen über diesen dem französischen Namen angetanen Schimpf bekundet und alsbaldige Remedur verlangt hatte.

Es war also in diesen immer herbstlicher sich färbenden Wochen, während welcher Martin Opitz seine unfreiwillige Fahrt ans polnische Hoflager in Thorn unternahm, für genügenden Gesprächsstoff bei Hoch und Nieder in Danzig gesorgt. In den Patrizierhäusern der Langgasse und am Langen Markt zerbrachen sich vor allem die Frauen und Mädchen den Kopf, was wohl der Grund gewesen sein möge, der Anna Schwarzwald von ihrem Widerstand gegen die Vermählung mit dem Feldhauptmann von Proen abgebracht habe. Leichter nahm es die Männerwelt mit der Lösung dieses Rätsels, indem man mit der Faust auf den Tisch schlug und dazu erklärte, Proen habe sich nicht länger wollen zum Narren halten und als Waschlappen behandeln lassen. Man müsse den Frauenzimmern nur eben den Herrn zeigen, dann gäben sie klein bei und wüßten auch warum. Es sei doch klar wie Kloßbrühe, daß die Jungfer einfach sitzengeblieben wäre, wenn der Proen ihr wegen dieser Sache den Laufpaß gegeben hätte. Denn wer von ihnen allen, den Danziger Männern, hätte Lust gehabt, sich so wie jener an der Nase herumführen zu lassen!

Nicht lange, so sickerte auch aus dem Schwarzwaldschen Hause selbst, durch Erzählungen

der Dienerschaft, dies und das über den wirklichen Hergang der Dinge durch, was die Meinung der Danziger Männerwelt zu bestätigen schien. Demnach hatte Proen in einem heftigen Auftritt mit Anna ihr eine Bedenkfrist von zweimal vierundzwanzig Stunden gestellt, ob sie in die Hochzeit bis spätestens Martini einwillige oder nicht, und habe, wenn nicht, ihr den Ring zurückgeben zu wollen erklärt, habe ebenso auch den seinigen für diesen Fall von ihr zurückgefordert. Es habe viel Tränen und Lamento mit obligaten Riechfläschchen bei Mutter und Tochter gegeben, bis der alte Zierenberg als Ohm und Familienoberhaupt mit einem Donnerwetter dazwischengefahren sei und der Jungfer den Kopf zurechtgesetzt habe. Zu Martini werde an den Altar getreten. So und nicht anders! Jetzt sei zwar bewölkter Himmel im Hause, aber doch im ganzen Frieden und Unterwerfung. Mit dem Alten, wie männiglich in der Stadt bekannt, war nicht gut Kirschen essen.

Hatte diesmal in der von einem sehr selbstbewußten Frauengeschlecht bewohnten Stadt ein Manneswort entscheidend durchgegriffen, so erwies sich bei einer gleichzeitigen anderen Gelegenheit weibliche Beharrlichkeit im Verein mit kluger Beredsamkeit als weit überlegenes Prinzip. Madame Constanzia, die erst vor wenigen Wochen, dem ehelichen Frieden zuliebe und in Ansehung des anzüglichen Geredes in der Stadt, auf ihre übrigens rein freundschaftlichen Beziehungen mit den französischen Gästen und auf die liebgewordenen Musikstunden mit ihnen verzichten zu wollen sich erboten hatte, war es in der Zwischenzeit gelungen, ihren durch sein Gichtleiden übelgelaunten Eheherrn eines Besseren zu belehren und ihm beizubringen, daß ein jäher Abbruch jenes an sich ganz harmlosen Verkehrs nach außenhin wie eine Bestätigung schlimmen Verdachtes erscheinen, also die umgekehrte Wirkung herbeiführen müsse und jedenfalls von den sehr feinfühligten Gästen als arge Kränkung aufgenommen werden würde, was doch nicht nur aus Gründen der Courtoisie, sondern auch aus den noch wichtigeren der Staatsraison ganz unerwünscht sei.

Ratsherr Kerschenstein, der während eines vorhergehenden Gichtanfalles von Constanzia mit gewohnter Aufopferung gepflegt worden war und noch wohleingepackt im Krankenstuhl saß, hatte sich der Überzeugungskraft zumal des letzteren Argumentes nicht verschließen können und mit manchem Wenn und Aber Constanzias kluger Beschwörung nachgegeben, jedoch unter dem Vorbehalt, daß mit der Wiederaufnahme des früheren Hausverkehrs zu warten sei, bis er seiner Gliedmaßen wieder völlig Herr geworden, womit seine ebenso einsichtige wie schöne Hausehre sich bereitwillig abfand, ja dies mit Nachdruck als unumgänglich hinstellte.

So herrschte denn im ratsherrlichen Hause gewohntes bestes Einvernehmen, als an einem Oktobernachmittag wieder der erste Empfang der franzmännischen Ambassade seit ihrer Rückkehr aus Stuhmsdorf vor sich ging. Ein rauher Nordweststurm, der geradeswegs von der See herkommend gleichsam ein Vorreiter des sich nahenden nordischen Spätherbstes zu sein

schien, brauste über die Stadt hinweg und rüttelte mit Gewalt an den Fensterläden und Dachpfannen der altersgrauen Giebelhäuser. Ein wildes Wolkenheer stob vor seinem entfesselten Atem über den Himmel dahin.

Der Gesandte Claude de Mesmes Graf d'Avaux hatte es sich, trotz seiner vielen offiziellen Pflichten und Geschäfte, nicht nehmen lassen, der gastfreundlichen Einladung des angesehenen Ratsherrn und seiner weit über die Mauern Danzigs hinaus berühmten Gemahlin Folge zu leisten, und hatte den kurzen Weg von seinem Quartier nach dem Kerschensteinschen Hause in seiner Staatskutsche zurückgelegt. An seiner Seite befanden sich zwei gleich ihm eingeladene Mitglieder der Ambassade, der jugendliche ein wenig stutzerhafte Barone Varenne und der im Gegenteil höchst würdig sich ausnehmende Legationssekretär Charles Ogier, dem man nachsagte, daß er der persönliche Vertraute seines Vorgesetzten, des Gesandten, und Mitwisser so manches diplomatischen Geheimnisses sei.

Herr Claude de Mesmes Graf d'Avaux, eine schlanke Erscheinung von etwa fünfzig Jahren, erinnerte mit seiner gelblich-olivenen Hautfarbe und dem tiefschwarzen Haupthaar und Henriquatrebart eher an einen Spanier als an einen Franzosen, was ja auch der Herkunft des alten Baskengeschlechtes aus dem südländischen Navarra, König Heinrichs IV. angestammtem Erbland, entsprach. Der Vater des Grafen war mit dem ersten Bourbonenkönig aus der spartanischen Enge des Pyrenäenländchens in die zügellose Verderbnis des Pariser Hofes hinübergewechselt und hatte, wie sein Souverän, dem es auf eine Messe nicht ankam, wenn er dafür Paris gewann, ohne große Umstände das Abendmahl in zweierlei Gestalt wieder gegen den alten Glauben vertauscht, um an diesem dann allerdings mit dem Fanatismus des Proselyten festzuhalten; sehr zum Unterschied von seinem religiös indifferenten und toleranten König, aber in um so engerer Übereinstimmung mit dessen Gemahlin, der frömmelnden Maria von Medici. So hatte der baskische Edelmann, der, arm wie eine pyrenäische Kirchenmaus, nichts als ein fleckenloses Adelsschild mit nach Paris brachte, in zwanzigjährigem Hofdienst, noch zu Lebzeiten des ebenso streitbaren wie galanten Königs, dann, als Ravallacs Dolch sein blutiges Werk vollbracht hatte, noch erfolgreicher unter der Regentschaft der Medicäerin, seinem Hause ein sehr solides Fundament an Gütern und Dotationen geschaffen, auf dem sein Sohn, der jetzige Sendbote Richelieu in Danzig, planvoll weiterbauen konnte, wie er denn auch die streng katholische Richtung seines Vaters für sich übernahm und beharrlich fortführte. Es war bezeichnend für die staatsmännische Überlegenheit Richelieus, der doch im übrigen auch noch ein Kardinal der Kirche war, daß er diesen unbedingten Bekenner der katholischen Lehre als seinen Vertreter nach dem ebenso unbedingten lutherischen Schweden und jetzt nach dem teils lutherischen, teils calvinistischen Danzig geschickt hatte, um von hier aus das überzeugt katholische Polen auf den Verhandlungsweg mit den politischen Erben Gustav Adolfs, des Ketzerkönigs, zu locken.

Von den beiden anderen Eingeladenen, die vor dem Kerschensteinschen Hause der Kutsche des Gesandten entstiegen, war der Baron Varenne mit seinem aufgewirbelten Stutzerbärtchen einer jener jungen franzmännischen Edelleute und halben Abenteurer, die nach einem damals geläufigen Wort ihr Glück auf ihrer Degenspitze balancierten, um schließlich einmal in irgendeinem gleichgültigen Ehrenhandel ein blutiges Ende zu finden. Seine Familie hatte daher den jungen Mann, der neben seinen Duellen und Amouren auch noch der Musikliebhaberei nachging, zu seinem eigenen Besten unter das immerhin gelinde Regiment des Grafen d'Avaux gegeben, um dergestalt einen Diplomaten aus ihm zu machen. Der Gesandte, der für sich selbst nach strengen Grundsätzen lebte, brachte dem jungen Mann ein aufrichtiges Wohlwollen entgegen und duldete auch, daß er die Dame Constanzia in der ihr noch unbekanntem französischen Gesangsmanier unterwies, hätte aber jeden Schritt vom Wege unnachsichtig zu ahnden verstanden, wie Varenne nur zu gut wußte. So war dieses Experiment bisher ohne besonderen Unfall vor sich gegangen.

Von weitaus größerem Gewicht als Varenne war die Persönlichkeit des anderen mit dem Grafen Eingeladenen, der in respektvollem Abstand von ihm die Beischlagstreppe des Kerschensteinschen Hauses emporstieg. Charles Ogier, vormals Parlamentsadvokat zu Paris, jetziger Legationssekretär der französischen Ambassade, war ein etwa vierzigjähriger, hagerer, mittelgroßer Mann mit einem schmalen Kopf und faltigem, bartlosem Gesicht über der weißen Halskrause, dem Zeichen seiner advokatischen Amtswürde: ein Bücher- und Aktenmensch, der niemals jung gewesen sein mochte, dafür aber jetzt, da er in die Jahre kam, eher wie ein Junger wirkte.

Zum Empfang der ausländischen Gäste standen an der weitgeöffneten Haustür Johann, der Reitknecht, und Däms, der langjährige Kutscher der Kerschensteins, in ihren Festtagswämsern bereit. Der Ratsherr hatte sie in feierliche, mit wappengezierten Silberknöpfen besetzte Livreen stecken wollen, dann aber auf Anraten Constanzias doch davon Abstand genommen. Sie war der Meinung, das hieße den nur allzu regen Widerspruchsgeist der lieben Nachbarn auf eine zu harte Probe stellen, und Kerschenstein hatte, wie immer, dem klugen Wort seiner Hausehre nur beipflichten können.

Im übrigen war von Madame Constanzia alles bereitet und getan worden, wie es sich bei einem solchen Anlaß für ein Ratsherrenhaus gehörte. Mildes Kerzenlicht floß von den silbernen Armleuchtern durch die Staatszimmer der Hänge-Etage, in denen mit den franzmännischen Gästen auch einige Freunde des Hauses an den mit Weinkannen und kostbaren Gläsern bestellten Tischen Platz genommen hatten. Da war Hauptmann Proen, in lebhafter Unterhaltung mit dem Grafen d'Avaux und dem jungen Baron Varenne, während Herr Charles Ogier sich eifrig seiner Nachbarin Lisbeth Hafferat widmete, Constanzias um mehrere Jahre jüngeren Freundin, die mit ihrem klassisch geschnittenen Profil, den schwarzen

Augen unter den schöngezeichneten dunklen Brauen und der das schmale Gesicht umrahmenden kastanienbraunen Lockenfrisur als die eigentliche Schönheit dieses Kreises galt; sofern man dieser schmachtenden Venus nicht die dianenhafte, trotzige Anmut der ebenfalls erschienenen Anna Schwarzwald oder den reifen, fraulich kapriziösen Reiz der Hausfrau selbst gleich achten wollte. Unter den anwesenden Danzigern fiel der seemännische Charakterkopf des Bürgermeisters und Ratspräsidenten Johann Zierenberg auf, der mit seiner Schwester Brigitte Schwarzwald, Annas Mutter, gekommen war. Auch Syndikus Freder fehlte nicht unter den Eingeladenen. Man sagte ihm nach, daß er eine Schwäche für das weibliche Geschlecht und neben seinen vielen Amtsgeschäften immer auch noch Zeit für jenes habe. Neuerdings trat er als eifriger Verehrer der schönen Lisbeth Hafferat auf, die ihm heute jedoch noch keinen Blick geschenkt hatte, vielmehr ganz in das Gespräch mit Herrn Ogier versunken zu sein schien.

Die allgemeine Unterhaltung war rasch in Fluß gekommen, da ja jeder jeden kannte, die Pariser Gäste nicht ausgenommen, die doch schon eine Zeitlang auf diesem Boden weilten, allerdings für eine Reihe von Sommerwochen zu den schwedisch-polnischen Friedensverhandlungen unterwegs gewesen waren. Begreiflich genug, daß das Gespräch, vor allem der Männer, immer wieder zu einem so wichtigen Gegenstand zurückkehrte und manche allzu wißbegierigen Fragen der Danziger Herren von den Franzmännern nur mit einem vielsagenden Lächeln beantwortet wurden. Bei einer derartig strengen Diskretion, äußerte Freder etwas verstimmt zu Ogier, der von seiner schönen Nachbarin nicht ablassen zu wollen schien, könne es kein Wunder nehmen, daß über den wirklichen und wahren Inhalt des Stuhmsdorfer Pakts allerlei Gerüchte sich wie ein dichter Nebelschleier ausbreiten und für solche Pasquille, wie die neulich aus den Niederlanden hierher gedrungenen, ein nur zu fruchtbarer Boden geschaffen werde. Wogegen ja, fiel hier der Gesandte ein, dank dem loyalen Entgegenkommen eines hochedlen Rats der Stadt Danzig, bereits die nötigen Schritte getan seien. Er könne aus eigener Wissenschaft und Erfahrung, bemerkte Herr Ogier, vor seiner Nachbarin nun endlich sich der allgemeinen Unterhaltung zuwendend, er könne diese Konstatierung Seiner Erlaucht des Herrn Gesandten nur mit allem schuldigen Respekt bestätigen. Die inkulpierten Libelle und Pasquille seien wohl alle bis auf den letzten Rest bei den in Frage kommenden Buchhändlern vorgefunden und konfisziert worden. So habe man den Übelstand gleich bis an die Wurzel erfassen und der Ausbreitung des Lügengewebes Einhalt tun können. Er werde auch dafür Sorge tragen, so schloß der Gesandte diesen Gegenstand ab, daß über die außerordentliche Bereitwilligkeit eines hochedlen Rats ungesäumt an Seine Eminenz den Kardinal Rapport erstattet werde. Diese Aufgabe könne er keinem Würdigeren übertragen als seinem Freunde und liebwerten Mitarbeiter, dem hier anwesenden Herrn Charles Ogier, der sich auf das schmeichelhafte Kompliment hin denn auch von seinem Sitz erhob und mit der

Hand auf dem Herzen sich zuerst gegen seinen hohen Chef, dann gegen die übrigen Anwesenden verneigte.

Schön gebräunte Napfkuchen, reichverzierte Torten und gemandelte Honigkuchen, die man hierzulande Pfefferkuchen, eine bestimmte Spezies davon auch Katharinchen nannte, wurden von der Dienerschaft herumgereicht und fanden besonders bei den ausländischen Gästen begeisterte Abnehmer. Die Franzmänner konnten sich nicht genug wundern, daß alle diese ebenso leckeren und wohlschmeckenden wie kunstvollen Gebilde aus den eigenen Händen der Hausfrau selbst hervorgegangen waren. Dies sei ein von den Vorvordern überkommener Brauch, so wurde den Fremden bedeutet, in dessen treue Bewahrung die Danziger Frauen seit jeher ihren ganzen Stolz gesetzt und woran sie alle ihre Kunstfertigkeit gewandt hätten. Nicht lange, so waren die eben noch gehäuft vollen Teller, Platten und Körbe leer und wurden durch neue Zufuhr aus den schier unerschöpflichen Vorratskammern des Hauses erfreulich nachgefüllt.

»Welch ein gesegneter Landstrich hier, fast an den äußersten Grenzmarken Europiens!« rief der Gesandte, das andächtig genießerische Schweigen der Gäste unterbrechend. »Ist es nicht, als hätten Ceres und Pomona in Person ihren Wohnsitz hier genommen? Erinnern Sie sich, meine Freunde,« fragte er, sich an Varenne und Ogier wendend, »wie wir vor einigen Wochen von Stuhmsdorf retournierend den Landstrich zwischen der alten Stadt mit der magnifiquen Burg, der Name ist mir entfallen, hierher nach dem schönen Danzig durchquerten und dabei vom Rücken unserer Pferde herunter die üppigen Weiden und die schwarze fette Ackerkrume des Tieflandes in Augenschein nahmen?«

»Euer Erlaucht nannten es ein Gefilde der Fruchtbarkeit! Einen einzigen Garten Eden!« bemerkte Herr Charles Ogier.

»Ich habe noch niemals so viele Gänse überall in Herden verstreut erblickt! Selbst nicht in unserem schönen Frankreich, auf den Fluren der Normandie!« äußerte Varenne. »Und was uns besonders auffiel: die feisten Kühe mit den starken Eutern!«

»Milch! Viel Milch!« fiel der Gesandte ein »Und Getreide in Hülle und Fülle! Kein Wunder dann, daß wir uns hier durch einen wahren Kuchenberg wie im Land der Schlaraffen hindurchzuessen haben!«

»Den Pomeranzen nicht zu vergessen, der dazugehört wie das Amen in der Kirche!« bemerkte Bürgermeister Zierenberg und griff nach dem mit dem öligen Likör gefüllten zierlichen, aber nicht allzu kleinen Kelchglas. »Mein Trinkspruch lautet: Auf unsere ehrenfeste Stadt Danzig! Unseren hochedlen Gästen zum Wohl!«

Der Gesandte verneigte sich im Namen der Gäste, ebenfalls mit erhobenem Glase, gegen den Bürgermeister.

»Eurer Herrlichkeit zum Wohle! Auf diese weltberühmte Stadt Danzig! Auf diese Insel des

Friedens und der menschlichen Wohlfahrt inmitten eines Ozeans von Blut und Vernichtung!«

»Auf diesen schönsten Edelstein in der Krone Polens!« fügte der junge Baron Varenne in seiner etwas vorlauten Weise hinzu.

Ein betretenes Schweigen, zumal bei den Danziger Gastgebern, folgte auf das den Umständen nach recht unbedachte Wort des Attachés. In die Stille hinein erklang mit aller nur möglichen Deutlichkeit die klare Stimme des Bürgermeisters.

»Ich muß Euer Edlen, der es ja nicht wissen kann, korrigieren. Unsere Freie Hansestadt Danzig ist an Haupt und Gliedern von Grund auf ein deutsches Gemeinwesen und hat sich seinerzeit, es sind noch nicht zweihundert Jahre, aus freiem Entschluß und ohne irgendwelchen äußeren Zwang, nur aus Gründen der politischen Zweckmäßigkeit und der Staatsräson, mit der polnischen Krone in einer reinen Personalunion verbunden, ist sonach nicht als ein untrennbares Zubehör besagter Krone zu erachten, wie es das von Euer Edlen beliebte Gleichnis mit dem Edelstein nahelegen könnte. Soviel nur zur Richtigstellung und zur Vermeidung von späteren politischen Konsequenzen, die in diesen unsicheren Zeitläuften nur zu leicht gefolgert werden könnten. Damit erhebe ich noch einmal mein Glas und trinke es auf das Wohl unserer hochedlen Gäste aus Paris, zuvörderst des Herrn Gesandten Grafen d'Avaux als des bevollmächtigten Delegierten Seiner Eminenz des Kardinals Richelieu.«

Die Gläser klangen aneinander.

»Oh – la la!« murmelte Baron Varenne mit einem verlegenen Lächeln und vertiefte sich mit Frau Constanzia, die neben ihm saß, in eine Unterhaltung über die Vorzüge der französischen Sangesmanier vor der von ihr bisher geübten italienischen Gesangsweise.

12

Die dunkeln Tage waren gekommen. Allerseelen war vorbei. Es ging auf Martini. Frost und Schnee lagen in der Luft. Aber es schien, als seien sie noch im ungewissen, ob sie sich zum Erdboden niedersenken sollten oder nicht.

Herr Martin Opitz von Boberfeld, der herzogliche Hofpoet und Verfasser der Schrift von der »Deutschen Poeterey«, befand sich wieder einmal vor den Toren von Danzig, aber diesmal nicht zu Pferde, wie vor etlichen Monaten, sondern in einer mit zwei kräftigen Braunen bespannten Reisekalesche, deren Zügel von einem schnaubbärtigen polnischen Fuhrmann gelenkt wurden. Gefährt und Lenker waren dem polnischen Hofhistoriographen von dem Krongroßfeldherrn Koniecpolski aus eigenem Bestand für die Rückreise nach Danzig zur Verfügung gestellt worden, was der so Geehrte nicht zu Unrecht als einen besonderen Beweis der ihm vom Königlichen Hoflager gezollten Achtung und Schätzung ansehen durfte.

Auch in allem übrigen hatte Opitz Ursache, mit der Aufnahme im polnischen Hoflager zufrieden zu sein. Nicht genug, daß ihn der Kämmerer und Vertraute des Königs, Adam Kazanowski, sowie – eine besondere Ehrung – Fürst Christoph Radziwill, der Woiwode von Wilna und litauische Großfeldherr, mehrmals nacheinander zu persönlichen Unterredungen herangezogen. Auch König Wladislaw IV. in höchsteigener Person empfing seinen neugebackenen Hofhistoriographen in einer freilich nur kurz währenden Audienz und nahm ein Huldigungsopus des Poeten allergnädigst zu eigenen Händen entgegen. Um was es den polnischen Herrschaften bei diesen verschiedenen Konferenzen zu gehen schien, das wurde Opitz in dem Schwall von Freundschaftsbeteuerungen, Ehrungen und honigsüßen Komplimenten, womit man ihn nach polnischer Manier überschüttete, erst allmählich offenbar. Es waren die Danziger Seezölle, um die es ging.

In dem dreißigjährigen schwedisch-polnischen Kriege, dem man in Stuhmsdorf auf Betreiben Frankreichs ein Ende gemacht hatte, war es ein besonders fühlbares Druckmittel der schwedischen Kriegspolitik gewesen, Danzig, das ja Polens wichtigster Ein- und Ausfuhrhafen war, durch die schwedische Flotte unter Blockade zu halten und von den Waren der dort anliegenden fremdländischen Schiffe recht kräftige Zölle zu erheben. Der dadurch den Danziger Kaufleuten erwachsene Schaden wurde auf eine sehr hohe Summe beziffert. Diese Seezölle waren für Schweden eine reiche Einnahmsquelle gewesen, die seit Stuhmsdorf zu fließen aufgehört hatte. Aber auch Polen brauchte Geld für seine kostspielige Großmachtpolitik, in die es vor allem nach Osten gegen Moskau und gegen den Großsultan seit jeher verwickelt war. Was lag für die erfinderischen Köpfe am polnischen Hofe näher, als jene vordem von den Schweden auf Kosten der Danziger Handelsherren erschlossene Quelle neuerdings wiederzueröffnen und ihren Segen in die polnischen Kassen zu leiten. Und war nicht der gewandte und gewitzte Schreibersmann, dem sich auf seinem vielverschlungenen Lebenspfade so manche geheime Pforte geöffnet und den man sehr apropos zur Hand hatte, gerade die geeignete Mittelsperson, die polnischen Wünsche in Danzig diskret anzubringen und die Gemüter schonend darauf vorzubereiten? Eine äußerst delikate Aufgabe. Gewiß! Denn wo der nervus rerum, die Geldfrage, anfängt, hört die Freundschaft auf. Aber konnte, ja durfte der eben erst mit einer hübschen polnischen Sinekure bedachte Hofhistoriograph sich dem Ansinnen seiner polnischen Hintermänner, zu denen sogar die Majestät selbst gehörte, entziehen?

Opitz wußte ebensogut wie diese, daß das ausgeschlossen war. Es galt also, gute Miene zum üblen Spiel zu machen und beizeiten darauf bedacht zu sein, wie er am klügsten den Kopf aus der ihm gelegten Schlinge ziehen könne. Ein Ausweg mußte sich finden lassen und würde sich also auch finden! Wozu gleich alles so übertrieben schwer nehmen! Leichtes Blut! rief er sich zu. Leichtes Blut! Aber brauchte er sich das eigentlich noch erst zu predigen? Fühlte er

seinen raschen Fluß nicht in den Adern, solange er von sich wußte? Leichtsinn hatte ihm sein Vater, der ehrbare Fleischermeister zu Bunzlau, in ärgerlichen Stunden oft vorgehalten. Leichtsinn hatte der Konrektor Philipp Opitz, des Vaters Bruder, an seinem Neffen vor allen anderen Untugenden getadelt. Leichtsinn hatte die strenge, ernste Eleonore in dem Heidelberger Pfarrhaus dem jungen Humanisten und Literaturstudenten zum Vorwurf gemacht, als er sie in einer stürmischen Wallung in die Welt hinaus entführen und zu seinem Weibe machen wollte. Immer wieder war es dies Wort, das ihm aus dem Munde von Lehrern, Verwandten, Freunden, Frauen und Mädchen entgegenklang. Aber hatte nicht gerade dieses angeborne Erbteil der Naur, dieses vielgelästerte leichte Blut, das ihm eine gütige Fee in die Wiege mitgegeben hatte und das die anderen Leichtsinn nannten, hatte es ihn nicht immer wieder über alle die Nöte und Beschwerden hinausgehoben, die einem Manne seiner Art sich auf dem Lebensweg entgegenstellten? Hatte es ihm nicht Flügel der Seele wachsen lassen, mittels deren er aus der Enge seines Vaterhauses und seiner kleinstädtischen Jugend zu den lichten Höhen des Ruhmes emporgestiegen war?

Dort vor ihm, über den Köpfen der dahintrabenden Gäule seines Reisewagens grüßten ihn, aus dem Nebel des Novembertages traumhaft sich abzeichnend, bereits die nahen Türme der großen, mächtigen Stadt, deren führende Häupter und erleuchtete Köpfe es sich zur Ehre anrechneten, dem Verfasser der »Deutschen Poeterey«, wozu noch manches andere Opus von Gewicht sich gesellte, ein Asyl, wer weiß vielleicht auf immer, bei sich bieten und ihn zu den Ihren zählen zu dürfen. Mußte es nicht glücken, sich dieser verwünschten polackischen Kommission, die man ihm mit den Seezöllen aufgehalst hatte, auf möglichst geschickte und behutsame Weise zu entledigen und gegenüber den maßgeblichen Personen der auf ihre Privilegien eifersüchtigen Stadt nur den bloßen Überbringer und simplen Boten zu spielen, den für den mißlichen Inhalt seines erpreßten Auftrages keine Schuld treffen könne?

Ja, dies war der Weg, den er einzuschlagen hatte. War die Lösung, für die er seinen Geist präparieren mußte. War sie nicht einfach genug? Einfach und schlagend zugleich, wie alle diese plötzlichen Erleuchtungen, die gleichsam vom Himmel her über uns zu kommen pflegen?

Opitz nahm sich vor, schon sobald als möglich, am liebsten gleich morgen, die erforderlichen Schritte zu tun, um sich der unbequemen Bürde, die je länger je mehr auf seine gute Laune drückte, schnellstens zu entlasten. Und als sei er jetzt schon davon befreit, schloß er die Augen, lehnte die reisemüden Glieder gegen das gepolsterte Verdeck seines Wagens und schlief für die letzte halbe Wegstunde, die ihn noch von seinem Logis in der Brotbänkengasse trennte, fest ein.

»Ja, seid Ihr es denn wirklich und leibhaftig, Herr Herzogl. Rat?« rief Marie Dorothee in überströmendem Glücksgefühl, als sie ihn in der geöffneten Haustür stehen sah und ihm den

Reisesack, den er mit sich trug, aus der Hand nahm. »Ist es denn möglich? Welch eine Überraschung! ... Und nicht mit dem kleinsten Zeichen habt Ihr Kunde von Euch gegeben! Es reiten ja doch Boten hin und her zwischen Thorn und Danzig. Mußte man nicht denken, Ihr hättet über den schönen Polinnen Eure Danziger Freunde ganz und gar vergessen?«

»Wie hätte das sein können?« erwiderte Opitz, indem er ihre Hand ergriff und an sich drückte. »Hältst du dies Herz wirklich für so wankelmütig, für so wetterwendisch, Mädchen? Habe ich dir schon Grund dazu gegeben?«

Sie musterte ihn mit einem schnellen Blick und senkte dann den Kopf.

»Ihr seid ein großer Herr! Ein berühmter Mann, um den sich alle reißen! ... Und ich? Was bin ich?«

»Kein Wort weiter, Marie Dorothee! Sonst nehme ich dich vor aller Welt in den Arm und küsse dich sichtbarlich vor deinem Oheim ab, der da gerade die Treppe heruntersteigt!«

»Um Gottes willen! Nein!« rief sie abwehrend, mit gedämpfter Stimme.

Es war in der Tat Nigrinus, der streitbare Gottesmann, Opitzens Gastgeber, der auf einem Treppenabsatz erschien. Er mochte gehört haben, wie der Wagen vor dem Hause vorfuhr, und wollte sich überzeugen, wer gekommen war.

»Ich und mein Haus, wir grüßen Euch, amice,« erklang sein dröhnendes Wort, »und heißen Euch an der Euch schon bekannten Stätte wiederum von Herzen willkommen!«

»Habt Dank, freundwilliger Seelenhirte und Gottesstreiter!« rief ihm Opitz gutgelaunt entgegen. »Ihr seht, ich tue schon ganz so, als sei ich hier zu Hause und befände mich angesichts meiner eigenen Laren.«

Nigrinus war die letzten Treppenstufen herabgestiegen und streckte sichtlich erfreut dem Gast beide Hände entgegen.

»Wie solltet Ihr auch nicht, Verehrtester? Dies Haus ist ebensosehr das Eure wie das meine. Wißt Ihr das immer noch nicht, oder habt Ihr es etwa über den polnischen Komplimenten vergessen, mit denen man Euch sicher in Thorn einzuwickeln versucht hat? ... So laßt es Euch von dieser hier bezeugen, wie sehr wir unseren geschätzten Gastfreund während dieser grauen Nebelzeit, die Ihr draußen verbrachtet, vermißt haben.«

Er ergriff Marie Dorothee, die errötend etwas abseits stand, bei der Hand und zog sie dicht an sich heran, so daß sie sich Opitz Auge in Auge gegenüber befand.

»Nun? Willst du es unserem poeta aureatus nicht bezeugen, Marie Dorothee? Vielleicht glaubt er dem Erröten deiner Wangen mehr als dem ehrlichen Wort deines alten Ohms!«

»Ach! Was Ihr auch alles redet, Herr Oheim! Ihr bringt ja einen Menschen erst dazu, daß er rot werden muß!« rief Marie Dorothee und trat wie zufällig etwas tiefer in den Schatten des Hausganges.

»Die Studierstube unseres Gastfreundes ist doch aufgeräumt und in Ordnung?« fragte

Nigrinus. »Ihr hättet sehen sollen, wie sich das Kind um Eure Folianten und Skripturen und alle Eure Sachen angenommen hat, Freund Opicius. Da hat jedes Stäubchen dran glauben müssen!«

Marie Dorothee warf mit einer lebhaften, halb schmollenden Gebärde den Kopf mit dem blonden Kraushaar zurück.

»Bei Euch in Eurer eigenen Studierstube duldet Ihr ja nicht, Herr Ohm, daß auch nur ein Stück angerührt wird, und wenn der Staub zolldick drauf liegt. Nächstens werden Mohrrüben wachsen.«

»Ach so!« lachte Nigrinus, ihr mit dem Finger drohend. »Da hast du dir den Herrn Herzogl. Rat als besser taugliches Objekt für deinen Staubwedel ausgesucht! Ja, ja, was einmal eine richtige Hausfrau werden will, das bückt sich beizeiten in alle Ecken und Winkel.«

»Pfui! Ihr seid schlecht, Herr Ohm!« schmolte Marie Dorothee. »Man meint es ja nur gut mit Euch Mannsleuten. Glaubt ihm nicht, Herr Herzogl. Rat!«

Opitz stand lächelnd und etwas zerstreut. Woran erinnerte ihn doch dieses Wortgefecht zwischen dem älteren Mann und dem jungen Mädchen? Hatte der Prediger nicht einmal eine Andeutung fallen lassen, daß er damit umgehe, Marie Dorothee zu seiner Hausfrau zu machen, als Nachfolgerin seiner jüngst verstorbenen zweiten Frau? Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

»Laßt es Euch nicht anfechten, Jungfer Marie Dorothee. Ein vom Sturm umhergeworfener alter Junggeselle wie unsereines weiß das frauliche Walten einer sorgenden Fee besser zu würdigen als so ein bärbeißiger Oheim und Gottesstreiter.«

Aber nun, setzte er nach einem Augenblick, während das Mädchen die Lider senkte, hinzu, sei es wohl an der Zeit, daß er seine Studierstube, sein Tusculum aufsuche und sich des Reistaubes entledige.

»Bring' unseren Gastfreund an Ort und Stelle, wie es sich bei solchem feierlichen Wiedereinzug gehört!« befahl der Prediger seiner Nichte und trat den Rückweg in sein über den Opitzschen Räumlichkeiten gelegenes Obergelaß an.

»Und ja,« rief er noch über das Treppengeländer herab, »vergiß auch nicht, unserem Gastfreund von der Visite Kunde zu geben, die ihm der kuriose Besucher letzthin hat abstatten wollen, der Herr Martinus Serenus, oder wie er sich nannte.«

Was das für ein Martinus Serenus gewesen sei? erkundigte sich Opitz, als er hinter dem Mädchen her nun ebenfalls die Treppe zu seiner Behausung hinaufstieg.

Einen Herrn könne man so jemand wohl schwerlich nennen, meinte Marie Dorothee mit einem Blick hinter sich zu Opitz, eher schon einen richtigen Lumpazivagabundus, einen veritabeln Landstreicher mit einer Schnapsnase, für die allerdings Grund genug gewesen sei. Der ganze Hausflur habe nachher noch stundenlang nach Branntwein gerochen. Sie sei froh

gewesen, als er sich endlich wieder trollte.

Was er eigentlich gewollt habe, fragte Opitz, der viel weniger erstaunt schien als das Mädchen. Es gab ja Merodebrüder und dergleichen Gesellen genug auf den Landstraßen und vor den Kirchentüren. In seinem unsteten Wanderleben hatte wohl manch einer von ihnen seinen Weg gekreuzt.

Er habe, erzählte Marie Dorothee, ganz hochtrabende Reden geführt von seinem Herzbruder, dem Herrn Herzogl. Rat, mit dem er auf der Hohen Schule zu Heidelberg Tür an Tür gehaust habe. Der sei ja mittlerweile zum poeta laureatus avanciert. Das sei kein großes Kunststück heutzutage; wenn es ihm selbst ernstlich darum zu tun gewesen wäre, so hätte er es am Ende auch dazu gebracht. Und was dergleichen Renommisterei mehr gewesen sei.

»Schon gut! Schon gut!« winkte Opitz ab. »Er wird schon wieder von sich hören lassen. Derartige Brüder sind anhänglich.«

Sie standen in Opitzens Studierstube einander gegenüber. Der Dichter faßte die Hände des Mädchens.

»Du hast ein Lächeln um die Mundwinkel, Marie Dorothee, als wenn dir etwas ganz Durchtriebenes durch den Sinn ginge!«

»Tut es auch,« erwiderte sie und senkte den Kopf. »Habt Ihr nicht gehört, daß er mir befohlen hat, Euch hierher zu geleiten?«

»Wer er?« fragte Opitz.

»Natürlich doch der Oheim. Es ist ihm also noch nichts aufgefallen. Bin ich eigentlich ein sehr schlechtes Geschöpf?« Sie senkte den Kopf.

»Das bist du nicht!« rief er und nahm ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände.

»Doch! Doch!« beharrte sie und suchte sich ihm zu entziehen. »Wenn ein Mensch einem vertraut, und hinter seinem Rücken hintergeht man ihn, und er ahnt von nichts, dann ist man doch schlecht!«

»Wer aus Liebe sündigt, dem soll viel verziehen werden,« sagte Opitz mit einem tiefen Blick in ihre Augen.

»Wo steht das?« fragte sie mit einem unterdrückten Lächeln.

»Natürlich doch in der Heiligen Schrift. Wo denn sonst?«

»Wohl ein Text nach Eurer eigenen Auslegung?«

»Legt ihn sich nicht ein jeder von uns nach seinem eigenen Sinn aus?«

»Und der Eure lautet also?«

»Wer da liebt, der sündigt nicht. Und ihm soll viel verziehen werden.«

Sie schlang die Arme um seinen Hals.

»So küsse ich Euch zum Willkommen und zum Wiedersehen und zur Entschädigung für alle diese einsamen Tage! Viele, viele Male!«

Am Nachmittag dieses Tages, der Opitz wieder unter das Dach seines Danziger Gastfreundes zurückgeführt hatte, fand in Sankt Katharinen die Trauung des Feldhauptmannes Gerhard von Proen mit der Patrizierstochter Anna von Schwarzwald statt. Die feierliche Handlung vollzog Johann Mochinger, derzeit Pastor und ehemals Prediger bei Sankt Katharinen, ein weitgereister Mann, der zugleich Professor am Gymnasio Academico war. Nach kirchlichem Recht hätte ja die Trauung in der Oberpfarrkirche von Sankt Marien, zu deren Pfarrsprengel die Familie der Braut gehörte, stattfinden müssen. Da jedoch eine langjährige Freundschaft den gelehrten Herrn Johannes Mochinger mit dem Schwarzwaldschen Hause verband, so hatte der Pastor von Sankt Marien in amtsbrüderlichem Einvernehmen auf sein kirchliches Anrecht verzichtet.

Es war nicht die letzte von den mancherlei Stadtneuigkeiten, die Marie Dorothee ihrem wiedergekehrten Herzensfreund aufzutischen wußte, während sie seinen Reisesack auspackte und seine Habseligkeiten wieder in die Truhen zurücklegte, darunter auch das goldbordierte Atlaswams, das Zeuge seiner ersten heißen Küsse gewesen war und das sie mit besonderer Hingebung zusammenfaltete. Ja, es sei ein großes Ereignis für Danzig, man habe schon soviel davon gesprochen, und keiner habe mehr so recht an diese Heirat geglaubt. Die halbe Stadt sei vor Sankt Katharinen zusammengelaufen. Kein Wunder auch! Nicht alle Tage bekomme man eine bekehrte Widerspenstige im Brautschleier zu sehen! So bewahrheitete es sich denn leider, was die Mannsleute immer wieder zum Spott sagen, daß die Frauenzimmer ein neugieriges Geschlecht seien, fügte sie mit einem resignierten Achselzucken hinzu. Denn sie selbst habe sich auch unter die Menge an der Kirchentür hingestellt, um sich zu überzeugen, was für ein Gesicht eine mache, die um keinen Preis unter die Haube habe kommen wollen.

Sie lachte auf eine beklommene Art. Auch Opitz lachte in sich hinein. Ihm fiel ein, was es mit ihnen beiden selbst einmal in Zukunft wohl für eine Bewandnis haben werde und ob das Mädchen, das sich so eifrig an seiner Kleiderruhe zu schaffen machte, in diesem Augenblick nicht vielleicht das gleiche dächte. Aber dann erschien es ihm doch ratsamer, diesem Einfall möglichst nicht weiter Raum zu geben.

Es war auch gerade jetzt nicht eben der geeignete Zeitpunkt, um verliebten oder gar Heiratsgedanken nachzuhängen. Die Pflichten, die der Augenblick auferlegte, erforderten unbedingt den Vortritt vor allen anderen Wünschen, Plänen und Illusionen, die doch im Hinblick auf seine Jahre und seine allgemeine Lebensposition nur eitel und töricht sein konnten. Da war zuvörderst die Angelegenheit der bisher den Schweden zugefallenen Seezölle, die die polnische Majestät in die eigene Hand zu bekommen wünschte. Hierüber würde eine Besprechung unter vier Augen mit dem Ratspräsidenten Bürgermeister Zierenberg wohl am

schnellsten zum Ziel führen, sei dies nun Ablehnung oder Zustimmung. Opitz verhehlte sich nicht, daß die Auseinandersetzung mit dem zähen und verschmitzten Alten nicht gerade von angenehmster Art sein werde. Aber was sein müsse, sagte er sich, müsse sein. Ihm war nun einmal das Los zugefallen, im Dienste Fremder und Mächtigerer seine besten Kräfte verbrauchen zu müssen und das, was ihm eigentlich am Herzen lag und seine wahre Aufgabe hienieden war, hintanzusetzen.

Mit welchen Hoffnungen war er nicht vor wenigen Monaten nach Danzig gekommen! Die Reformation der Deutschen Dichtkunst, ihre Befreiung aus den Ketten der Fremdländerei, ihre Erhöhung aus der alltäglichen Platitude und Niedrigkeit zünftlerischer Knittelreimerei, alle die großen Ansätze, zu denen er vor bald zwanzig Jahren im Feuer und Ungestüm der Jugend ausgeholt: er hatte sie im endlich erreichten Hafen auf dieser Insel des Friedens von neuem erwecken und zum glorreichen Ziel führen wollen. Und was war bisher aus all den schönen Plänen geworden? Nicht einmal ein Anfang war gemacht! Nicht einmal der für die Erreichung eines so weitgesteckten Zieles unentbehrliche Kreis von Anhängern, von Schülern, von Schildträgern war geworben, geschweige denn in Tätigkeit gesetzt worden! Da war dieser junge Mensch, dieser Gryphius, der ihm andere junge Schüler hätte zuführen und selbst ein brauchbarer Famulus für ihn hätte werden können. Hatte er den sich ihm Nähernden nicht aus törichter Eifersucht eher zurückgestoßen, anstatt dem Werdenden seine Hand entgegenzustrecken, ihn an seine Seite zu ziehen, ihn seinen Plänen dienstbar zu machen?

Was denn derweilen aus dem jungen Menschen, aus jenem adolescentulus, jenem Gryphius geworden sei? entfuhr es ihm plötzlich, sehr wider seinen Willen, als er in diesen Tagen gerade wieder Marie Dorothee im Hause begegnete. Jener adolescentulus, wie der Herr Herzogl. Rat den jungen Studiosus zu nennen beliebt, erwiderte sie etwas spitz, sei in den drei Wochen des Fortseins des Herrn von Opitz keine dreimal im Hause gewesen, zum Besuch beim Ohm Nigrinus, und jedesmal habe ihn sein Freund und Duzbruder, der junge Herr Christian, bei der Visite begleitet. Und wer nun wieder dieser junge Herr Christian sei? fragte Opitz. Er nenne sich Hofmann von Hofmannswaldau, gab Marie Dorothee zur Antwort. Mehr wisse sie auch nicht. Der Herr von Opitz möge doch den jungen Gryphius selbst nach seinem Freund Hofmannswaldau befragen, der ihres Erachtens offenbar auch ein Verse-macher sei. Der Knicks, mit dem Marie Dorothee ihrer Wege ging, war anzüglich genug, und Opitz schüttelte nachdenklich den Kopf.

*

»Ja, seid Ihr's denn wirklich in persona, Herr Magister?« rief Bürgermeister Zierenberg dem eben die Schwelle seiner Amtsstube im Rathaus überschreitenden Poeten entgegen. »Von wannen kommt Ihr? Ihr überrascht mich! Es ging die Fama um, Ihr seid wieder zu den Herren Polen zurückgekehrt? Nun überzeugt Ihr mich eines Besseren.«

Er wies dem Besucher mit einladender Gebärde den Sitz ihm gegenüber am Tisch an und stützte das mächtige Löwenhaupt mit der noch vollen grauen Haarmähne auf seine Arme, wie um den aus dem Polenlager wiedergekehrten Gast möglichst scharf und eindringlich in Augenschein zu nehmen, ihn sozusagen auf Herz und Nieren zu prüfen. Der solchermaßen gleichsam Inquirierte merkte die Absicht wohl, beschloß aber, sich auf so einfache Weise nicht beirren zu lassen, vielmehr dem Richterblick aus diesen scharf sondierenden Augen ruhig standzuhalten und dem Fragenden von seinen Erlebnissen in Thorn knapp und akkurat Bescheid zu geben.

Als er mit seinem Rapport zu Ende war, in dem allerdings von dem gewissen kitzligen Punkt keine Erwähnung geschah, fragte der Bürgermeister, dem offenbar mit dem etwas einseitigen Bericht nicht Genüge getan war:

»Und ist das alles, was Ihr zu berichten wißt? ... Fandet Ihr denn die polnische Majestät gut bei Laune?«

Opitz stutzte einen Augenblick. Was wußte man im Danziger Rat? Hatte man ihm nachspioniert?

»Ihr wundert Euch etwas, so scheint's?« warf der Alte mit einem anzüglichen Lächeln hin. »Aber Thorn liegt ja schließlich nicht am Ende der Welt. Unsere Kuriere legen den Weg, wenn es sein muß, in einem Tages- oder Nachtritt zurück. Und daß es immer etwas zu referieren gibt, dafür sorgen schon unsere Geheimen Sekretäre, die wir als unsere Geschäftsträger am polnischen Hoflager unterhalten. Einer von ihnen hat uns ein Briefchen über Eure geheimen Visiten beim Kazanowski und beim Radziwill, dem Wilnaer Krongroßfeldherrn, geschickt. Mit dem scheint Ihr ja dicke Freundschaft geschlossen zu haben? Oder war es der Konicpolski, der Euch in seiner eigenen Kalesche nach Danzig zurückspediert hat? Bei so trefflichen Konnexionen wird es Euch gewiß auch nicht bei König Wladislaw gefehlt haben. Er ist ja ein leutseliger und huldreicher Souverän.«

Opitz hatte sich gefaßt.

»Eurer Magnifizenz Rede überrascht mich nicht. Es ist mir nicht unbekannt, daß Eure Magnifizenz und der Rat von Danzig ihre eigenen Späher und Zuträger bei den Polen unterhalten, wie dies ja an allen Höfen üblich zu sein pflegt. Mit einem von diesen kundigen Leuten hat mich in Thorn der Zufall sogar zusammengeführt, und ich habe ihm kein Geheimnis aus meinen Aufwartungen bei den verschiedenen Hofherren und bei Seiner Majestät selbst gemacht. Vielleicht ist er es, von dem Eure Magnifizenz ihre Wissenschaft bezogen hat?«

Zierenberg nickte schweigend vor sich hin.

»Eure Magnifizenz,« fuhr der Dichter fort, »wird in Anbetracht so ausgezeichnete Quellen dann auch wissen, daß mich nur der Zwang äußerer Umstände und die Pflicht der Höflichkeit gegenüber der Munifizenz der polnischen Majestät nochmals auf den Weg nach Thorn

getrieben haben, nachdem ich hier in Eurem schönen und reichen Gemeinwesen bereits eine bleibende Statt gefunden zu haben glaubte. Hätte doch Gott gewollt, daß solches nicht notwendig gewesen und mir der nochmalige Weg zu den Polen erspart geblieben wäre.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Herr von Boberfeld?« fragte Zierenberg. »Möchtet Ihr Euch nicht deutlicher explizieren?«

Opitz runzelte die Stirn und strich sich den Kinnbart.

»Es soll damit gesagt sein, Euer Herrlichkeit, daß dieser nochmalige Besuch am Königlichen Hoflager der polnischen Majestät die Möglichkeit an die Hand gegeben hat, mir eine äußerst lästige und beschwerliche Kommission aufzuhalsen ...«

»Kommission? An wen?« fiel der Bürgermeister ein.

»An Eure Magnifizienz und Person.«

»Und die lautet? Hat sie etwa Bezug auf die leidigen Seezölle, mit denen wir wegen des jahrelangen Kriegszustandes sehr wider unsern Willen die schwedische Kriegskasse zu füllen nicht umhin konnten. Wie die polnische Majestät wissen könnte, sind wir seit Stuhmsdorf dieser Abgabe de jure et de facto ledig. Also was soll's noch mit den ewigen polnischen Querelen und Molestierungen?«

»Hierauf eine Antwort zu geben, Eure Magnifizienz, wäre Sache des polnischen Gouvernements, nicht die meinige.«

Zierenberg schüttelte den Kopf.

»Immerhin! Macht sich denn jemand, der eine üble Botschaft übernimmt, nicht quasi zum Fürsprecher besagter Botschaft dort, wohin er sie bringt? Mußtet Ihr Euch nicht sagen, Herr Herzogl. Rat, daß es eine verdrießliche Affäre für uns und Euch werden könne, in welche Ihr Euch da einließet? Habt Ihr denn gar kein Augenmerk darauf gehabt, was für ein feines Garn sie am polnischen Hoflager für ihre Netze spinnen? Nichts für ungut, Herr Herzogl. Rat! Aber wir Danziger hätten Euch für klüger gehalten, daß Ihr Euch den polnischen Praktiken nicht als blindes Werkzeug hergeben würdet!«

Opitz war kreideweiß geworden. Ihm war zumute, als öffne sich der Boden unter ihm, und er müsse versinken. Mühsam erhob er sich, mit beiden Händen sich auf die Tischplatte stützend.

»Eure Magnifizienz wolle den unglücklichen Boten einer unerwünschten Botschaft beurlauben, welcher damit zugleich sich von Eurer großmächtigen Stadt verabschieden möchte, wo er so wenig wohlgelitten zu sein scheint.«

»Nun, nun!« rief der Bürgermeister. »Man wollte Euch nicht kränken. Niemand streitet Euch ab, daß Ihr auf dem Felde der humanistischen Wissenschaften ein großer Gelehrter und zu allem übrigen auch ein berühmter poeta laureatus seid. Aber muß ein großer Mann der Verskunst auch ein großer Politiker sein? Das wäre gerade so, als wenn ich oder unser braver

Freder – Ihr kennt doch den Syndikus? – uns aufs Tragödienschreiben verlegen wollten.«

Zierenberg hatte seine Worte mit einer dröhnenden Lache begleitet. Der Poet, der schon bedauerte, daß er sich von seiner Erregung hatte übermannen lassen, hielt es für das geratene, sich der dargebotenen schmalen Planke über einen nicht ungefährlichen Moorgrund zu bedienen und setzte sich scheinbar zögernd wieder auf seinen Stuhl.

»Ein von des Geschickes Mächten übel Mitgenommener und Verfolgter,« erwiderte er, »dankt Eurer Magnifizienz für die gütigen Worte. Sie legen Zeugnis ab für den Scharfsinn gegenüber den Dingen des Lebens, mit dem der Himmel Euch begnadet hat, und für die Einsicht und weise Erfahrung, die Ihr Euren Jahren verdankt Nie wäre es mir beigegeben, mir mit einer derartigen Kommission die Finger zu verbrennen, wäre nicht eben die ... die Muni-fizienz der polnischen Majestät, der ich mich in meiner bedrängten Lage nicht ent schlagen konnte, zur goldenen Fessel für mich geworden ...«

Er stockte, senkte den Kopf und schwieg.

»Ach! Wollt Ihr darauf hinaus?« rief der Bürgermeister. »Drückt Euch da der Schuh? Die- sem Übel vermöchte unsere löbliche Stadt vielleicht ebensogut wie der Pole oder am Ende gar noch besser abzu helfen. Unser Stadtsäckel wird es mit der polnischen Kronschatulle al- lerdings noch aufnehmen können, wie mich dünkt, und unser Kämmerer, der ja sonst die Hand fest auf dem Beutel hält, knausert nicht, wo es um das politische und kommerzielle Wohl der Stadt geht.«

»Wie? Eure Herrlichkeit wollte ...?« stammelte Opitz. »Habe ich recht verstanden?«

Zierenberg ließ seine zur Faust geballte Hand auf die Tischplatte fallen. Es gab einen festen und vertrauenswürdigen Ton.

»Wir Danziger,« sprach er, »meinen es so wie wir sagen, Herr Herzogl. Rat. Wendet Euch also vertrauensvoll an unseren Ratsherrn Kerschenstein, dem die Obhut über den Stadtsäckel zusteht. Er wird schon das Nötige von mir wissen, wenn Ihr bei ihm anklopft.«

Der Bürgermeister hatte sich erhoben. Auch Opitz war aufgestanden. »Eure Großmut, Magnifizienz, überwältigt mich!« stammelte er. »Seid meines ewigen und unauslöschlichen Dankes gewiß!«

»Den Ihr am besten abtragen könnt,« fiel Zierenberg ein, »wenn Ihr, Herr Herzogl Rat, bei Eurem nächsten Besuch am Königlichen Hoflager Eure Augen und Ohren recht weit offen haltet für alles, was Ihr dort seht und hört und was unsere gute Stadt und ihr Heil angehen könnte. Damit Gott befohlen, Herr von Boberfeld!«

Wenn Opitz in der ihm noch verbliebenen späteren Lebenszeit an diese Szene mit Zieren- berg auf dem Rathaus zurückdachte, so wollte es ihm scheinen, daß er den freilich nur kurzen Heimweg um die nächste Ecke herum zu seinem Logis in der Brotbänkengasse wie auf Flü- geln zurückgelegt haben müsse. Welch ein anderes Gesicht zeigte ihm die Zukunft doch als

noch vor einer flüchtigen Viertelstunde! Mit wie ungewissem Mut war er die steilen Stufen zu dem Schlupfwinkel des alten Fuchses hoch oben emporgestiegen, in Vorahnung eines Auszugs auf Biegen oder Brechen, wie er dann ja auch gekommen war! War es nicht ein mehr als waghalsiges Spiel gewesen, dem unwirschen, widerborstigen Alten und damit der reichen Stadt selbst, deren Haupt er war, die Freundschaft aufzukündigen? Um höchsten Einsatz, um eine schon gesicherte Lebensposition im Schoße dieses mächtigen und wohllebigen Gemeinwesens war es gegangen. Mißlang es, dann blieb nichts übrig, als abermals zum Wanderstab zu greifen und – ein schon Alternder, ein ewig Unbehauster – einer dunklen Zukunft entgegen in eine unbekannte Ferne zu ziehen, um gleich einem anderen Tantalus von neuem nach den ihm immer wieder entschwebenden Früchten am Baum des Lebens zu haschen. Doch was frommte es, sich all das mögliche Unheil zu vergegenwärtigen, das ihm im Falle des Mißlingens hätte widerfahren kennen, da er es doch durch einen couragierten Entschluß gebannt und sein Glück auf eine Karte gesetzt hatte! Wer wagt, gewinnt. Nur dem Mutigen lacht Fortuna. Hatte sie ihm nicht die gefahrvolle Auflehnung gegen das beleidigende Wort des alten Isegrimms, die der Wallung eines Augenblicks, ja vielleicht eben seinem schnell entzündlichen Blut entsprungen war, auf gänzlich unerwartete Weise gelohnt und ihm diese, wie es schien, einstweilen unbefristete und jeglichen Vorbehalts bare Dotation aus dem prallen Geldsäckel der reichen Handelsstadt eingetragen? Unter solchen seine Schritte beflügelnden Gedanken war der Poet unversehens in seiner Studierstube wieder angelangt und hatte sich auf seine Lagerstatt geworfen, um von der gehabten Aufregung, die ihm schon ein paar Tage vorher in den Knochen gelegen hatte, in einem mehrstündigen Schlaf Vergessen zu finden.

Die bleiche Sonne des kurzen Novembertages war bereits hinter den Dächern und Mauerrinnen der alten Stadt versunken und tiefe Dunkelheit breitete sich zwischen den Truhen und Bücherregalen von Opitzens Studierstube, als der Dichter von einem leisen und allmählich lauterem Pochen an seiner Stubentür erwachte und sich verwundert die Augen rieb. In der halb geöffneten Tür stand das Mädchen, stand Marie Dorothee, von der eben noch geträumt zu haben er sich kurz erinnerte. Stand mit einem flackernden Kienspan in der Hand da, der einen ungewissen Lichtstreif durch das Gemach bis auf Opitzens Lagerstatt warf.

»Schlaft Ihr noch immer, Herr Herzogl Rat?« fragte verwundert Marie Dorothee, deren krausblondes Haar im flackernden Widerschein des Kienspans in ihrer Hand wie ein Goldgespinst um ihre Stirn flimmerte. »Ich hab' Euch schon ein paarmal wecken wollen und angeklopft. Es ist schon bald Nacht. Ihr verschlaft das Abendbrot und alles.«

»Cynthia!« murmelte der Dichter noch schlaftrunken. »Cynthia! Licht meiner Dunkelheit! Traumbild meiner Nächte! Eben habe ich dich im Arm gehalten und dein Herz an meinem klopfen gefühlt! Komm! Mache aus dem Traumbild eine tausendmal schönere Wirklichkeit!«

»Ach, was Ihr doch redet, Herr von Opitz!« rief das Mädchen. »Seht Ihr denn nicht, daß

ich bei Euch heizen will? Der Ofen wird schon ganz kalt sein, vom Morgen her. Es gibt Frost zur Nacht. Und Ihr werdet Euch in der kalten Stube noch einen Schnupfen oder sonstwas holen.«

Damit trat sie an den die eine Ecke des Gemachs behäbig ausfüllenden Kachelofen, schichtete die in ihrer Schürze mitgebrachten handfesten Fichtenholzscheite hinein und entzündete sie mit dem hell lodernden Kienspan, so daß im Ofen bald ein helles Feuer knackte und prasselte.

Opitz hatte sich von seiner Lagerstatt erhoben, nicht ohne sein vom Liegen arg zerknittertes Wams erst ordentlich zu glätten und zurechtzuzupfen, war mit ein paar federnden Schritten hinter das nah am Ofen hantierende Mädchen getreten, umschlang es halb von rückwärts und suchte es in seine Arme zu ziehen.

Marie Dorothee stieß einen halb unterdrückten Schrei aus.

»Was tut Ihr doch?! Laßt mich! Laßt mich! ... Wenn es der Ohm zu sehen bekäme ...!«

»Dieser von allen Göttern verlassene Aufpasser! Dieser hundertäugige Argus!« grollte der Poet, das Mädchen einen Augenblick aus seinen Armen entlassend. »Lauert er vielleicht hinter der Tür und horcht?«

Marie Dorothee, der manchmal der Schalk im Nacken saß, mußte unwillkürlich über den Zornausbruch des Dichters lachen.

Opitz faßte nach ihrer Hand und zog sie von neuem an sich.

»Was gibt es zu lachen?« fragte er geärgert.

»Weil Ihr ihn falsch beschuldigt!« erwiderte sie, noch immer lächelnd. »Er ist überhaupt nicht im Hause. Er hält in Sankt Petri Bibelstunde ab wie jeden Donnerstag.«

»O dann ... dann ...!« rief Opitz und schloß die kaum noch Widerstrebende voll in seine Arme, ihr die Antwort mit seinen Küssen wehrend, denen sie sich wie willenlos ergab.

Nach einem Weilchen ließ er sie frei, nahm ihr Gesicht, das die Erregung gefärbt hatte, zwischen seine Hände und blickte ihr in die halb geschlossenen Augen.

»Du falsches blondes Schlängelein! Erlustierst dich noch an meinem Verdruß? An meinem Leiden? Siehst du nicht, fühlst du nicht, wie ich deinethalben leide? Wie ich dich liebe? Wie ich mich nach dir sehne? Wie ich am Verschmachten bin nach dir?«

Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

»Doch! Doch!« rief er und faßte von neuem ihre Hände. »Ist es nicht ein Jammer, daß ich dich nie ein Stündchen für mich allein habe? Daß immer dieser Aufpasser über jeden Schritt von dir wacht? Was will er denn von dir?«

Marie Dorothee wandte ihr Gesicht ab und lächelte wieder.

»Was wird er wohl wollen! Als Nachfolgerin von seiner Seligen! Von seiner Ersten! Wenn das Trauerjahr vorbei ist.«

»Ah! Sieh da! Der Gottesmann!« entfuhr es Opitz. »Und mir hat er es seinerzeit abgestritten. Es kann nicht sein. Du seiest seiner Schwester Kind und also sein eigenes Fleisch und Blut, an dem er sich nicht versündigen dürfe. So mußte man seine Worte verstehen. Er scheint es sich derweil anders überlegt zu haben.«

Er machte eine Bewegung von ihr weg, wie um dem Gedanken tiefer nachzusinnen. Das Mädchen seinerseits ließ die Arme sinken und wich, ohne es selbst zu merken, langsam zur Stubentür zurück. Der Zauber des Augenblicks, der sie beide in seinen Bann geschlagen hatte, schien mit dem Augenblick verweht.

»Willst du ihn denn zum Manne nehmen, Mädchen?« fragte Opitz plötzlich und machte wieder einen Schritt auf die noch an der Tür Verharrende zu.

Marie Dorothee zuckte die Achseln und warf trotzig, wie es Opitz vorkommen wollte, den Kopf zurück.

»Was bleibt unsereinem denn anderes übrig? Wenn man arm ist, muß man sich nach der Decke strecken, hat uns unsere Großmutter immer gepredigt. Ich hör' sie noch mit ihrem einen hohlen Zahn pfeifen. Also gut! Wenn der Ohm das nächstmal wieder davon anfängt ... Wie Gott der Herr will! Ich füg' mich drein. Ich bin ihm ja auch Dank schuldig, dem Ohm. Und den man haben möchte, den bekommt man ja doch nicht.«

Sie war mit einer flinken Wendung über die Schwelle hinausgeschlüpft und hatte die Stubentür hinter sich ins Schloß gedrückt, den ganz verdutzten Poeten sich selbst und seinen nicht eben rosigen Gedanken überlassend.

14

Es scheint, daß auch in streng republikanischen Gemeinwesen von altbefestigtem Wohlstand, wie es jenes damalige Danzig war, die Familienangelegenheiten der patrizischen Geschlechter, nicht anders als in Residenzstädten die Lebensumstände der fürstlichen Familie und der Hofgesellschaft, eine Art von Gemeinbesitz der gesamten Bevölkerung bis in die untersten Schichten hinab darstellen, auf den jedermann den gleichen Anspruch erhebt und in den sich jedermann brüderlich mit dem andern teilt. Bei diesem Stadtklatsch alter Reichs- und Hansestädte, der sich dem Hofklatsch fürstlicher Residenzen zur Seite stellt, sind durchaus nicht immer nur Scheelsucht und hämische Schadenfreude an der Skandalchronik der Höhergestellten mit im Spiel, sondern es ist oft ebensosehr eine Art von prickelnder Genugtuung, um nicht zu sagen Stolz auf den Mitbesitz von derlei eigentlich lichtscheuer Sündhaftigkeit und hochgeborener Fehlbarkeit, somit im Grunde nur ein Ausdruck der allgemeinen Verbundenheit sämtlicher Klassen und Stände von oben bis unten. Die Skandalchronik erweist sich als gesellschaftliches Bindemittel und bürgerliches Fundament.

Auch in jenem Alt-Danzig der Opitz-Zeit, von dem hier erzählt wird, verhielt es sich nicht anders. Noch tage- und wochenlang wollte das Stadtgespräch über die Proensche Hochzeit und die sie begleitenden Zwischenfälle im Schwarzwaldschen Hause nicht verstummen. Da jeder, nicht zuletzt die Frauenwelt, dem Bilde einer Widerspenstigen, wie es sich mit der Braut und jetzigen Jungvermählten, der schönen Anna, verband, immer noch einen bezeichnenden Zug mehr hinzuzufügen wußte, so erwuchs sehr bald ein Gemälde typischer weiblicher Halsstarrigkeit daraus, das den Mitlebenden lange nicht aus dem Gedächtnis weichen wollte, sich von der Wirklichkeit aber mehr und mehr entfernte.

Schon wenige Tage nach der Hochzeit, die mit allem einer ersten Patrizierfamilie zustehenden Aufwand und Gepränge gefeiert worden war, verbreitete sich aus dem Munde scheinbar Wissender eine Fama, es sei noch am selbigen Hochzeitsabend zu einem schlimmen Auftritt zwischen dem neugebackenen Ehemann und seiner jungen Eheliebsten gekommen, indem diese sich standhaft geweigert habe, das elterliche Haus zu verlassen und ihrem Ehemann und Gebieter auf dessen Gutshaus Sobbowitz zu folgen. Dem sei schließlich die Galle übergelaufen, er habe die hartnäckig Widerstrebende im geeigneten Moment unversehens in seine Arme gehoben und sie unter dem Jubel der männlichen Hälfte der Gäste in seine bereits vor der Haustür wartende vierspännige Karosse getragen, worauf er ungesäumt mit ihr in die stockdunkle Novembernacht davongefahren sei. Man könne hoffen, so wurde verschiedenen neugierig Weiterfragenden bedeutet, daß das kuriose junge Paar heil an Ort und Stelle angelangt sei, da man inzwischen nichts Gegenteiliges gehört habe, sonach alles Folgende sich in der auch sonst üblichen Weise vollzogen haben werde, wie sich männiglich bei einiger Vorstellungskraft selbst ausmalen könne.

Wo hätten derlei Klatsch und Gerüchtemacherei einen fruchtbareren Boden zum Fortwuchern finden können als etwa in den Verkaufsgewölben eines Andreas Hünefeld und seiner anderen buchhändlerischen Zunftgenossen, die mit den Auslagen ihrer frisch aus der Presse gekommenen Geistesschätze oder seltener altertümlicher Drucke, Kupferstiche und Holzschnitte stets eine Schar von Liebhabern anlockten und allmählich zu einer Art von Neuigkeitsbörse geworden waren. So erfuhr denn auch Herr Opitz von Boberfeld bei einer seiner regelmäßigen Visiten im Hünefeldschen Verkaufsgewölbe von den Vorgängen auf der Hochzeit im Schwarzwaldschen Hause, und kein Geringerer als Herr Plavius, bis zu Opitzens Ankunft das unbestrittene Haupt der Danziger Dichtergilde, war es, der dem jüngeren und berühmteren Nebenbuhler und Kollegen die Kunde von den seltsamen Vorfällen zutrug. Er verfehlte auch nicht, seinen Bericht mit saftigen Marginalien aus der eigenen Geisteswerkstatt zu würzen, da er läuten gehört hatte, daß der »schlesische Kuckuck« – so bezeichnete er ihn im Kreise seiner Anhänger – irgendwie in jene Hochzeitsaventüre verwickelt sein müsse. So scharf er aber den andern auch ins Auge faßte, es gelang ihm nicht, ein stärkeres Aufhorchen

in den Zügen dieses unleidlich Eingebildeten und Blasierten zu entdecken. Opitz hörte sich mit lächelndem Gleichmut alles an, was ihm da aufgetischt wurde, und verriet keine besondere Teilnahme für die Einzelheiten dieser die ganze Stadt beschäftigenden Hochzeitskomödie.

Dieser geriebene Bursche hat es faustdick hinter den Ohren sitzen, dachte Plavius bei sich und beschloß, den Stier bei den Hörnern zu packen.

»Seid Ihr denn bei der großartigen Hochzeit nicht in persona zugegen gewesen, Herr Herzogl. Rat?« fragte er mit unschuldiger Miene. »Es heißt doch, Ihr seid schon wie Kind im Hause bei den Schwarzwalds und den anderen Hochmögenden von der Hautevolee?«

Opitz schüttelte lächelnd den Kopf.

»Eure Gewährsleute haben Euch falsch unterrichtet, Meister Plavius. Ich muß es schon sagen so leid es mir tut, diesem artigen Spectaculo, über welches Ihr da berichtet, nicht persönlich beigewohnt zu haben. Denn es ist ja nicht an dem, daß ich bei den Schwarzwalds oder den anderen ›Hochmögenden‹ wie Kind im Hause sei.«

Sehr schade sei das eigentlich, meinte Plavius mit hochgezogenen Augenbrauen und dem sonoren Herzenston aufrichtigen tiefsten Bedauerns. Die Kunde stamme von sehr ehrenwerten und unterrichteten Leuten. Also nicht Hausfreund bei den Schwarzwalds und Kerschenssteins? Nun, was nicht sei, könne ja immer noch werden.

Opitz schüttelte dem von Wohlwollen überfließenden Dichterkollegen mit ebenso heiligem Ernst die Hand und beteuerte, er werde es sich angelegen sein lassen, zufolge der gutgemeinten Ratschläge des Kollegen möglichst bald das Versäumte nachzuholen und sich um Zutritt zu den erwähnten großen Häusern der Stadt zu bemühen, wo er denn auch dem sicher längst dort beheimateten Herrn Plavius zu begegnen hoffe.

»Weit gefehlt, Herr Kollega!« donnerte auf diese der Ironie nicht ermangelnde Anspielung des »schlesischen Kuckucks« Herr Plavius. »Habe ich Euch nicht seinerzeit im ›Einhorn‹ expliziert, daß ein Plavius in dieser Bötierstadt dazu verurteilt ist, zeitlebens im Schatten zu stehen und in der Verborgenheit seiner häuslichen Klausen seine Carmina und Oden zu dichten, die die Namen und die Lebensumstände aller dieser Hyperboräer auf die Nachwelt bringen werden? Aber glaubt nicht, daß ich deshalb mein Haupt mit Asche zu bestreuen gedenke. Eines schickt sich nicht für alle. Ihr, mein Herr von Opitz, seid der Abgott des heutigen Zeitalters und Säkulums. Neidlos sei Euch der Lorbeer gegönnt. Einem Plavius werden die Enkel dieser heutigen Pfeffersäcke und Strohköpfe den ihm gebührenden Lorbeer um das Grabkreuz winden.«

In dem Auge des rasch enteulenden Kollegen, der sich von seinem Zeitalter verkannt fühlte, glaubte Opitz eine Träne blinken zu sehen, und es fehlte nicht viel, daß ihn selbst darob eine plötzliche Rührung überkommen hätte. War diese pathetische Träne des andern nicht wie ein

winziger Spiegel, worin er sein eigenes Bild, tragisch verklärt, wiedererkannte? Wie mancher geheimen Anwandlung erinnerte er sich, da er sich selbst als ein Fremdling in seinem Zeitalter und unter seinen Mitlebenden vorgekommen war!

Unwillig schüttelte er den Kopf. Da war wieder dieser Hang, mit sich selbst zu rechten, sich in die Züge seines eigenen inneren Abbildes hineinzuverensenken und hineinzubohren, um ihn zuletzt Auge in Auge mit einem großen leeren Nichts zurückzulassen, vor dem ihm halb graute, halb schwindelte.

Fast von Kindesbeinen an hatte er dies in Übung gehabt, sich selbst, seiner eigenen geheimsten Natur, seinem Kardinalpunkt, wie man es nennen konnte, seinem Zentrum nachzuspüren und nachzuforschen, mochte dies nun ein ihm schon in die Wiege gelegtes verhängnisvolles Patengeschenk der Musen an den künftigen Dichtersmann sein oder womöglich ein spätes Erbteil des längst abgetanen alten Glaubens der Vorvordern, der neben der öfteren Beichte auch eine peinliche Gewissenserforschung jeweils im Vorgespann gehabt hatte.

Schon oft genug hatte er diesen zweiten Opitz, der ihm die schöne innere Ruhe und Gewißheit nahm, diesen lästigen Mitbruder seiner selbst, diesen Blutsauger und Parasiten, der an seiner Seele zehrte, zu allen Teufeln gewünscht und in den Kämpfen ums tägliche Brot der letzten Jahre auch schon dieses Wunsches Erfüllung zu erleben geglaubt. Nun, da es ruhiger um ihn zu werden, sein Lebensschifflein in eine stillere Zone gelangt zu sein schien, erblickte er neben sich, in sich wieder diesen fatalen Doppelgänger, der so etwas wie sein zweites Ich sein wollte und zu allem Überfluß sich auch noch zum Richter über den ersten, den eigentlichen und wahren Opitz aufwarf.

In diesen nun anbrechenden winterlichen Monden, die mit ihrem immer knapperen Sonnenlicht und der Finsternis der endlos langen Nächte die Menschenkreatur an ihre eingeborene Enge und Begrenztheit in einer oft schaurigen und unheimlichen Gotteswelt gemahnte, kam dem alternden Poeten, mit den wieder öfter sich meldenden Besuchen jenes lästigen Doppelgängers und Mahners, von neuem und stärker noch als je vordem das Bewußtsein dieser inneren Zwiespältigkeit und Zerrissenheit, die er längst von sich getan zu haben meinte. Es wollte ihm nicht aus dem Sinn, was Plavius über die merkwürdigen Facta bei der Proenschen Hochzeitsfeier aufzutischen gewußt hatte.

Auf wie einfache Weise war doch dieser Proen, dieser Gewaltmensch, mit dem kindischen und dennoch begreiflichen Trotz und Eigensinn eines verwöhntem jungen Frauenzimmers fertig geworden! Er hatte zum Mittel der Gewalt, zum Recht des Stärkeren gegriffen, wie es ihm als Mann und Eheherrn zukam, und hatte damit einen Schimpf von sich abgewandt, der andernfalls untilgbar an seiner Person und seinem Namen haften geblieben wäre. Wie erbärmlich schwach mußte er selbst, Opitz, sich vorkommen, wenn er sein eigenes Verhalten gegenüber Marie Dorothee an der Mannhaftigkeit des anderen maß! Hätte er nicht in jener

Abendstunde, als das Mädchen mit dem lodernden Kienspan in Atemsnähe vor ihm stand, von der kaum noch Widerstrebenden alles, alles haben können, wonach seine hungernden und durstenden Sinne verlangten? Freilich war da ein Unterschied, ein Quentchen Unterschied, das für ihn selbst in die Waagschale fiel. Wenn Proen von seinem eheherrlichen Recht Gebrauch machte, welches Recht hätte denn ihm selbst auf das ihm vertrauende Mädchen zugestanden? Hatte sie ihm nicht offen bekannt, daß Nigrinus sie heimzuführen gedenke, und lag darin nicht zugleich eine Art von Geständnis, daß sie sich schon halb und halb als dessen Zukünftige betrachte? Wäre es also nicht ein Bruch des Gastrechtes gewesen, sich an der Erwählten eben dessen zu vergreifen, der ihm großherzig ein Obdach bei sich gewährt hatte?

Wenn Opitz in dem vielfältigen Hin und Her seiner Skrupel und Zweifel bis zu diesem Punkt seines Seelenlabrynth gekommen war, so konnte er mit Fug und Recht sich als ein in makelloser Reinheit Dastehender erscheinen. Der Haken hierbei war leider nur, daß ihm dieses Bewußtsein gar keine Befriedigung und Genugtuung gewähren wollte, daß er sich vielmehr als ein rechter Dummkopf vorkam, der von der Minute ausgeschlagen hatte, was keine Ewigkeit ihm wiederbringen konnte. Er dachte an seine jungen Jahre zu Heidelberg im Kreise der stürmenden Gleichgesinnten zurück, an die Zeit in Lutetias lusterfüllten Mauern, an alles, was ihm in den Niederlanden, im dänischen Jütland bis zuletzt noch in jenem siebenbürgischen Exil begegnet war: war nicht überall Frau Venus seine Göttin, seine Gebieterin gewesen, zu deren Hofstaat er – beinahe ein zweiter Tannhäuser – gehört hatte? Wäre es ihm damals in den Sinn gekommen, vor einer Blume, deren Kelch sich ihm willig darbot, haltzumachen, nur weil sie in eines andern Garten blühte? Welch absurder Gedanke! Er mußte selbst darüber lächeln. Aber es war kein Lächeln des Vergnügens. Es war ein Lächeln der Bitterkeit, der Resignation.

Kein Zweifel! In jener Abendstunde mit Marie Dorothee hatte sich das Alter bei ihm gemeldet. Darum sein Zaudern in dem entscheidenden Augenblick! Und ungenutzt war er ihm unter den Händen zerronnen!

Ein maßloser Schrecken befiel den grübelnden Poeten mitten in diesem Werke der Selbstzerfleischung. Er hatte von jeher vor nichts so gebangt, wie vor der grauen, hexenhaften Gestalt, die eines Tages über seine Schwelle humpeln und sich ihm als das Alter vorstellen würde. Und nun war es eine blonde blühende Jugend, hinter der unsichtbar jene gefürchtete Alte sich in seine Studierstube gestohlen hatte, um sich bei ihm niederzukauern und ihn fortan nicht mehr zu verlassen. Welch eine blutige und grausame Ironie lag in diesem höhnischen Versteckspiel, von dem er sich hatte zum Narren halten lassen, anstatt fest und keck Fortuna beim Mantel oder bei der Locke zu ergreifen! Hätte dieses Mädchen, diese Cynthia, wie er sie in seinen Träumen benannte, in jenem Augenblick nicht ebensogut die Seine werden können,

anstatt diesem großmäuligen Prediger und Gottesmann zuzufallen, der sie wie eine ihm gehörige reife Pflaume vom Baum pflückte? Ja, konnte sie ihm nicht jetzt noch zufallen, wenn er nur den festen Willen dafür aufbrachte, und wäre es nicht anders, selbst am Altar des Allerhöchsten? Wie, wenn schließlich dies der rettende Ausweg wäre, die einzige Pforte, die sich auftäte, um ihm vor einem einsamen Alter entrinnen zu helfen?

Fortan faßte dieser Gedanke Wurzel in der Seele des mit sich Hadernden und begann mehr und mehr Besitz von ihm zu ergreifen. Und Zug um Zug, im gleichen Schritt hiermit, lockerte sich das Band eines engen, fast herzbrüderlichen Vertrauens, das von Anfang an Opitz mit dem streitbaren Prediger verbunden hatte. Die fast allabendlichen Gespräche und Disputationen über alle Fragen der Gottesgelahrtheit und des orbis terrarum, wobei gelegentlich ein Krug schwer eingebrauten öligen Jopenbieres aus des alten Hewelke Brauerei oder an Festtagen eine Bouteille roten Franzweines die Zungen gelöst und die Geister beflügelt hatte, waren seltener und seltener geworden und seit Opitzens Abwesenheit in Thorn nicht wieder aufgenommen worden. Wenn die beiden Männer sich jetzt auf dem Beischlag oder im Vorhaus begegneten, so war es nicht mehr wie in der ersten Zeit ein fröhlicher, von Herzen kommender Gruß oder Zuspruch des einen zum anderen, etwa eine Verabredung auf den Abend oder das schnelle Aufblitzen eines disputationsreifen Themas, dem mit allen Mitteln einer geschuldeten Logik zu Leibe zu gehen beide gleich begierig waren. Verschlissen, verdrossen, mit stummem Gruß, um so förmlicher, je feindseliger man fühlte, ging jeder am andern vorbei, kaum daß die Blicke sich noch streiften oder – je nachdem – angriffslustig sich ineinander hefteten.

Ein Lichtblick war es in diesen dunklen Novembertagen für Opitz, als er vom Ratsherrn und Kämmerer Kerschenstein ein wohlstilisiertes lateinisches Dokument erhielt, worin ihm dieser unter Beifügung des städtischen Siegels kund und zu wissen tat, daß er vom Bürgermeister Zierenberg im Namen des Rats der Stadt Danzig bevollmächtigt sei, ihm, dem Herzogl. Rat und Magister Opitz von Boberfeld, eine gewisse, in anständiger Höhe bemessene Summe als Zuschuß zu seiner Lebenshaltung nicht nur, sondern auch als verdienten Ehrensold für seine Verdienste um die Stadt Danzig in Gegenwart und Zukunft zunächst auf die Dauer des jetzigen und des kommenden Jahres auszus zahlen.

*

Nicht lange vor Beginn der Adventszeit verbreitete sich aus Ratskreisen, die es wissen konnten, die Nachricht in der Stadt, daß zu Anfang des neuen Jahres König Wladislaw IV. aus Warschau, wo er augenblicklich Hof hielt, für mehrere Tage zu Besuch nach Danzig kommen werde. Eine solche Staatsvisite einer polnischen Majestät in dem alten hansisch-deutschen Gemeinwesen, das erst knapp zwei Säcula als Freie Reichsstadt mit eigenen Privilegien bei der Krone Polens war, zählte zu den Seltenheiten. Der gegenwärtige König Wladislaw aus dem schwedischen Wasahause hatte seit seiner vor einigen Jahren erfolgten Thronbesteigung

seinen Fuß noch nicht auf Danziger Boden gesetzt und war damit der Übung seiner Vorgänger auf dem polnischen Thron gefolgt, die es ratsam gefunden hatten, auf die stets rege politische Empfindlichkeit der maßgebenden Danziger Gewaltigen Bedacht zu nehmen und die Zügel ihrer königlichen Oberhoheit nicht zu straff anzuziehen. Man hielt es beiderseits für klüger, einander nicht zu nahe zu kommen und unnütze Reibereien zu vermeiden. Es gab in Danzig nicht einmal eine eigene Residenz für den König, die ihm bei einem etwaigen Besuch als würdiges Unterkommen hätte dienen können. Er war, sofern es ihn gelüstete, seinen Einzug in die deutsche Hansestadt zu halten, ganz und gar auf das Entgegenkommen des Rates der Stadt und auf die Gastfreundschaft des einen oder anderen Patrizierhauses angewiesen. Lediglich für seine gottesdienstlichen Bedürfnisse hatte die durchaus lutherische Stadt mit der vor etwa fünfzig Jahren erbauten königlichen Kapelle Sorge getragen.

Dessenungeachtet war es unleugbar, daß ein jeder derartiger Staatsbesuch einer polnischen Majestät als ein bedeutendes politisches Faktum anzusehen war und in diesem Sinne auch von Hoch und Nieder in Danzig besprochen wurde. Im Rathaus wiegte man die Köpfe, und manche Perücke eines besonders besorgten Stadtvaters geriet bedenklich ins Wackeln. Man sah neue Ansprüche und Forderungen der ewig schwindsüchtigen polnischen Kronschatulle an den Stadtsäckel voraus.

Anders die Stimmung in der dritten Ordnung, deren Kern aus der eigentlichen Bürgerschaft, den kleineren Handeltreibenden und den Handwerksmeistern der Zünfte bestand. Hier versprach man sich von der polnischen Visite, die ohne Zweifel außer den Großwürdenträgern auch ein ganzes Heer von Angehörigen der Schlachta in die Stadt führen würde, einen reichen geschäftlichen Erntesegen und fragte nicht viel nach den politischen Sorgen Weiterblickender. War es doch männiglich bekannt, daß der polnische Edelmann sich weder zu Hause noch unterwegs lumpen ließ und ihm die Dublonen um so lockerer saßen, je tiefer er in Schulden stak.

Mit besonderen Erwartungen und ganz ungetrübt durch die politischen Bedenken ihrer männlichen Eehälften sah die Damenwelt der patrizischen Kreise dem angekündigten Besuch entgegen. König Wladislaw galt als ein untadeliger Kavalier, der noch dazu bis dato unbeweibt war, wenn es auch hieß, daß er in Bälde die Prinzessin Maria Ludowica von Mantua als Gemahlin heimführen werde. Von den ihren König begleitenden polnischen Großen konnte man auch gewiß sein, daß sie in Tanz und Spiel und sonstiger gesellschaftlicher Kurzweil nicht hinter der Majestät zurückstehen würden, sonach für Unterhaltung und Abwechslung in der Fastnachtszeit des neuen Jahres hinreichend gesorgt sein werde.

Martin Opitz, der sich in die halb gelehrte, halb dichterische Arbeit der schon früher in Angriff genommenen, dann aber liegengebliebenen Übertragung jenes mittelalterlichen Verses' vergraben hatte, erfuhr von der bevorstehenden Königsvisite wie von anderen

Vorgängen in der Stadt durch Andreas Hünefeld, seinen einzigen regelmäßigen Besucher während dieser dunklen Novemberwochen. Zwischen dem emsigen, geschäftskundigen Buchhändler und Zeitungsschreiber und dem viel umhergewürfelten und nicht minder welt erfahrenen Poeten und Humanisten hatte sich eine Annäherung zweier verwandter, um Geltung und Einfluß ringender Naturen entwickelt. Martin Opitz, von den beiden gleichgesinnten Geistern zweifelsohne der Überlegene und auch weitaus besser um sich selbst Bescheid Wissende, mochte sich dabei nicht verhehlen, daß in dieser Allianz mit dem Herausgeber der »Danziger Relationen« nur von nüchterner Überlegung, von praktischer Vernunft, nicht aber vom Freundschaftsbund der Herzen die Rede sein konnte. Der Dichter, der mit dem einstigen Feuer seiner jungen Jahre sich in so manchen inzwischen längst verrauchten Freundschaftsrausch gestürzt hatte, war mit der Zeit besonnen und ernüchtert genug geworden, um nicht das Trügerische aller derartigen Emotionen zu durchschauen, von denen eine jede im Grunde nichts anderes war als immer wieder nur ein Schritt seitab von jenem unverbrüchlich festzuhaltenden Wege, auf dem allein man hienieden zu Ruhm, Ansehen und den zwar nur allzu vergänglichem, jedoch darum nicht minder begehrenswerten irdischen Gütern gelangte. Aber trug denn das Bündnis mit dem Zeitungsschreiber, wenn er es mit dieser Zielrichtung ins Auge faßte, nicht gerade alle Kennzeichen eines klaren und zweckbewußten Beginns, um frei von aller Überspanntheit auf dem verheißungsvollen, aber dornigen Boden dieser Stadt der reichen Schiffsreeder und Getreidemakler festen Fuß zu fassen und es zu Geltung und Ansehen und dem nicht zu verachtenden irdischen Mammon zu bringen?

»Wie habt Ihr Euch eigentlich hereingefunden in unsere Böötiertadt, um mit unserem Freunde und Mitbruder Plavius zu reden, der manchmal eine veritable Giftspritze ist?« fragte Hünefeld, als er an einem dieser fröhdämmernden Novembernachmittage in Opitzens Studierzimmer saß, und musterte über seine großen runden Brillengläser hinweg den vor sich hinsinnenden Poeten. »Euer Hochwohlgeboren weilt nun lange genug am hiesigen Ort. Ich habe Euch schon mehrmals um Euer Urteil angehen wollen.«

»Bei allen Göttern! Was fragt Ihr mich?« rief Opitz, aus seinem Sinnen aufgeschreckt. »Habe ich auch nur die geringste Ursache, gegen irgendwen oder irgendwas hierorts Beschwerde zu erheben? Bestehen nicht vielmehr sehr plausible Gründe für mich, dieser Stadt, die in meinen Augen keineswegs von Böötiern bewohnt wird, die ich eher eine Pflanzstätte Apolls und aller neun Musen nennen möchte ...«

»Bis auf die Dunghaufen in der Hundegasse und in der Pfefferstadt!« fiel Hünefeld ihm ins Wort.

»Ihr habt eine lose Zunge, Freund Hünefeld!« erwiderte der Poet und schüttelte lächelnd den Kopf. »Mich nimmt's wunder, wie Ihr damit im Leben habt durchkommen können!«

»Ihr braucht nur den alten Vater Homerus wieder einmal vorzunehmen. Was steht da über

den Spötter Thersites zu lesen, der dem göttlichen Ajax und den andern Myrmidonen alle paar Tage gründlich übers Maul fuhr?«

Opitz lachte.

»Dafür aber auch alle paar Tage seine gehörige Tracht Prügel bezog!«

Auch Hünefeld lachte in seiner gleichsam unterirdischen Art.

»Darauf muß man als Thersites täglich und stündlich gefaßt sein.«

»Wem's nicht darauf ankommt ...!« meinte Opitz achselzuckend. »Mein Fall wäre es nicht! Man liebt sie nicht, die Thersitesse!«

»Aber man fürchtet sie!« fiel der Buchhändler ein.

»Ich würde es vorziehen, geliebt zu werden,« erklärte Opitz.

»Und weil man sie fürchtet, läßt man sie schließlich gewähren,« fuhr Hünefeld gleichmütig fort. »Wie man auch nach einer Wespe, die einem fortwährend um den Teller fliegt, wohl zuerst schlägt, aber ihr am Ende den Weg freigibt. Habt Ihr noch nie bedacht, Herr Herzogl. Rat, daß der besagte Thersites heil und munter von Ilions Mauern nach Hause kam, was man von Achill und so manchem andern göttlichen Helden nicht behaupten kann? Also wer hat den längeren Atem gehabt, Achilles oder Thersites? Item! So seht Ihr auch mich noch gut bei Atem und nicht minder bei Zunge, so lose sie mir sitzen mag, wie Ihr vorhin schmeichelhafterweise bemerktet.«

»Möge Euch die Zukunft recht geben,« schloß der Dichter. »Aber traut dem Frieden nicht allzusehr und gedenkt meiner Warnung.«

Der Buchhändler musterte den andern, der sich nachdenklich den Spitzbart strich, mit einem forschenden Blick.

»Wißt Ihr am Ende schon etwas, was sich gegen mich oder gegen mein hiesiges Unternehmen kehren könnte, Herr Herzogl. Rat? Ihr sprecht, als sei Euch dies oder jenes zu Ohren gekommen?«

»Nicht im geringsten, Freund Hünefeld!« wehrte Opitz lächelnd mit einer Handbewegung ab. »Wie sollte ich auch? Ich sitze ja Tag für Tag in meiner Clause, die beinahe schon eines Karthäusers würdig wäre ...«

»Nun, nun!« fiel Hünefeld hier ein und verzog sarkastisch den Mund. »Gehabt Euch nicht gar zu heiligmässig! Ist mir doch, als hätte ich hier schon auf der Treppe und nicht allzufern der Klinke Eurer Stubentür ein gewisses hellblondes Jüngferchen herumstreichen sehen, die mir nicht recht zu der Mönchsklausen passen will?«

Opitzens Gesicht verdüsterte sich.

»Es ist Marie Dorothee, meines Gastgebers Nigrinus Schwesterkind. Mich bedünkt, er will sie zum Weibe nehmen nach seiner unlängst verewigten ersten Seligen.«

»Ah! Und da läßt man besser die Finger davon! Ich verstehe!« spöttelte der Buchhändler.

»Verübelt es mir nicht, Freund Hünefeld,« erwiderte Opitz stirnrunzelnd, »wenn ich hinter diesem für mich abgeschlossenen Kapitel einen dicken Punkt und Gedankenstrich mache.«

Der andere konnte sich jedoch nicht enthalten weiterzuspötteln.

»Brauche ich Euch, Herr Herzogl. Rat, als einem so großen Schriftgelehrten, der Ihr doch seid, noch zu sagen, daß ein Gedankenstrich den Leser oder Hörer immer auf allerlei Gedanken bringt, ja geradezu darum da zu sein pflegt?«

»Macht Euch Euren Vers darauf, so gut Ihr könnt,« erwiderte Opitz mit einer halb und halben Miene, die das eigene Wort eher in Zweifel zu stellen als zu bestätigen scheint. »Mir steht es nicht an, den Schleier über Dingen zu lüften, die nicht mich allein betreffen.«

Er machte einige Schritte in die sich schon vertiefenden Schatten des dämmerigen Gemaches hinein, wie um jenen Schleier des Geheimnisses noch dichter um sich zu ziehen.

Auch Hünefeld war aufgestanden und folgte den Schritten des Dichters.

»Verzeiht, Herr von Boberfeld, wenn ich, wie es etwa den Anschein haben könnte, mich in Euer Vertrauen hineinzustehlen suche. Aber mich will bedünken, die uns beiden in ihrer Lauenhaftigkeit wohlbekannte Dame Fortuna habe nicht ganz umsonst unser beider Lebenspfade sich kreuzen lassen, und es walte ein tieferer Sinn hinter unserer Begegnung. Nehmt es als mehr denn eine bloße Huldigung vor Eurem dichterischen Ingenio, wenn ich Euch bekenne, daß ich mich von der ersten Stunde an, da ich Euch in meiner Bücherhöhle erscheinen sah, durch Euer courtoises Auftreten, durch Euer savoir vivre gefesselt fand, wie selten von einem Exemplar generis humani, die mir im allgemeinen gestohlen bleiben können.«

Opitz war auf der Wanderung durch seine Stube unwillkürlich stehengeblieben, festgehalten durch die Worte des anderen. Auch Hünefeld hemmte seinen Schritt, um dann mit Eifer seine Rede fortzusetzen.

»Aber ich will nicht von mir sprechen, der ich an Euch gemessen nur ein kleiner Mann bin. Nein, nein!« machte er auf eine ablenkende Gebärde des Dichters, »mißversteh mich nicht! Bescheidenheit ist nicht gerade meine stärkste Seite und gewiß nicht mein in die Wiege gelegtes patrimonium. Aber ich hab' ein gutes Augenmaß und vermag zu unterscheiden, wem ich nur bis an die Schulter reiche, es sind ihrer nur wenige. Ihr seid so einer, und wer mir nur bis an die Schulter reicht, das ist die große Mehrzahl, eigentlich eine einzige große plebs, die Menschheit!«

Er hatte sich etwas außer Atem gesprochen und schwieg ein paar Augenblicke. Opitz hatte ihm regungslos zugehört. Jetzt setzte er sich.

»Nun gut! Sprecht! Worauf wollt Ihr hinaus?«

Der Buchhändler und Zeitungsmann rückte an seiner Brille und strich sich über die Stirn.

»Ja, worauf will ich hinaus? Euch eine Allianz mit mir vorschlagen. Das wäre der langen Einleitung kurze Konklusion. Ihr scheint verwundert?«

»Nicht im geringsten, Freund Hünefeld! Schon seit unserer ersten Begegnung, auf die Ihr Euch vorhin bezogt, damals in Eurem Büchergewölbe, bewegt mich ein ähnlicher Gedanke.«

»So habe ich also richtig diviniert!« rief Hünefeld. »Mein kleiner Finger oder auch mein Dämon, man kann es so oder so nennen, hat es mir verraten! Ihr schlagt in meine dargebotene Hand ein?«

Opitz ergriff die ihm entgegengestreckte Rechte des andern und schüttelte sie kräftig.

»Wir sind also einig! Ein jeder von uns beiden tritt für den andern ein. Ihr mit Euren Beziehungen in der Stadt!«

»So wie Ihr mit den Eurigen in aller Welt!«

»Auch Ihr habt ja Eure Beziehungen hinaus in die Welt. Eure gedruckten ›Relationen‹! Euer Zeitungsblatt, das Ihr unter Mitwissenschaft des Rats im tiefsten Geheimnis ans Licht bringt!«

Opitz hatte ein fröhliches Lachen, wie schon seit längerer Zeit nicht, und auch der Zeitungsmann stimmte mit seinem unterirdischen Kichern ein.

»Wie wäre es, mein hochgeschätzter poeta laureatus,« meinte er, »wenn Ihr mir zum Abdruck in meinem ›Aviso‹ eine anmutige und herzergreifende Meditation über die derzeitigen Kriegsläufe und -nöte für meine draußen im Reich davon betroffenen Abnehmer und Leser verfaßt?«

»Wie ich sie schon einmal in Worte brachte,« nickte der Dichter. »Damals vor Jahren in Jütland. Als das gewaltige Kriegsgewitter grade zu toben begann. Wer hätte damals gedacht, daß es sich bis dato noch immer nicht ausgetobt haben würde!«

»Vielleicht könntet Ihr jene einstige Meditation zur Grundlage Eurer heutigen machen. Der Abstand zwischen damals und heute wäre ein richtungweisender Fingerzeig,« bemerkte der Zeitungsmann, der den einmal aufgegriffenen Gedanken nicht wieder wollte fallen lassen.

»Stellen wir es Klio oder einer der anderen neun Musen, deren Sache dies ist, anheim!« entschied der Poet und klopfte dem rundlichen kleinen Mann befriedigt auf die Schulter.

15

Unerwartet nach einer langen Folge von schier hoffnungslosen nebelgrauen Novembertagen entstieg ein leuchtender wolkenloser Novembersonntag dem grünblau flimmernden und glitzernden Spiegel der jenseits der Stadtmauern am Horizont sich weitenden See. Ein leichter Frost wie in allen diesen Tagen, der mit seinem Reif das hundertfach verschlungene Liniengewirr und Schnörkelwerk all der Dachgiebel, Kamine und Firste und die kahlen Äste der die engen Gassen säumenden alten Bäume bestreute, gemahnte an die nahe Bereitschaft des Winters und wollte auch vor den sich erwärmenden Strahlen der langsam höhersteigenden

Tagessonne nicht weichen. Von den ungezählten Türmen der Stadt riefen, in einem einzigen Chorus sich vereinigend, die hohen und tiefen Stimmen der großen und kleineren Kirchenglocken Lutheraner und Calvinisten ebenso wie die Gläubigen der alten Papstkirche zur sonntäglichen Andacht in die spitzbogigen Pfeilerschiffe der mächtigen Backsteinkirchen, die nach dem Beispiel des sie alle überragenden Baues von Sankt Marien sämtlich wie Trutzburgen einer wehrhaften und recht irdischen Gläubigkeit mitten in einem bürgerlichen und nüchternen Alltag dastanden.

Martin Opitz, sonntäglich gekleidet und zum Ausgehen bereit, mit Pelzkragen und würdiger weißer Halskrause, den Stock mit dem goldenen Knauf, ein Geschenk des Liegnitzer Herzogs, in der Hand, tat noch einen letzten Blick durch das Fenster seiner Studierstube auf die Brotbänkengasse hinab, die als das sich verengende Endstück der breiteren Jopengasse zur Langen Brücke kaum je von Wagenrollen oder Pferdegetrappel widerhallte und, wenn nicht gerade Kindergeschrei zwischen den Beischlägen gellte, im allgemeinen sehr still war, nur an Sonntagen wie eben heute durch die zur nahen Marienkirche vorüberwandelnden Gläubigen ein lebhafteres Ansehen gewann.

Martin Opitz, wiewohl sonst ein durchaus rechtgläubiger evangelisch-lutherischer Christenmensch, der es auch mit der Sonntagsheiligung ernst zu nehmen pflegte, meinte heute, dem so ganz regelwidrigen, scheinbar von Gott dem Herrn selbst den Menschenkindern herniedergesandten Sonnentage zuliebe einen Schritt vom vorgeschriebenen Pfad abweichen und den Tag des Herrn draußen unter Gottes strahlend blauem Himmelszelt begehen zu dürfen. So trat er, im Innersten dennoch nicht ganz frei von einem leisen Murren des Gewissens, auf die glücklicherweise grade wieder ganz menschenverlassene Straße hinaus und wandelte würdigen Schrittes, das Haupt nachdenklich auf die Halskrause gesenkt, um die Ecke einer der nächsten Gassen dem Langen Markt, dem Mittelpunkt der Stadt entgegen, um von hier den Weg durch die Langgasse zum Tor und hinaus zu dem freien Gelände vor dem Stadtgraben und der Umwallung einzuschlagen. Die sonst von Fußgängern, Reitern und Fahrzeugen als Herzader der Stadt belebte Langgasse lag an diesem feierlich schönen Sonntagvormittag zur Stunde des Gottesdienstes in ungewöhnlicher Stille da, so daß der Dichter ausgreifenden Schrittes schnell vorankam und sich nahe dem Tor befand, als durch dessen geöffnete Enge zwei Reiter kurz hintereinander ihm entgegensprengten, von denen der hintere in einer grünen Jägermontur der Reitknecht des vorderen, eines Offiziers des Danziger Militärs, zu sein schien. Opitz, der, von seinen Gedanken hingegenommen, nicht viel auf die ihm Begegnenden acht gab, stutzte dann doch und blieb festgebant stehen, da der voranreitende Offizier knapp einen Schritt vor ihm sein Pferd parierte und mit einem Satz aus dem Sattel sprang, daß die Sporen auf dem Steinpflaster klirrten.

»Kennt Ihr mich denn gar nicht mehr, Herr Herzogl. Rat?« rief der Ankömmling mit einer

hellen Stimme, die dem erstaunt blickenden Poeten sofort die klare Erinnerung an die Person des ihn Anredenden wachrief. Es war Hauptmann von Proen, der den verblüfften Dichter mit einem kräftigen Schlag auf die Schulter begrüßte und, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, in seiner Rede fortfuhr:

»Oder habt Ihr Euren Reisekameraden damals vom polnischen Hoflager nach Danzig ganz und gar aus dem Gedächtnis verloren vor lauter Gelehrsamkeit und Poeterei?«

Opitz, wiewohl eingedenk der letzten wenig freundlichen Begegnung mit dem Feldhauptmann und seiner dabei gefallen scharfen Worte, war gewandt genug, auf die ausgesucht kordiale Tonart des anderen einzugehen, so unvermutet sie ihm kam, und auf eine überaus herzlich klingende Weise zu antworten:

»Wieder einmal hat sich die alte Erfahrung bestätigt, daß die Phantasie, Herr Feldhauptmann, der Wirklichkeit vorausseilt, sie gleichsam als ihr dazu bestellter Kurier anmeldet. Denn Ihr mögt es mir glauben oder nicht, ich beschäftigte mich in meinen Gedanken grade mit Euch, meinem hochgeschätzten Reisegefährten von Thorn, und fragte mich, ob und warum Ihr meiner so gänzlich vergessen hättet? Und so kam es, daß ich Euch vor lauter Erinnerung nicht gleich erkannte, wie man eben den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht.«

Der nach dem Feldhauptmann dahergekommene Grünrock war nun ebenfalls von seinem Braunen abgessen und stand respektvoll salutierend hinter seinem Herrn.

»Ihr kennt doch meinen Jäger und Reitknecht Gottfried, Herr Magister? Unsern getreuen Kurier und Quartiermacher auf dem Ritt von Thorn nach Danzig, wenn Ihr ihn auch nicht viel zu Gesicht bekommen habt, da er uns ja meist ein paar Stunden voraus und morgens schon mit dem ersten Hahnenschrei unterwegs war, um Quartier für uns zu machen. Daß er sich dabei höchst geschickt und anstellig gezeigt und sich mit seinen Nachtlagern für uns mit Ruhm bedeckt hat, werdet Ihr ihm, so Ihr Euch erinnern wollt, bezeugen können. Er hatte sich eine Belohnung von mir verdient. Deshalb habe ich ihm auch die Hochzeit mit seiner Veronika gleichzeitig mit meiner eigenen Hochzeit ausgerichtet. Na, stimmt's, Gottfried, junger Ehemann?«

Er klopfte dem Jäger ermunternd auf die Schulter. Der stand noch immer salutierend in dienstlicher Haltung da.

»Zu Befehl, Herr Hauptmann!« kam es von seinen Lippen. »Herr Hauptmann hat mir große Ehre angetan!«

»Schon gut! Schon gut!« winkte Proen ab und wandte sich von neuem an Opitz.

»Von meiner Hochzeit vor einigen Wochen werdet Ihr Kunde haben. Wie könnte es in unserer lieben Stadt, in dieser Hochburg der Tanten und Basen, auch anders sein? Was hat man Euch denn Schönes erzählt? Ich hätte als ein neuer Achill eine sich sträubende Amazone auf meinen Armen davongetragen? Hieß es nicht so? So hat sich denn das kleine lustige

Stückchen, das ich vorher mit meiner Jungangetrauten aufs Stichwort haargenau einstudiert hatte, ganz nach Wunsch abgespielt und alle Welt hat es für bare Münze genommen, ist uns also auf den Leim gegangen. Als wir nach der scharfen Fahrt durch die verteufelt dunkle Nacht dann in unserem behaglichen Nest Sobbowitz saßen, haben wir uns über den gelungenen Spaß vor Lachen geschüttelt und Gevatter Schuster und Korkenmacher wird an den langen Winterabenden beim Kienspan was zum Klatschen und Erzählen haben.«

Opitz hatte mit verbindlichem Lächeln der etwas kühnen Auslegung Proens zugehört und verbeugte sich jetzt mit vollkommener Politesse.

»Kein Zweifel, daß Ihr Eure Rolle meisterhaft gespielt habt, Herr Feldhauptmann. Es ist Euch gelungen, alle Welt am Narrenseil zu führen, soweit sich meine Kenntnis davon erstreckt.«

»So? Ist es das? Dann wäre also der eigentliche Zweck unserer kleinen Farce erreicht. Meine Frau wird sich freuen, wenn sie das hört. Ihr solltet einmal zu uns nach Sobbowitz in unsere alte Baracke, denn mehr ist es nicht, hinauskommen und meiner Frau in persona berichten, was sich die Danziger von uns beiden Verrückten erzählen.«

»Es wird mir eine besondere Ehre sein,« erwiderte der Dichter, sich verneigend.

»Ihr könnt Euch dann auch gleich durch den Augenschein überzeugen, wie meiner Ehe-
liebsten der Sprung von der Stadt direktament in die Landklütern hinein bekommen ist. Ihr werdet sie kaum wiedererkennen. Sie kommandiert von morgens in der Frühe bis in den späten Abend auf dem Hof und im Kuhstall bei den Mägden herum, und einen neuen Flügel muß ich auch an die »alte Baracke«, das Wort stammt von ihr, anbauen lassen.«

Opitz nickte mehrmals zustimmend vor sich hin.

»Wenn ich aufrichtig sein soll, Herr Feldhauptmann, so hätte ich nie etwas anderes von Eurer Gemahlin, die damals ja erst Eure Erwählte, Eure Braut war, angenommen. Es überrascht mich keineswegs, daß die hochzuverehrende Dame mit ihren großen Gaben des Geistes und des Herzens sich allen an sie herantretenden neuen Pflichten als Hüterin und Walterin über Euer Hauswesen gewachsen zeigt.«

»So? Dann habt Ihr mehr von ihren Talenten gewußt als ich selbst!« lachte Proen. Es klang dem sehr hellhörigen Poeten wie eine etwas betretene Lache.

»Also wann kommt Ihr nach Sobbowitz?« fuhr der Feldhauptmann fort. »Vor Weihnachten, in der dritten Adventwoche, haben wir kalendergemäß unser großes Schweineschlachten. Auf die Leberwurst, die es da gibt, freue ich mich immer das ganze Jahr. Ich würde Euch dazu einladen, wenn der blutige Anlaß, ich meine das Schlachtfest, Eurem poetischen Genius nicht allzusehr wider den Strich geht.«

Opitz lächelte.

»Ihr scheint mein leiblich und sterblich Teil, das sich mein poetischer Genius als

Behausung erwählt hat, doch für gar zu zerbrechlich und ätherisch zu halten, Herr Feldhauptmann, als ob mich die Teilnahme an einem Schlachtfest auf einem Gutshof aus dem Gleichgewicht bringen könnte. Wenn ich in meinem stürmischen Leben nicht von mehr Blutvergießen Zeuge gewesen wäre als man beim Schweineschlachten ansichtig wird ... Gerechter Gott! Wie friedlich wäre mein Weg dann verlaufen!«

»Macht das mit meiner Eheliebsten persönlich aus, die Euch immer noch sehr wohlgesinnt ist!« rief der Feldhauptmann schon im Steigbügel. »Sie hat mir versichert, Ihr könnt keine Blutwurst sehen, geschweige denn schmecken, weil sie Euch an das Blutvergießen unserer Tage erinnert.«

Proen hatte dem Zurückbleibenden die letzten etwas spöttischen Worte bereits im Davonreiten vom Sattel aus zugeworfen und wandte sich jetzt, als reuten sie ihn, noch einmal zu Opitz zurück.

»Also Ihr seid willkommen auf Sobbowitz! Ich schicke Euch Gottfried mit einem Briefchen, worin Ihr feierlichst invitiert werdet, wenn es soweit ist.«

Damit salutierte er und zog seinem Gaul die Zügel an. Als Opitz so recht wieder zu sich kam und den beiden Reitern nachblickte, waren sie bereits ein Stück weit die Straße entlanggeritten. Er selbst wandte sich dem nahen Tor zu und setzte an der Wache und dem Stockturm vorbei seinen unterbrochenen Spaziergang durch das die Fortifikation abschließende, erst kürzlich neuerbaute Hohe Tor fort. Als er sich außerhalb des Festungswalles und des ihn umschließenden breiten Grabens befand, auf dem sich bereits eine Eisdecke andeutete, atmete er tief auf und sog die von der See hereinkommende kräftige Brise mit Behagen in seine Lungen ein. Er wollte die Stadt heute einmal aus der Vogelperspektive in Augenschein nehmen und schlug zu diesem Behuf den Weg zum Bischofsberg ein, der durch ein Netzwerk enger sandiger Gassen hügelan führte. Es fiel seinen durch das fortgesetzte Stubenhocken aus der Übung gekommenen Gliedmaßen nicht ganz leicht, sich durch die gefrorenen Lehmklütern und den mahlenden Sand bis nach oben hindurchzuarbeiten. Als er endlich die Höhe erstiegen hatte, mußte er erst ordentlich Atem schöpfen und merkte an seinem schnell klopfenden Herzen nun vollends, daß er binnen wenig mehr als Jahresfrist ein Vierziger sein werde. Sein Gesicht verzog sich zu einer Falte des Unmuts.

Wie doch in diesen letzten Wochen und Monden alles und jedes Erleben sich zu einer Mahnung an die Vergänglichkeit, zu einem richtigen memento mori wandelte! Selbst hier auf dieser beherrschenden Höhe, angesichts des zu seinen Füßen sich breitenenden unvergleichlichen Stadtbildes, aus dessen Mitte die »dicke Marie«, der wuchtige wettergebräunte Turm von Sankt Marien gebietend über das Dächermeer und die anderen vor ihm verschwindenden Türme emporstieg, wollte der Gedanke an Freund Hein, den großen Rätsellöser und Friedensstifter, nicht von ihm weichen; und als sei es nicht genug der bis ins innerste Gebein

erkältenden Mahnung, kam ihm in diesem Augenblick auch wieder das Gedicht jenes jungen Schülers, jenes schlesischen Landsmannes in den Sinn, jenes ... wie hieß er doch gleich? Und sofort fiel ihm der Name wieder ein, jenes Andreas Gryphius, den er, lächerlich genug, eine Zeitlang für seinen Nebenbuhler in Marie Dorothees Gunst gehalten hatte. Nein! Da hatte ihn kindische Eifersucht auf den Holzweg geführt. Nicht in der Gunst des Mädchens war der junge Mensch, dessen Namen man sich merken mußte, sein Nebenbuhler! Das hatte mit der angeborenen List des Frauenzimmers schon einen besseren Fang getan! Nein, nein! In der Gunst eines anderen Frauenzimmers, eines rühmlicheren, wichtigeren, in der Gunst der *Muse* war der unbeholfene junge Adept mit den melancholischen schwarzen Augen sein Nebenbuhler, ein ganz gefährlicher sogar. Denn wie hätte es sonst sein können, daß ihn dessen Gedicht von der Vanitas der Welt, das der blutjunge Anfänger ihm, dem anerkannten Meister, dem gekrönten Dichter, zur Beurteilung vorgelegt hatte – daß ihm dieses Versifikat eines Schülers erst der Dichtkunst seitdem nicht mehr aus dem Kopf wollte und ihn oft mitten in der Nacht, wenn er Schlaf suchte, mit seiner dunklen Klage überfallen und ihn zu peinlichen, ja, er gestand es sich, zu äußerst peinlichen Vergleichen mit den Erzeugnissen seiner eigenen Muse herausgefordert hatte?

Opitz hatte sich auf ein verfallenes Mauerstück gesetzt und sann, indem er den Kopf in den Händen vergrub, tiefversunken in sein Leben zurück, das ihm in diesem Augenblick wie ein bleicher, gestaltloser Nebelstreif erschien. Wieviel hätte er darum gegeben, wenn er es noch einmal und besser, glücklicher, größer hätte repetieren können! Ihm war zumute, als säße er in der engen Schulstube zu Bunzlau, seiner Vaterstadt, und vor ihm, dem Dreizehnjährigen, stünde sein gestrenger Oheim, der Konrektor Opicius, mit den faltigen Gesichtszügen wie von Pergamentleder, und gäbe ihm auf, sein lateinisches Skriptum über Cäsars de bello Gallico, das mit Strichen und roter Tinte über und über bedeckt und verunziert auf dem Pult vor ihm lag, noch einmal und grammatisch sowie stilistisch besser zu machen. Und dann, ja, weiß Gott! dann hatte er alle seine jungen Kräfte, allen seinen jungen Ehrgeiz zusammengenommen (wo war das alles geblieben!) und hatte dem gestrengen Oheim, der mit seinem spanischen Röhrchen schnell bei der Hand war, das verlangte Skriptum über die Belagerung von Armorica frei nach Julius Cäsars Bericht in glattem, fehlerfreiem Latein zu Gesicht gebracht. O ihr olympischen Götter! Wem ihr doch das Geschenk in die Wiege gelegt hättet, dieses ganze wundersame, nur leider unwiderruflich einmalige Leben, diese so viel größere, so viel wichtigere Schulaufgabe als alle lateinischen Skripta zusammen, noch einmal von vorne anfangen, noch einmal ohne alle die Fehler und Lapsusse von früher repetieren zu dürfen ...! Eine unnennbare Sehnsucht nach einer größeren, schöneren, reineren Welt als je eine war, die seine Augen gesehen hatten, wollte ihm fast die Brust zersprengen. Wer es hätte in Worte fassen, wer das Unnennbare, Unsagbare aus den Schächten der Tiefe hätte ans Licht fördern,

es den Geschlechtern der Sterblichen in ihre Sprache hätte übersetzen können! Er wäre der König dieser Zeit, der gefeierte Heros der Nachwelt geworden. Warum war es ihm nicht vergönnt, den Reifen um seine Brust zu sprengen, das erlösende Wort, seiner Bande ledig, in die harrende Welt hinauszurufen, hinauszujuchzen? Warum blieb *ihm* dieses Höchste, Tiefste, dieses Letzte versagt? Grade ihm versagt, der der Muse sein Leben geopfert wie seit der Minnesänger Zeiten kein anderer in deutschen Landen?

»Haho? Narrt mich ein Trugbild meiner Sinne?« grollte eine gleichsam schartige Baßstimme in die inneren Gesichte des gänzlich versunken Dasitzenden. »Oder täusche ich mich nicht? Bist du es in leibhafter Gestalt, Martine, Herzbruder von der Alma mater Rupertina?«

Opitz fuhr in die Höhe und starrte die vor ihm stehende zweifelhafte Gestalt im zerschlossenen Mäntelchen an, das nach welscher Manier über die linke Schulter zurückgeschlagen war und seinem Träger etwas von einem fahrenden Schüler, um nicht zu sagen von einem lauernenden Briganten verlieh. Es war ein untersetzter stämmiger Mann mit einem wilden Gelock rötlicher, da und dort schon ergrauer Haare, die ein bärtiges, von einem wilden Leben durchfurchtes Gesicht einrahmten. Zwei Augen wie glühende Kohlen starrten Opitz aus diesem gelblich bleichen Gesicht an, während die Arme des Fremden zur Begrüßung gegen ihn erhoben waren. Woran erinnerte ihn die kuriose Erscheinung doch nur?

»Heiterlin?!« rief er plötzlich etwas unsicher und streckte dem anderen seine Hand entgegen.

»Heiterlin ist tot und begraben, Herzbruder Martin! Auf seinem Grabe wachsen längst Disteln und Brennnesseln!« versetzte der Fremde und schloß den etwas zögernden Herzogl. Rat in seine branntweinduftende Umarmung.

»Der hier vor dir steht, Martine, ist Serenius, des am Suff untergegangenen Heiterlin besseres und würdigeres Ich, sozusagen seine Steigerung, sein Komparativ, wie ja auch schon die Namensbildung Serenius zu wissen tut.«

»Also doch Heiterlin von der Heidelberger Alma mater vor zwanzig Jahren!« lachte Opitz nicht ohne Verlegenheit, indem er sich vorsichtig aus der Umarmung des anderen zu lösen suchte, denn nichts war ihm so verhaßt als das bewußte Rüchlein, das ihm aus der Sphäre des wiedergefundenen Jugendfreundes, mochte er sich nun Heiterlin oder Serenius heißen, entgegenwehte.

»Daß ich dich an diesem schönen Sonntagmorgen justament auf dem Bischofsberg bei Danzig nach zwanzig Jahren wiederfinde, Freund Martin, und zwar auf einem Steine sitzend, wie unser großer Vorfahr in Apoll, weiland der Vogelweider, nachdem ich dich in deiner Brotbänkenklausur vergeblich besucht und dabei von einer resoluten Schönen eine derbe Abfuhr erlitten! ...«

Der Fremde hatte Opitz seine Hände auf die Schulter gelegt und schien in dessen

Gesichtszügen nach etwelchen Merkzeichen der Vergangenheit zu suchen.

»Ja! Du bist es!« fuhr er nach ein paar Augenblicken fort und ließ seine Hände sinken. »Kein Trugbild narrt mich! Es ist Martin Opitz aus Bunzlau, des Fleischermeisters Sohn, der vor mir steht! Der gleiche, nur alamodisch frisierte und geschniegelte Martinus Opitz, mit dem ich mich so manchemal in den Heidelberger Rinnsteinen gewälzt, als ich noch Heiterlin hieß!«

»Nun, nun!« wehrte Opitz, sichtlich unangenehm berührt, ab. »Gar so arg war es nun doch nicht. Ich erinnere mich nur an ein einzigesmal, wo mich der Deidesheimer Heurige, ich glaube, es war der 1618er, aus dem Sattel warf. Aber du hattest ja immer die Angewohnheit, die Dinge zu multiplizieren, zuvörderst dich selbst und so jetzt auch den einen kleinen Rausch, wo ich neben dir in der Gosse gelegen haben soll.«

Heiterlin alias Serenius trat unversehens einen Schritt zurück und musterte den Wiedergefundenen mit einer Miene unendlichen Hochmuts.

»Wie kommst du mir vor?« legte er los. »Du kleiner, armseliger Gauch, der mir gegenüber ein bloßes Nichts ist! Ein Herr Nihil! Ein Herr Nemo! Es wäre Ehre genug für dich, wenn du nicht nur die Dutzendmale in Heidelberg, sondern dein ganzes Leben lang in der Gosse neben mir gelegen hättest! Du könntest dir etwas darauf einbilden, dieser Ehre von mir gewürdigt worden zu sein!«

Er brach ebenso plötzlich in seinem Wutausbruch ab, wie er angefangen hatte, und ging mit großen Schritten, die Arme über der Brust verschränkt, vor Opitz auf und ab, der sich wortlos wieder auf sein Gemäuer gesetzt hatte und gespannt den Bewegungen und der von neuem einsetzenden Philippika des alten Freundes und Saufbruders mit Augen und Ohren folgte.

»Haho?!« krächzte der. »Das spreizt sich und plustert sich mit seinem alamodischen Gefieder wie ein kalekuttischer Hahn und ist doch weiter nichts als ein hundsordinärer Hausgockel, der auf dem Misthaufen sein alltägliches Lied kräht! Das will sich mit unsereinem messen, der auf seinen zwei Beinen durch alle Lande Europiens gepilgert ist und ein halbes Dutzend Ozeane durchschiff hat! Der um ein Haar Großwesir beim Sultan von Belutschistan geworden und ebenfalls auf ein Haar auf dem Berg Popokatepetl dem Aztekengott, dem Vitzliputzli zu Ehren, geschlachtet worden wäre! Und so einem Häufchen Dreck, das da auf dem Stein kauert und Gesichter schneidet, fliegen die Ehren dieser Welt zu, die Lorbeeren, die Titel, die Pelzschauen, die güldenen Halsketten! Indes unsereinem, dem heimlichen König, die Gedärme im Leib vor Hunger kullern und das Gebein vor Frost klappert!«

Opitz hatte sich von seinem Sitz erhoben und griff in seinen Hosensack.

»Du hungerst? Du frierst, Heiterlin? Glaube nicht, daß mir das erspart geblieben ist auf meinem Wege. Du hättest besser getan, es gleich zu sagen, anstatt mich zu beschimpfen, dem

dein Schicksal in der Seele wehtut! Hier! Nimm!« Er steckte dem Stillgewordenen und vor sich hin Starrenden ein paar Silbermünzen zu. »Und jetzt, jetzt gehe jeder von uns seines Weges! Unsere Straßen trennen sich! Wir haben uns nichts mehr zu sagen, Heiterlin! Fahr' wohl!«

Er trat, von dem Vorfall wie von einer nicht weichenwollenden Vision benommen, seinen Rückweg zur Stadt hinunter an. Es schien nun schon ein Tag der Überraschungen und der unerwarteten Begegnungen für ihn werden zu wollen. Er war noch keine hundert Schritte auf die unten im winterlichen Sonnenlicht sich breitende Stadt zugegangen, als er an einer Biegung ganz nahe vor sich zwei hügelan steigende junge Leute gewahrte, die ihrer Tracht nach Schüler des Akademischen Gymnasiums sein mochten und gleichzeitig seiner, wie er selbst ihrer, ansichtig zu werden schienen. Denn sie stießen sich gegenseitig an und traten ehrerbietig zur Seite, um ihn grüßend vorüberzulassen. Opitz, der für Gesichter kein besonderes Erinnerungsvermögen besaß, erkannte erst jetzt den einen, größeren und offenbar älteren von ihnen als jenen jungen Adepten der Dichtkunst, dessen Poem »Vanitas« ihn fort und fort beschäftigt und ihm nicht aus dem Sinn hatte kommen wollen. Es war sein junger schlesischer Landsmann Andreas Gryphius.

Als Opitz an den beiden ihn respektvoll grüßenden Jünglingen schon fast vorbei war, fiel ihm auf, daß der größere und ältere dunkelhaarige, eben dieser Gryphius, eine Bewegung machte, als ob er ihm etwas zu sagen habe. Er blieb daher stehen und sah den jungen Menschen fragend an.

»Nun? Ihr habt etwas auf dem Herzen, junger Freund? Nur heraus damit!«

»Oh! Wie freundlich, daß Ihr's mir erleichtert, Herr Herzogl. Rat!« stammelte der junge Mensch, und dann sich lebhaft zu seinem Gefährten wendend: »Habe ich's dir nicht gesagt, Christian? Das ist unseres großen Meisters erhabene Seele! Er nimmt sich aller derer an, die da kommen wollen, gleich als ein hilfreicher Gärtner seiner Pflänzchen! Ein edles Vorbild für alle!«

»So seid Ihr auch einer von den Pagen an Apolls Musenhof, junger Freund?« wandte sich Opitz an den kleineren der beiden, einen sorgfältig gekleideten schlanken, nahezu weißblonden Jüngling mit kühngeschnittenen Zügen. »Nennt mir doch Euren Namen, den man sich hoffentlich ebenso wird einprägen müssen wie den Eures Freundes Gryphius,« setzte Opitz gutgelaunt hinzu.

»Christian Hofmann von Hofmannswaldau,« erwiderte der Gefragte mit einer wohlklingenden, fast noch knabenhaften Stimme von ausgesprochen schlesischem Tonfall, indem er sich tief vor dem Meister verneigte.

Opitz hatte ein flüchtiges Lächeln. Der junge Mensch gefiel ihm; er wußte selbst nicht recht warum.

»Ich höre, Ihr seid auch ein Schlesier, junger Mann, ebenso wie Euer Freund hier, der düstere Melancholikus. Und auch wie ich selbst. Drei schlesische Landsleute zugleich hier auf dem Bischofsberg bei Danzig! Ja, ja, der große Krieg mit allen seinen Schrecknissen und Nöten! Was bleibt Apoll anderes übrig, als seinen Musenhof hierher auf diese Friedensinsel zu verlegen!«

Er nickte den beiden freundlich zu und schickte sich zum Gehen an, wandte sich aber noch mit einem plötzlichen Einfall an den Jüngeren, der sich Hofmannswaldau nannte.

»Besucht mich einmal, junger Freund! Euer Gefährte wird Euch meine Behausung sagen. In der Brotbänkengasse.«

»Oh! Ich weiß! Ich weiß!« entfuhr es dem Angeredeten, der vor Freude ganz rot geworden war. »Ich stand schon oftmals vor Eurer Tür und vor Euren Fenstern!«

Opitz lächelte wieder.

»Wie heißt es in der Schrift, in dem Buch der Bücher? Klopfet an und es wird euch aufgetan. Warum habt Ihr nicht angeklopft?«

»Weil er sich nicht getraut hat, Meister!« rief jetzt Gryphius, der das bittere Gefühl hatte, bei Opitzens Gespräch mit dem anderen übergangen worden zu sein und sich wieder in Erinnerung bringen wollte.

»Ja, wer nicht anklopft und sich nicht traut,« nickte Opitz, »dem wird nie und nirgendwo in dieser Welt aufgetan. Also traut Euch nur das nächstmal, junger Freund, wenn Ihr etwas vorzulegen habt, das sich sehen lassen kann.«

»Dank, Meister! Dank!« stammelte Hofmannswaldau. »Ich weiß nicht, wie es kam ... Ich trau' mich doch sonst! Du weißt es, Andreas?«

»Ja, bei Gott! Ich weiß es! Manchmal ist es, als ob du den Himmel stürmen möchtest! Und dann wieder ... Man wird nicht recht klug aus dir.«

»Vielleicht ist das auch ein Weg, den Parnaß zu erobern?« erwiderte der Angeredete mit einem vielsagenden Lächeln.

»Daß man die Menschen in die Irre führt, meint Ihr, junger Mann?« rief Opitz und lachte hell auf. »Nun, Ihr habt es gut vor! Aber hütet Euch! Es ist nicht ganz ungefährlich, auch für Euch selbst!«

Er wandte sich zu Gryphius, der wieder stirnrunzelnd beiseite stand.

»Ihr wolltet doch in die Heimat zurück, sagtet Ihr jüngst?«

»Vielmehr die Heimat will mich zurück! Es verlangt sie nach dem verlorenen Sohn, der lieber hier in der Fremde die Schweine hüten als dort an des verhaßten Vormunds vollbesetztem Tisch sitzen möchte! Aber was hilft es! Ich muß mich auf den Weg gen Schlesien machen. Schon morgen schlägt die Abschiedsstunde. Erlaubt Ihr, Meister, daß ich mich hier so ohne

alle Umstände von Euch verabschiede? Nehmt meinen tiefgefühlten Dank für alle Eure Güte!«

»Lebt wohl, junger Freund! Denkt an mein Wort! Ihr werdet Euren Weg machen.« Er reichte beiden jungen Leuten die Hand. »Und Ihr, Hofmannswaldau, besucht mich bald! Bringt mir mit, was Euch die Muse in einer glücklichen Stunde eingegeben hat.«

»Und Ihr wollt mir Euer Urteil sagen?« stammelte der weißblonde Jüngling.

Opitz nickte ihm mit einem olympischen Lächeln zu und wandte sich zum Gehen.

»Oh! Meister! Meister!« rief Hofmannswaldau ihm entzückt nach. »Möchtet Ihr dann doch auch zu mir sprechen können, wie eben hier zu meinem Freund, daß auch ich dereinst meinen Weg machen werde!«

16

Auf dem Sobbowitzer Herrenhof, dem einstigen »Subitz« geheißenen Amtssitz der Deutschordensvögte, schaltete und waltete Anna von Proen, die geborene Schwarzwald, in Küche und Kammern, auf dem Hof und in den Ställen vom frühen Morgen bis zum späten Abend, als hätte sie es nie anders gekannt. Sie, die niemals, sehr zum Verdruß ihrer auf Ordnung und Pünktlichkeit bedachten und daher als altmodisch verschrienen Mutter, eine Frühaufsteherin gewesen war, erhob sich jetzt zu fast noch nachtschlafender Zeit vom ehelichen Lager und wuchs sich binnen kurzem zum Schreckbild der in dem seither frauenlosen Haushalt arg verwilderten Mägde aus. Es müsse endlich wieder einmal Zucht in das liederliche kaschubische Weibsvolk gebracht werden, hörte ihr Mann, der Feldhauptmann, sie eifern, und wunderte sich nicht wenig, wie geschwind vor seinen sehenden Augen aus dem verzärtelten städtischen Stubengewächs eine stachlige Landdistel geworden war.

An einem dieser nebelgrauen Novembertage, deren Licht, kaum entfacht, schon wieder verglomm, saßen die beiden Neuvermählten in der saalartig tiefen Wohnstube des Herrenhofes schweigend einander gegenüber. Der Sonnenball, der sich erst am Spätnachmittag durch das Nebelgewölk hindurchgearbeitet hatte und jetzt, gleichsam plattgedrückt, breit und trüchtig wie eine überreife Frucht zwischen zwei langgestreckten violetten Wolkenbänken zu zerfließen schien, ergoß einen goldenen Strahl durch das dunkelnde Gemach.

Die junge Frau hatte die Hände im Schoß gefaltet und starrte tief in Gedanken vor sich hin.

»Wo bist du mit deinen Gedanken, Schatz?« fragte der Hauptmann und legte seine Hand leicht auf die ihre. »Etwan in Danzig in deinem Vaterhaus? Oder wo sonst?« fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, wie um die Stille ringsum nicht zu unterbrechen.

»Ich weiß es selbst nicht,« erwiderte die junge Frau und sah mit einem verlorenen Blick um sich. »Ich glaube, mir fiel gerade ein, ob die Hühner auch ihr Futter bekommen haben,

ehe sie in den Stall kamen.«

Proen konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen.

»Ei der Tausend! Guck' mal einer an! Was du für eine Landfrau geworden bist in den paar Wochen!«

Sie lehnte den Kopf zurück und schien nachzudenken.

»Ich will dir etwas sagen, Gerhard. Aber lache mich nicht aus. Ich könnte das nicht ertragen.«

»Soll ich mich nicht freuen, daß meine kleine Frau sich so rasch eingelebt hat und mit ihrem Lose zufrieden ist, und hat sich mit Händen und Füßen dagegen gesträubt.«

Anna machte eine abwehrende Bewegung.

»Ich weiß, ich bin dumm gewesen, Gerhard! Dumm wie ein kleines Kind, das noch von nichts eine Ahnung hat! Aber erinnere mich nicht daran! Ich schäme mich vor mir selbst!«

»Das sollst du nicht, Kleinchen!« rief er und streichelte ihre gefalteten Hände. »Wie alles gekommen ist, so ist es gut.«

»Ich will dir etwas sagen, Gerhard,« wiederholte sie, »ob du's nun glaubst oder nicht. Ich kann mir manchmal schon gar nicht mehr vorstellen, daß ich je etwas anderes gedacht oder getan habe als jetzt.«

»Dann ist damit bewiesen, daß ich recht getan habe, als ich dir mit Gewalt zu deinem und meinem Glück verhalf und dich wie ein rechter Bär hierher schleppte in meine Höhle!« rief Proen und streckte die Arme aus, um sie an sich zu ziehen.

Sie schüttelte lebhaft den Kopf.

»Nein, nein! Nicht jetzt! Und nicht hier! Du tust, als wenn schon Feierabend für uns wäre.«

»Für mich ist immer Feierabend, wenn ich dich bei mir habe und im Arm halten kann. Was gibt es denn noch so viel zu tun?«

»Oh, noch allerhand! Du bist mir auch ein Hausvater! Das Brot für morgen ist an die Mägde auszuteilen. Keller und Speisekammer sind abzuschließen. Willst du, daß die Mägde an die Spickgans und an die Würste gehen? Du bist kein Junggeselle mehr! Hörst du wohl, mein Lieber? Und eine gewisse kaschubische Margell soll keine offenen Türen mehr finden! Nirgendwo! Das mußt du mir versprechen!«

»Alles was du willst,« lächelte Proen und versuchte von neuem, sie in seine Arme zu ziehen.

»Die Nachfolgerin von so einer zu sein, ist freilich eine große Ehre! Hätte ich es vorausgewußt, nie hättest du mich bekommen! Eher wäre ich gestorben!«

»Schon viele Frauen sind Nachfolgerinnen gewesen,« erwiderte Proen gleichmütig, »und sind auch nicht daran gestorben. Warum also du?«

»Pfui! Wie du sprichst!« rief Anna und wandte sich heftig ab. Dann mit einer raschen Bewegung gegen ihn: »Wenn du's durchaus wissen willst: weil ich von einem andern Schlag bin

als die meisten Frauen, mit denen du vielleicht zu tun gehabt hast. Und jedenfalls als diese kaschubische Margell! Das ist mein Stolz!«

»Meiner auch!« gab Proen mit unerschütterlichem Gleichmut zurück.

Anna stampfte mehrmals aufgeregt mit dem Fuß auf den Boden.

»Du kannst einen Menschen rasend machen mit deiner Wurstigkeit!«

Proen breitete seine Arme gegen sie aus.

»Komm in meinen Arm, Kleinchen! Da bist du am besten aufgehoben.«

»Bleibe mir mit deinen Tatzen vom Leibe!« schmolte sie, kam aber einen Schritt näher heran.

»Hast du Angst, ich könnte dich zerbrechen?« meinte er und zog sie ganz zu sich auf seine Knie.

Sie ließ es geschehen und flüsterte:

»Weil du ein Bär bist. Ein richtiger ausgewachsener Bär. Du nennst dich ja selbst so.«

»Und Bären pflegt man tanzen zu lassen. Ist es nicht so, Kleinchen?«

»Wenn sie es sich gefallen lassen ...« hauchte sie.

»Man soll sich bei Bären nie allzusehr darauf verlassen,« murmelte er und küßte sie.

Nach einem Weilchen richtete sie ihren Kopf auf und blickte halb verstohlen zu ihm empor.

»Du hast mir noch keine Antwort gegeben.«

»Worauf, Schatz?«

Sie schüttelte unmutig den Kopf.

»Verstelle dich nicht! Du weißt es ganz gut.«

»Ich weiß es bei Gott nicht!« erwiderte er und mußte unwillkürlich lächeln. »Ah! Du sprichst noch immer von Veronika?«

»Ja, von deiner Verflossenen!«

»Sie hat ja doch jetzt ihren Mann,« versetzte er. »Sie hat ja doch meinen Jäger Gottfried.«

»Als ob es dadurch besser würde!« rief sie und entwand sich seinen Armen. »Als ob es dadurch ungeschehen gemacht würde!«

Proen hatte wieder sein aufregend gleichmütiges Lächeln.

»Soll ich sie vielleicht an den Galgen bringen oder als Hexe verbrennen lassen?«

»Verdient hätte sie's!« versetzte sie und stand wie eine zürnende Göttin vor ihm.

Proen gab es einen plötzlichen Ruck. Eine schnelle Röte lief über sein Gesicht. Er ergriff ihre beiden Hände und preßte ihre Handgelenke.

»Jetzt ist es genug, Schatz! Es bleibt, wie es ist! Sie ist Gottfrieds Frau und damit gut! Soll ich am Ende ihn und sie mit ihm wegschicken und meinen anständigsten Bedienten, meinen besten Jäger deshalb verlieren, wegen einer Laune von dir? Nein, nein, Schatz, so haben wir nicht gewettet.«

»Ich mag sie nicht immer vor Augen haben!« rief Anna, in leidenschaftliche Tränen ausbrechend. »Eine Laune nennst du das? Wenn man einen Mann lieb hat! Geht das denn nicht in deinen Kopf hinein, du wirklicher Bär, der du bist, du bösertiger Eisbär!«

Proen konnte sich wieder nicht halten. Er mußte auflachen.

Anna starrte ihn an.

»Du lachst noch? Und mir zerreißt es beinahe das Herz!«

Er hielt sich den Bauch und lachte noch immer.

»Du weißt nicht, wie drollig das ist, wenn du so dastehst, mit den Augen rollst, daß man das Weiße darin sieht, und die Fäuste schttelst, deine zwei kleinen Fäuste, die ich mit meiner einen Tatze umspannen kann. Komm her! Soll ich's dir mal zeigen?«

»Versuch' es doch! Versuch' es nur!« rief sie empört. »Ich kratze dir die Augen aus, wenn du mich anruhrst!«

Er hatte sie mit einem raschen Griff an sich gezogen und umspannte ihre beiden schmalen Handgelenke mit seiner breiten Faust.

»Na, Kleinchen? Wie ist es? Willst du mir nicht die Augen auskratzen?«

»Ich tue es schon nochmal!« ächzte sie, indem sie sich ihm zu entwenden suchte.

Proen nickte wohlgefällig, während er sie zappeln ließ.

»Ich warte ja nur darauf! Warum tust du es nicht? Obwohl es ja auch wieder schade wäre.«

»Wieso schade?« schäumte sie.

»Weil ich dann keine Augen mehr hätte, um zu sehen, wie schön du bist, wenn dein Haar sich löst so wie jetzt und dir über die Schultern fällt und es unter deinen Wimpern blitzt, als müßte es auf der Stelle aus mit mir sein! O Anna! Anna! Wilde kleine Furie! Merkst du denn gar nicht, fühlst du denn gar nicht, wie lieb dich dein großer tappischer Bär hat, und daß sich keine andere, keine mit dir messen kann?«

Er ließ plötzlich ihre Hände los und umschlang die unwillkürlich Zurucktaumelnde mit seinen beiden Armen. Sie sank halb willig an seine Brust und stammelte:

»O Gerhard! Es ist ja nur, weil ich dich keiner andern gönne ... Ich weiß, ich bin sehr töricht! Und du verdienst es gar nicht!«

»Es geht in dieser Welt nicht immer nur nach Verdienst, Kleinchen,« gab er zurück. »Es geht auch manchmal nach Glück. Zumal bei uns Soldaten. Und ich bin ja einer, vergiß das nicht!«

»Weißt du auch, daß ich mir immer einen Soldaten zum Mann gewünscht habe?« flüsterte sie kaum hörbar.

»Damit hast du aber hübsch hinter dem Berg gehalten!« lachte Proen. Dann sie wieder an sich ziehend: »Und jetzt? Jetzt hast du deinen Soldaten. Ist meine Eheliebste jetzt zufrieden?«

Sie nickte. Aber auf ihrer Stirn schien ein Zweifel zu stehen.

»Nun?« forschte er. »Was ficht dich an?«

»Daß sie meinen Eheherrn, meinen tapsigen Bären,« erwiderte sie, »nicht zum General gemacht haben! Diese stupiden Krämer! Diese Dummköpfe, die auf unseren Ratsstühlen sitzen!«

Proen fuhr zusammen.

»Warum erinnerst du mich daran? Weißt du nicht, daß es dein eigener Ohm gewesen ist, der es mit seinem Veto verhindert hat?«

»Ohm Zierenberg?!« rief Anna. »Das soll er mir büßen!«

Proen schüttelte den Kopf.

»Was sollen wir tun, Anna? Wir müssen vernünftig sein, kalt' Blut bewahren. Das ist die erste Pflicht des Soldaten: Order parieren.«

Sie sah ihm fragend ins Gesicht.

»Warum glaubst du wohl, daß sie den andern, den Huwald, dir vorgezogen haben? Steht er so hoch über dir?«

»Du sprichst, als wolltest du mich aufhetzen!« murmelte er stirnrunzelnd.

»Ja, das will ich auch!« rief sie mit einer Stimme wie aus tiefster Brust. »Merkst du das erst jetzt? Ich will, daß mein Eheherr groß und berühmt wird, über alle andern hinaus, und ich mit ihm! Alle Danziger Frauen sollen mich um dich beneiden! Das ist mein fester Wille. Und ich werde durchsetzen, was ich will!«

Sie faßte seinen Kopf mit beiden Händen und drückte einen langen Kuß auf seine Stirn.

»So! Jetzt bist du geweiht!«

Der Hauptmann nickte und stand auf.

»Ja, meine Göttin hat mich geweiht. Diana – die Griechen nannten sie Artemis, die Streitbare mit ihrem Bogen und den Pfeilen im Köcher – hat mich geweiht. O du! Du!«

Er schloß sie in seine Arme, in denen sie, hochgewachsen wie sie war, dennoch beinahe verschwand.

»Jetzt weiß ich, daß du mir wirklich ganz gehörst!« kamen seine flüsternden Worte.

»O du Dummer!« gab sie ebenso leise zurück. »Kannst du noch im Zweifel darüber sein?«

»Elin gewisser Jemand hat mir nicht aus dem Kopf wollen. Ein gewisser poeta laureatus.«

»Herr Martin Opitz von Boberfeld? Der Herzogl. Rat? Ach, der?«

Der Hauptmann nickte mehrmals kräftig mit dem Kopf und musterte sie mit einem ironischen Lächeln.

»Ja, der! Kein anderer als der! Der berühmte Dichtersmann. Hatte er's nicht euch beiden angetan, Base Constanzia ebenso wie dir?«

»Ich gönne ihn ihr mit ihrem alten gichtbrüchigen Kerschenstein. Mag sie ihn für sich behalten!« rief sie, unmutig die Stirn runzelnd, und dann zu ihrem Mann gewandt, mit einem

plötzlichen Lächeln: »Siehst du nicht, daß ich einen guten Tausch gemacht habe? Ich habe ja dafür dich!«

Proen hatte sich wieder gesetzt.

»Erzählte ich dir nicht, daß ich ihn neulich bei meinem Ritt in die Stadt am Langgasser Tor getroffen habe?«

Anna zuckte gleichgültig die Achseln.

»Kann sein. Wann war denn das?«

»Vor einigen Tagen habe ich ihn getroffen und ihn eingeladen, uns zum Schweineschlachten zu besuchen.«

»Zum Schweineschlachten! Du bist gut! Der Herr Poet erscheint höchstselbst zum Schweineschlachten! Wird es ihm auch bekommen? Wird er sich nicht den Magen verderben?«

Der Hauptmann schüttelte den Kopf.

»Du sprichst, als wenn du dich über ihn lustig machen wolltest? Vor ein paar Wochen klang es anders aus deinem Munde.«

»Vor ein paar Wochen!« warf Anna mit einem überlegenen Achselzucken ein. »Sage doch lieber gleich: vor ein paar Jahren! Was liegt nicht alles dazwischen!«

»Da kenne sich einer mit euch Weibervolk aus!« rief Proen. Es schien ihm aus tiefster Brust zu kommen.

17

Nach so manchem Jahr eines unbehausten Wanderlebens und herzzehrender Heimatlosigkeit war es nun wieder das erstmal, daß Martin Opitz, der weitberühmte Verfasser der »Deutschen Poeterey« und lorbeer gekrönte Poet, dem hohen Fest der Geburt des Herrn und dem mit ihm einziehenden Winter im Besitz einer festen Heimstätte und ohne sonderliche Geldnöte entgegensehen konnte. Der Dichter mußte bis weit in seine Jugendzeit im Bunzlauer Elternhaus zurückdenken, wenn er sich eines ähnlichen Gefühls sicherer Geborgenheit am heimischen Herd erinnern wollte. Es verschlug ihm in diesem verhältnismäßigen Glückszustand auch nichts, daß das Einerlei dieser nebeldurchsponnenen vorwinterlichen Tage durch kein persönliches Erlebnis besonderer Art noch auch durch irgendwelchen öffentlichen oder gesellschaftlichen Vorgang des städtischen Lebens ein eigenes Licht oder eine sich vom Gestern oder Morgen abhebende Buntheit erhielt.

Habe ich nicht, so fragte er sich manchmal, wenn er vor dem Einschlafen seine tagesmüden Glieder auf dem Lager ausstreckte, habe ich nicht in meinem bisher verflossenen Leben mich genugsam an so mancherlei aufregenden Aktionen ersättigen können und der blutigen Moritaten rings um mich herum eine hinreichende Menge verüben gesehen, so daß es eines

Mehren hiervon für meine noch übrige Lebenszeit fürderhin nicht bedarf?

In jedermanns Leben gibt es solche meist freilich nur kurz währenden Zwischenzeiten, wo alles, was geschieht, gleichsam von selbst zu geschehen und uns in den Schoß zu fallen scheint; wo in dem großen Gespinnst, das wir Leben nennen, Masche sich an Masche, Lage sich zu Lage fügt, ohne daß wir den Finger zu rühren brauchen; wo aus unmerklichem Werden, Sprießen und Reifen dem geduldig Harrenden eine kaum noch erhoffte Frucht in die Hand wächst, am Ende sogar ein ungeahnter Aspekt der Zukunft sich eröffnet. Ein solcher Zustand bereitwillig hinnehmender Empfängnis war es, der den von den Stürmen der Zeit an den Strand dieser gegenwärtigen Friedensinsel verschlagenen Poeten mit einer Art von wohliger Erschlaffung überkam. Die ehemals so unstill flackernde Flamme des Ehrgeizes schien bis zu einem schwach glimmenden Fünkchen heruntergebrannt. Liebe und Haß, vormals oft eine gefahrdrohende Brandung, lagen wie zu einem spiegelglatten Gewässer gesänftigt nur noch als ein ferner Traum hinter ihm. Kaum vermochte er sich zu erinnern, wie es gewesen war, als ihre Wogen ihn noch hin und her schleuderten.

Vielleicht hing es mit der durch den drückenden Novembernebel noch geförderten Selbsteinkehr dieser besinnlichen Zwischenzeit zusammen, daß auch das persönliche Verhältnis zwischen Opitz und seinem Gastgeber Nigrinus, um das es nicht gerade zum besten gestanden hatte, wieder ein freundlicheres Gesicht gewann. Man suchte sich nicht mehr, wo man konnte, aus dem Wege zu gehen, mied auch nicht mehr ein gelegentliches freundliches Wort zu der schon üblich gewordenen stummen und steif zeremoniellen Begrüßung. Hatte der Prediger inzwischen das bindende Jawort für seine Werbung von Marie Dorothee erhalten? Fühlte er sich seines Besitzes bereits sicher genug und wollte er dies seinem Gast durch eine überlegene Haltung zu verstehen geben? Opitz wußte es nicht und wünschte auch nicht einmal es zu wissen, da es ja nur einer Frage an das Mädchen bedurft hätte, um es zu erfahren. Aber eben dies wollte er unter allen Umständen vermeiden und merkte auch bald, daß er damit nur ihrem eigenen Wunsche begegnete. Sie suchte sich jedem Zusammentreffen oder Alleinsein mit ihm, wo es nur ging, zu entziehen, mochte es nun begreifliche Scham ihm gegenüber, wohl gar Reue und schlechtes Gewissen sein.

Opitz hatte mehr und mehr Stunden, wo er ihr ob ihres »Verrats«, wie er es noch vor kurzem genannt hätte, nicht einmal gram sein konnte. Er wunderte sich über sich selbst. War das wirklich alles in ihm erloschen? Ein Häufchen Asche? Lohnte es sich dann überhaupt noch zu leben, zu atmen, über Gottes Erde zu wandeln? Wozu war er überhaupt noch da? Nein! Dies zu denken war Frevel! Bis zu welchem Abgrund war er auf der Flucht vor sich selbst geraten! Hatte ihn die gewohnte Klarheit des Geistes denn auf einmal verlassen? Er mußte zu sich selbst zurückfinden. Mußte ergründen, wie es um ihn stand.

Nicht zum erstenmal ging er daran, eine Rechnung über sein bisheriges Leben anzustellen.

Mit dem Fazit, das herauskam, konnte er zufrieden sein. Gewiß, so manches war verfehlt, mißglückt. Aber war es nicht genug, daß der Sohn des Fleischermeisters, dessen erste Sinnesindrücke die geschlachteten Ochsen und Schweine an den Wandhaken des väterlichen Schlächtergewölbes gewesen, der aufgewachsen war in der dumpfen Enge einer kleinen Ackerbürgerstadt, in ungestümem Anlauf alle diese einengenden Fesseln von Geburt, Abstammung, Umgebung gesprengt und von sich geworfen und in weniger denn einem Jahrzehnt die höchste Sprosse der geistigen Ruhmesleiter im Heiligen Römischen Reich erklimmen hatte?

Hatte es dabei ausbleiben können, daß auch Frau Venus in Gestalt so mancher blonden oder braunen Schönen in allen Landen, wohin er seinen Fuß gesetzt, ihm für kürzer oder länger ihre Gunst geschenkt und sein Blut erhitzt, seine Sinne in Fesseln geschlagen hatte? Ein flüchtiges, nur allzu vergängliches Glück! So gestand er sich selbst. Aber trug er die Schuld daran? War es nicht vielmehr das allmächtige Schicksal, das die Schuld dafür traf? Hatte es ihn irgendwo auf Erden eine bleibende Stätte gewährt, so daß er es hätte wagen dürfen, sein eigenes Geschick mit dem eines geliebten Weibes auf immer zu verbinden? Und konnte man es allen denen, die seine Straße gekreuzt und sie bis zum nächsten Meilenstein mit ihm geteilt hatten, verdenken, daß sie vernünftig genug gewesen waren, ihn seinen Weg in den Nebel der Zukunft allein weitergehen zu lassen? Gehörte denn diese blonde Danzigerin, dieses gegenwärtige Mädchen Marie Dorothee, das sich ihm in einer selbstvergessenen Stunde an den Hals geworfen hatte und jetzt nichts mehr davon wissen wollte, nicht auch zu der Schar dieser klugen, vielleicht allzu klugen Jungfrauen, die einen auftrumpfenden Innungsmeister oder wohlbestallten Stadtschreiber, nun gar einen ehrwürdigen Gottesmann dem Leben an der Seite eines unbehausten, landfahrenden Poeten vorzogen und sich lieber in ein gutgemachtes Federbett hinter festen Mauern und Wällen als auf ein Strohlager in einer schmutzigen Herberge an der Landstraße legten? Nein, entschied der Dichter bei sich, hier sei kein Grund zu Zorn und Haß. Freilich auch nicht zu einem besonderen Maß von Liebe und Leidenschaft noch zu irgendeiner Art von Selbstanklage oder Verantwortung vor Gott und Menschen.

So fügte es sich denn wie von selbst, daß die Beziehung des Dichters zu der Nichte des Herrn Nigrinus, die wohl in Kürze berufen war, dessen angetraute Zweite zu werden, mit der Zeit wieder zur Alltäglichkeit zurückkehrte, wie sie vor der heißen Stunde gewesen war, als Opitz sich zu jener von den Ereignissen erzwungenen abermaligen Reise nach Thorn geschickt hatte. Aber wenn es nach dem Wort jenes alten Weisen, der den Dingen bis tief auf den Grund blickte, wahr ist, daß keiner in den gleichen Fluß steigt, somit nichts im Leben auf dieselbe Weise wiederkehrt, noch das gleiche Gesicht zeigt, so war auch bei aller wiederhergestellten Alltäglichkeit im Verkehr zwischen Opitz und Marie Dorothee doch ein früher nicht vorhandenes Wissen beider um einige nicht auszulöschende Vorfälle mit dabei, was

jedem von ihnen, zuvörderst dem weiblichen Teil, die natürliche Unbefangenheit nahm und Rede und Gegenrede eine gewisse Gezwungenheit, wenn nicht Verfänglichkeit beimischte. Gereiztheit, die bis zur Feindseligkeit wuchs, wenn man sich beieinander befand, war die begreifliche Folge.

Wo anders hätte der Dichter Ersatz finden können für das, was ihm so entging und was doch beinahe wie Lebensbrot für ihn war? Wo anders, wenn nicht im Austausch mit einer hochgestimmten Frauenseele? Ein von den obern Göttern gelenkter Zufall, so wollte es Opitz erscheinen, führte ihm, als er sich an einem sonnigen, schneeglitzernden Dezembertag auf der am Höhenrande über dem Stadtgraben entlangziehenden Promenade erging, die Dame Constanzia über den Weg. Sie begrüßte ihn mit offener Freude und schalt ihn aus, warum er sich so versteckt gehalten und jedem Umgang mit seinen Freunden und Verehrern in der Stadt entzogen habe. Der Dichter entschuldigte sein Fernbleiben von allem geselligen Verkehr mit den gelehrten Studien und Arbeiten, denen er sich während der letzten dunkeln Wochen mit verdoppeltem Eifer hingeeben habe, und deutete mit schwachem Lächeln an, man werde wohl bei seinen hiesigen Freunden ihn nicht allzusehr vermisst haben, da es ja sonst ein leichtes gewesen wäre, ihm in sein Verlies, wie er seine Unterkunft beim Prediger Nigrinus nennen möchte, ein briefliches Zeichen des Gedenkens zukommen zu lassen und ihn für ein paar gesellige Stunden seinen Studien zu entführen.

»Oh! Ihr tut mir bitter unrecht, hochgeschätzter Herr Herzogl. Rat!« rief Constanzia lebhaft abwehrend. »Wer von uns Frauenzimmern, die in Danzig etwas vorstellen, hätte sich getraut, Euch der Zwiesprache mit Eurer Muse zu entziehen, wofern Ihr nicht selbst den Wunsch danach kundgabt?«

Der Dichter, der zwischen diesen schmeichelhaften Worten einen leisen Klang wie von Spott und eine Anspielung auf die etwa dem Mädchen Marie Dorothee zugeschriebene Rolle einer Muse zu vernehmen glaubte, machte eine gemessene Verbeugung und schien sich verabschieden zu wollen.

»Nein! Nein!« rief wiederum Constanza in ihrer lebhaften Art. »So einfach entkommt Ihr mir nicht, bester Herr Rat! Nennt mir einen Tag oder eine Stunde, die Ihr für unser Haus, für mich und auch für meinen Mann freihabt, der Euer dichterisches Opus kennt und wahrhaft zu schätzen weiß.«

Das waren Worte, die der wunden Seele des Poeten wie Honigseim eingingen, so sehr er sich auch bewußt war, daß sie im Munde einer Weltdame wie Constanzia nicht viel mehr als die üblichen Komplimente sein mochten, die man jederzeit zur Hand hatte. Höflichkeit nicht nur, sondern auch die Pflicht, in dieser Stadt der unnahbar auf ihren Geldsäcken thronenden reichen Krämer dem eigenen Nutzen zugetan zu sein, rieten jedenfalls, nicht unnötig den Abweisenden oder gar den Gekränkten zu spielen, sondern den Zipfel ihres Mantels, den ihm

Fortuna darbot, mit beiden Händen zu ergreifen und recht festzuhalten.

»Da Ihr mich auf eine so schmeichelhafte Weise apostrophiert, edle Frau,« erwiderte er, sich über Constanzias Hand beugend, »so wäre es gegen alle Gebote der Courtoisie und der guten Lebensart ...«

»Ja, nicht wahr?« fiel ihm Constanzia in die wohlgesetzte Rede, »das wäre es, mir etwa einen Korb zu geben! ... Laßt Euch das bei allen Göttern nicht einfallen, Herr Poet! Bedenkt, daß es nicht nur die eine Muse gibt, der Ihr zu huldigen habt, sondern ihrer neun, also eine große Mehrzahl. Und es wäre verkehrt, Euch den Groll dieser Mehrzahl zuzuziehen, wenn Ihr Euch auch vielleicht die Gunst jener einen dadurch verscherzt.«

»Nun, nun, edle Frau!« bemerkte Opitz mit dem Lächeln einer ihm sonst fremden Verlegenheit. »Was eine Vielzahl der mich inspirierenden Musen anbetrifft ... so weit ginge meine Ambition nicht. Ein armer Sterblicher, wie Euer ganz ergebener Diener hier, kann froh sein, wenn ihm wenigstens eine dieser neun Musen zulächelt, zumal, wenn sie in so bezaubernder Gestalt auftritt wie eben jetzt.«

»Oh! Wie charmant!« rief Constanzia und hatte wieder ihr berühmtes rätselhaftes Lächeln um die Mundwinkel. »Also Ihr schwört mir zu kommen? Ihr schwört es bei Apoll und seinem ominösen Musenhof!«

»Ich schwöre es!« beteuerte Opitz entzückt und erhob bekräftigend seine Schwurhand. »Bei allem, was Ihr wollt, schwöre ich!«

»Es ist gut! Ihr werdet von uns hören, von mir und meinem Ehegemahl!« schloß Constanzia und nickte ihm mit einem bezaubernden Blick zu, um dann ihren Weg fortzusetzen.

Schon nach wenigen Tagen hielt Opitz das verheißene Billett des Stadtkämmerers Kerschenstein und seiner Gemahlin Constanzia mit der Einladung zu einem Glas Wein in der Hand. Es war nur ein kurzer Weg von Opitzens Wohnung in der Brotbänkengasse nach dem Kerschensteinschen Hause in der Jopengasse. Er führte den Dichter auch an dem soeben eröffneten Christmarkt bei der Marienkirche mit dem inmitten der Buden aufgestellten und schön behängten Tannenbaum vorbei. Es war für Opitz ein erhebender und herzbewegender Anblick, der hoch- und kerzengerade gewachsene grüne Waldriese, der mit dem steil aufsteigenden gewaltigen Gemäuer der Kirche den Wettbewerb aufnehmen zu wollen schien und, wenn er auch unten in der Tiefe zurückbleiben mußte, doch mit seinen ausladenden grünen Ästen dem festungsartigen Koloß an seiner Seite von der wilden Freiheit seiner Waldheimat zu erzählen schien.

Der Empfang im Hause des Stadtkämmerers war bürgerlich schlicht und anspruchslos und erinnerte in nichts an die den französischen Gästen vor mehreren Wochen bereitete feierliche Aufnahme. Kerschenstein selbst war zugegen, um den Dichter zu begrüßen. Er schien gerade einmal von seinen Gichtanfällen frei zu sein und sich in aufgeräumter Stimmung zu befinden.

Auch Constanzia lächelte dem Gast heiter und ungezwungen entgegen. Sie trug ein reich besticktes Samtkleid, dessen mattolivene Tönung aufs beste mit dem kastanienbraunen Haar und den zarten Farben ihres Gesichts zusammenstimmte. Man hätte die dreißigjährige Frau für Mitte Zwanzig halten können und wäre sicher nicht daraufgekommen, daß in einer der Hinterstuben des Hauses bereits zwei Kinder, ein fünfjähriger Junge und ein vierjähriges Mädchen, herumtollten.

Opitz war angesichts des Ratsherrn, dessen Verschlossenheit er kannte, zuerst etwas enttäuscht. Er hatte gehofft, mit Constanzia allein Zwiesprache halten zu können. Aber Kerschenstein schien gegen sonst ganz ausgewechselt und geradezu aufgetaut zu sein, so daß der Poet bald von der guten Laune seines Gastgeber angesteckt wurde und sich in die unerwartete Lage hineinfand. Hatte es nicht auch allerlei für sich, dem mächtigen und einflußreichen Mann, der über den Stadtsäckel gebot, einmal in persona näherzutreten und sich an seinen vielfältigen Erfahrungen und Meinungen zu erfreuen, womit der Ratsherr denn auch nicht hinter dem Berge hielt?

Kerschenstein hatte, wie fast alle diese Danziger Patriziersöhne, in jungen Jahren sich tüchtig den Wind der Fremde um die Nase wehen lassen und war weit in der Welt herumgekommen. Von Sizilien über Italien, Frankreich, die Niederlande und England bis nach Bergen und Drontheim an der atlantischen Küste Skandinaviens war ihm nichts von Europas Landen unbekannt geblieben. Da ja auch Opitz sich in einem ähnlichen Falle befand, wenngleich Italiens klassische Stätten ihm versagt gewesen waren, so gab es nicht wenige Berührungspunkte zwischen den beiden weitgereisten Männern, zumal es sich herausstellte, daß beide ungefähr gleichzeitig in Lutetias Mauern gewelt und beide in der Schwärmerei für die unvergleichliche Stadt übereinstimmten. Auch Kerschenstein hatte, wie Opitz, mit des großen Hugo Grotius' Kreise Fühlung gehabt und teilte Opitzens Bewunderung für die staatsrechtlichen Lehren und die eindrucksvolle Persönlichkeit des großen Gelehrten und jetzigen Staatsmannes.

Madame Constanzia hatte mit schweigender Anteilnahme, wie es einer klugen Frau wohl ansteht, der gelehrten Unterhaltung der beiden Männer zugehört und nur durch ein paar einsichtsvolle Zwischenfragen ihr Interesse am Thema bekundet. Als Opitz jetzt auf des Grotius Doktrin über die Möglichkeit einer alle Völker gleicherweise bindenden rechtlichen Verpflichtung zum Frieden und zu gegenseitiger Achtung zu Sprecher kam und Kerschenstein mit einem bedenklichen Schweigen antwortete, unterbrach die anmutige Frau die etwas reinliche Pause mit der lächelnd gestellten Frage, wo man denn heutzutage ein solches Land Utopia entdecken wolle, dessen leitende Männer vorn ewigen Frieden zu träumen wagten? Seit siebzehn Jahren halle die Welt von Krieg und Kriegeslärm, vom Wehgeschrei der in den zahllosen Schlachten Verwundeten und dem Röcheln der Sterbenden, von den Hilferufen der entehrten Frauen und Mädchen wider, und niemand erhebe seine Stimme gegen alle diene

den Herrgott im Himmel und das Menschengeschlecht schändenden Untaten. Also wozu diene das superkluge Gerede vom ewigen Frieden?

Von ewigem Frieden zu sprechen, sei eine Lästerung des Allmächtigen im Himmel, äußerte plötzlich Kerschenstein, und fügte hinzu, als Constanzia und Opitz verwundert fragten, wie er das meine, man könne doch nicht bestreiten, daß der Krieg ein vom Himmel über die sündige Menschheit verhängtes Strafgericht sei, womit sich die von ihm ausgesprochene Folgerung von selbst ergebe. Denn wer vom ewigen Frieden träume, wolle nichts anderes als unserm Herrgott die Zuchtrute aus der Hand nehmen, deren er sich von Zeit zu Zeit bediene, um Gericht über uns zu halten. Erst wenn man sich auf diesen Standpunkt stelle, gewinne man die richtige Perspektive, um auch die gegenwärtige Epoche als das ungeheure Strafgericht zu erkennen, das sie in Wirklichkeit sei, und dem man sich in Demut vor dem Ratschluß des Herrn zu beugen habe.

Da Frau Constanzia auf diese Auslegung ihres streng calvinistischen Mannes hin nur zweifelnd den Kopf wiegte, so hielt es auch Opitz für das beste, keinen Widerspruch dagegen zu erheben und dem sehr selbtherrlichen Stadtkämmerer in dieser heiklen Frage das letzte Wort zu lassen.

Ob der Herzogl. Rat schon von dem großen Siege Kenntnis habe, den die in Kursachsen eingedrungenen Schweden unter Banér vor kurzem über die kurfürstlichen Truppen davongetragen hätten, fragte Kerschenstein. Die Nachricht hiervon sei erst jetzt nach Danzig gedrungen. Der englische Botschafter Gordon habe sie gestern dem Bürgermeister überbracht. Zwölftausend Sachsen seien auf dem Schlachtfelde geblieben. Damit sei ja nun auch den Kurzsichtigen der Wille des Allmächtigen zur Genüge dokumentiert und der endliche Sieg der gerechten Sache auf immerdar gewährleistet.

»Entschuldigt mich, wenn ich Euch jetzt verlasse,« schloß der Kämmerer. »Es gibt zum bevorstehenden Abschluß auf Neujahr noch mancherlei im Rathaus zu tun. Laß es unserem geschätzten Gaste an nichts fehlen,« fügte er zu Constanzia gewandt lächelnd hinzu, »damit er uns nicht in der Stadt herumbringt.«

Es sei sehr klug und überlegt von ihm gewesen, daß er ihrem Mann in der eben besprochenen kitzligen Frage vom ewigen Frieden und dem Strafgericht des Himmels nicht entgegen gewesen sei, meinte Constanzia zu Opitz mit einer beziehungsweise Kopfwendung nach der Tür hin, die Kerschenstein soeben hinter, sich geschlossen hatte. In Dingen seines calvinistischen Bekenntnisses vertrage ihr Ehegemahl keinen Widerspruch und man tue gut, ihm hierin nicht in die Parade zu fahren, wiewohl er sonst mit sich reden lasse und für ein vernünftiges Wort immer zugänglich sei.

»Ist Euch noch ein Gläschen Aquavit gefällig, Herr von Boberfeld?« setzte sie hinzu. »Ich habe Euch nicht mehr nötigen wollen. Mein Mann hätte sonst die Gelegenheit benutzt, auch

noch eines zu nehmen. Und er darf doch nicht wegen seiner Gicht. Unsere Danziger Männer ... Man muß sehr auf sie aufpassen.«

Opitz lachte.

»Welch ein beneidenswertes Schicksal!«

»Für wen?« rief Constanzia ebenfalls lachend. »Etwa, für uns Danziger Frauen?«

Opitz wehrte mit einer komisch übertriebenen Geste ab.

»Wo denkt Ihr hin, edle Frau! Es können doch natürlich nur die Danziger Männer gemeint sein, die so glücklich sind, derart gütige Frauen an ihrer Seite zu haben. Glaubt mir, wem es in den Sternen beschieden zu sein scheint, ledig durch die Welt zu irren, weiß eine solche weibliche Fürsorge erst richtig zu schätzen.«

»Vielleicht richtiger,« nickte Constanzia, »als diejenigen, welchen sie zufolge ihres Trauscheins zugutekommt. Aber jetzt wollen wir mit dem leidigen Aquavit aufhören, der den ganzen Tag nicht vom Tisch käme, wenn es nach unseren Männern ginge.«

Sie schellte und trug dem binnen kurzem erscheinenden Kammermädchen Franziska auf, die bereitgestellte Kanne mit dem spanischen Wein, dem Madeira, hereinzubringen.

Als dann der bernsteingelbe Tropfen in den Kristallgläsern funkelte, erhob Constanzia ihr Glas gegen den sich verneigenden Dichter.

»Ich heiße Euch mit diesem Feuer des Südens willkommen in unserer nordischen Stadt und in diesem altväterlichen Hause, an dessen Wänden Ihr die Konterfeie vergangener Geschlechter erblickt. Lauter Kerschensteins und Zierenbergs! Von meinem Mann und mir die Ahnen.«

»Erlaubt, daß ich sie etwas in Augenschein nehme,« bat Opitz und erhob sich von seinem Eichenstuhl.

»Gern, wenn Euch die Gesichter etwas sagen. Die Kerschensteins sind echter Danziger Schlag und wir Zierenbergs, Ihr wißt es wohl, wir sind vor einem Jahrhundert von Bremen gekommen.«

»Viel Tatkraft, viel Entschlossenheit spricht aus den Gesichtern der Männer, wie es ja begreiflich ist,« bemerkte Opitz mit nachdenklichem Blick über die Reihen der Bildnisse hin.

»Und die Frauen?« fragte Constanzia. »Was haltet Ihr von den Frauen?«

»Ich erblicke kein Antlitz darunter, das Euch gleichkomme an Geist und Klugheit. Nun gar an Anmut und Schönheit.«

»Also ganz und gar aus der Art geschlagen?« rief Constanzia und lachte hellauf. »Seid Ihr nicht allzu galant, mein Herr Dichter, und überhäuft mich mit Komplimenten, über die ich erröten müßte? Es sind doch am Ende meine Tanten und Großmütter und auch,« setzte sie leise hinzu, »meine selige Mutter.«

»Gewiß, gewiß,« erwiderte Opitz. »Und doch läßt sich kein Antlitz mit dem Euren

vergleichen. Ist es denn nicht auch in der Natur so, etwa in einem Blumengarten, daß in einem Rosen- oder Lilienbeet zuweilen eine Blüte sich durch ihren zierlichen Wuchs oder durch den Glanz ihrer Farbe weit über ihre Mitschwester erhebt, die doch aus derselben Wurzel und dem gleichen Erdboden genährt sind, es aber dennoch nicht mit jenem Unikum der Natur, jenem Prachtexemplar aus den Händen des Schöpfers aufnehmen können.«

»Oh! Oh! Oh!« rief Constanzia und hielt sich scheinbar die Ohren zu. »In welche Climax versteigt Ihr Euch?«

»Nicht im geringsten, edle Frau,« versetzte Opitz. »Verzeichnet denn die Chronika aller Zeiten nicht Paradigmata, nicht Exempla, nicht Beispiele genug, wo kein Pinsel eines Raffael oder Apelles, kein Dichterwort eines Ovid oder Vergil noch der Meißel eines Praxiteles den unvergleichlichen Reiz der Wirklichkeit wiederzugeben oder ihm gleichzukommen vermochten? Und könnte es solche mirabilia mundi, solche Wunder der Welt nicht noch in der Jetztzeit geben? Ja, könnten sie nicht leibhaftig sichtbarlich vor uns sitzen, und man müßte nur die Augen haben, das Gegenwärtige auch wirklich als gegenwärtig zu sehen und wahrzunehmen, und müßte den Mut besitzen, vor dem Inbegriff von Geist und Schönheit und Anmut, deren Zeitgenosse man ist, in Verehrung niederzuknien?«

Der Dichter war wie von seinen eigenen Worten berauscht aufgestanden und hatte mit erhobenem Kopf, die Augen in weite Fernen verloren, gesprochen. Es war wie ein Nebel um ihn her. Er fühlte sich schwanken und faßte nach dem Tisch, um sich Halt zu geben.

»Verzeiht meine Kühnheit, edle Frau!« fuhr er fort. »Und laßt mich wieder zu mir selbst zurückfinden. Ich sah den Himmel offen, wie es mir noch kaum je zuteil geworden ist, und Ihr wart es, Eure Huld, Euer Zauber, die mir die Zunge lösten. Also verurteilt mich nicht für eine Schuld, die Ihr, wenn auch ungewollt, mit mir teilt.«

Constanzia hatte sich während dieser wie im Rausch vollführten Rede des Dichters abseits am Kredenzstisch zu schaffen gemacht und ihm dabei den Rücken gekehrt. Jetzt wandte sie sich wieder zu ihm und deutete mit einer einladenden Gebärde auf den leeren Stuhl, neben dem der Poet noch immer halb entrückt stand.

»So es Euch gefällig ist, Herr Herzogl. Rat, nehmt wieder Platz. Ihr seid ein unverbesserlicher Schwärmer. Ich will Eure Worte nicht gehört haben und kann Euch daher mit um so besserem Gewissen Absolution erteilen.«

Sie reichte ihm ein paar schmale Finger ihrer Hand hinüber, die er, nun wieder völlig bei Sinnen, respektvoll und gemessen an seine Lippen führte.

»Erzählt mir doch, Herr Herzogl. Rat, von den gelehrten Studien, denen Ihr Euch zur Zeit hingebt!« sagte Constanzia nach einer längeren Pause des Schweigens.

Es sei leider im Augenblick nicht viel Rühmens davon zu machen, gab Opitz zur Antwort. Ja, in finstern Stunden wolle es ihn manchmal bedünken, als habe die Muse ihm für immer

ihre Gunst entzogen.

»Haltet es mir darum zugute, edle Frau, wenn es mir eben zuvor fast als ein Gleichnis hiervon erschien, daß Ihr mir den Rücken zuwandtet.«

Constanzia lachte hellauf.

»Mit einem Wort also und ohne alle poetische Verbrämung: Ihr habt mich, bester Herr Herzogl. Rat, in aller Form zu Eurer dichterischen Muse erkoren?«

»Wäre das so sehr zu verwundern, edle Frau? Kann es für den Poeten, der in Euren Zauberkreis gerät, eine andere Wahl geben, als all sein Wirken und Dichten nur Eurem Dienst zu weihen? Und gibt es in der Geschichte der Dichtkunst aller Zeiten und Völker nicht Beispiele genug, die zu edler Nacheiferung anfeuern? Gedenkt des unvergleichlichen Petrarca! Gedenkt des erhabenen Dichters der Göttlichen Komödie! Sie haben die Namen Laura und Beatrice an den Sternenhimmel geschrieben.«

»Und mit dem Namen Constanzia habt Ihr etwas Ähnliches vor?« fiel diese noch immer lächelnd mit leichtem Erröten ein.

»Wenn Ihr mir die Erlaubnis dazu erteilt und des Himmels Gnade es an ihrem Segen nicht fehlen läßt, so soll es mein unablässiges Bestreben sein, Eurem Dienst gleich als dem einer Göttin oder himmlischen Muse hinauf meine schwachen Kräfte zu weihen.«

Constanzia hatte den geschwellten Worten des Dichters mit tief auf die Brust gesenktem Kopf zugehört und schwieg, sie gleichsam nachkostend, eine Weile, so daß Opitz, unruhig geworden, die Frage herausstammelte:

»Habe ich Euch erzürnt, edle Frau?«

»Man tut Euch doch gewiß nicht unrecht, Herr Herzogl. Rat,« erwiderte sie, wieder mit diesem geheimen, schwer zu enträtselnden Lächeln um die Mundwinkel, »wenn man Euch für einen großen und vielerfahrenen Frauenkenner erklärt?«

Opitz verneigte sich schweigend, mit einer bescheidenen Geste der Abwehr.

»Wie kann es also ein solcher gewiegter Kenner unseres Geschlechts,« fuhr sie unbeirrt fort, »auch nur einen Augenblick sich beikommen lassen, eine Frau von Fleisch und Blut und mit irdischen Sinnen, wie wir alle es sind ... auch ich, mein bester Herr Herzogl. Rat ... wir Frauen also könnten es übelnehmen, wenn einen berühmten Dichter, einen poeta laureatus der schöne Wahn befällt, uns auf das Piedestal einer leibhaftigen Göttin zu erheben und uns zu seiner himmlischen Muse zu machen?«

»Ihr zürnt mir also nicht?« forschte der Dichter.

»Gewiß nicht!« erwiderte Constanzia. Vorausgesetzt, daß Ihr nichts anderes im Sinne habt und nichts anderes von mir begehrt, als was Ihr mir soeben mit so feurigen Worten gestanden habt. Ihr werdet nicht wollen, daß Constanzia Zierenberg einmal vor ihren Kindern erröten müßte. Bleiben wir also beide unserm Pakt treu und besiegeln wir unsere neue Freundschaft

mit einem Händedruck.«

Sie reichte ihm ihre Hand, in die er beglückten Herzens einschlug.

»Und wenn Ihr mich das nächstemal besucht ... Ihr könnt ungerufen kommen, nur nicht zu oft (die lieben Nachbarn hinter den Fensterscheiben! ...) so bringt Ihr mir Euer neuestes Elaborat mit und tragt es mir vor. Was behandelt es denn? Etwa Oden? Oder Sinngedichte? Oder gar eine Tragödie antiken Stils?«

»Ins Schwarze getroffen!« rief Opitz. »Es ist die Antigone des Sophokles, die ich ins Deutsche übertragen habe. Ihr sollt sie bald in Händen halten. Es fehlt nur noch der Schlußchor.«

»Ich bin Euer und Eurer Arbeit gewärtig.«

18

Das Fest der Geburt des Herrn war gekommen. Es wurde in Danzig vornehmlich mit der Bescherung der Kinder gefeiert. Nach altem Brauch wurde den Kindern bedeutet, sich zu Weihnachten recht fromm zu bezeigen und am Abend vor dem Christtag das Fasten nicht zu vergessen, damit der Herr Christus des Nachts auch wirklich erscheinen und seine Gaben bringen könne. Wenn dann alle Kinder zu Bett waren, band man einem Mädchen oder einem Diener Glöckchen an die Füße, womit die so Versehenen klingelnd sich in die Schlafzimmer der Kinder zu schleichen und die Geschenke hinzulegen hatten. Glücklicherweise, daß der Herr Christus gekommen, schliefen die Kinder ein und fielen am nächsten Morgen über die Spielsachen her, um schon bis zum Abend der ganzen Herrlichkeit den Garaus zu machen.

Daß daneben die festliche Gebefreudigkeit in der wohllebigen Stadt sich auch auf nahestehende Erwachsene ausdehnte, war nur natürlich und kam nicht selten vor. Man beschenkte sich, außer an Geburtstagen, auch zu Weihnachten und den anderen hohen Feiertagen. So hatte auch Opitz bei einem der sehr gesuchten Meister der Goldschmiedegasse ein schön ziselirtes Kettchen mit einem Amethysten in Tropfenform als Anhänger in Arbeit gegeben, um es Marie Dorothee zum Fest als Zeichen seines Dankes für die Besorgung seines kleinen Junggesellenhaushalts zu verehren.

Der Himmel hing tief herab. Die Sonne des Christabends schien nicht aufgehen zu wollen. Ein scharfes Lüftchen, einen Hauch von Frost mit sich führend, blies durch die menschenleeren Gassen. Es kam von der See, über der in den letzten Tagen schwere Stürme getobt hatten. Man erzählte sich in Fahrwasser und an der Langen Brücke, daß ihnen zahlreiche Schiffe zum Opfer gefallen seien. Am Nachmittag dieses Tages wurde es milder. Langsam begannen Flocken zu fallen, erst einzeln und wie verloren, dann in immer dichterem Gestöber.

Wieder kamen Opitz, als dieses Leichentuch von Schnee sich über Straßen und Plätze, über Giebel und Beischläge breitete, jene Gedanken von Tod und Vergänglichkeit, die ihn in letzter

Zeit so oft befallen hatten und denen sein angeborener Leichtsinn oder (dieses Wort war ihm lieber) sein leichter Sinn nicht hatte standhalten können. Er versuchte sich mit Gründen der gesunden Vernunft zuzureden. War denn nicht heute der kürzeste Tag im Jahr? Der Tag, an dem der Sonnenwagen auf seiner Bahn gen Mitternacht, wie von einer übermächtigen, seinen Rossen in die Zügel fallenden Hand gebremst, innehielt und gen Mittag umzukehren begann? Aber nein! Da war ja die neue Lehre, die dieser Domherr in Frauenburg – Kopernikus hatte er sich genannt – vor hundert Jahren aufgestellt und der Nachwelt als sein Vermächtnis übergeben hatte und die immer mehr Gläubige zu finden schien. Nicht der Sonnenball kreist um die Erde. Vielmehr umgekehrt ist es der Erdball, der einen Kreis um die Sonnenleuchte beschreibt, indem er dabei zugleich sich um sich selbst, um seine eigene Achse dreht, was sich binnen einer Tag- und Nachtlänge vollzieht. Und wenn somit die Himmelsbahn der Sonnenleuchte nun wieder anstieg, die Tage wieder länger wurden, das alte Grauen der Nacht sich vor dem Tag in sich selbst verkroch, war dann nicht Hoffnung, daß mit den wachsenden Tagen auch das eigene Herz, die eigene Zuversicht sich ihrer alten Kraft, ihres einstigen Schwunges wieder erinnern und zu ihrem wahren Selbst zurückfinden würden, und daß ihm noch einmal das Glück der Jugend wiedergeschenkt werden könne?

War es zu verwundern, daß mitten unter diesen Grübeleien dem Dichter auch sein junger Freund, der himmels- und sternenkundige Bierbrauerssohn Johannes Hewelke, der ja auch zu den Gläubigen jenes Frauenburger Himmelsreformators gehörte, nach längerer Zeit wieder in den Sinn kam? Opitz hatte den jungen Mann, dem der Schalk im Nacken saß, noch ein paarmal in der Einhorn-Tafelrunde jener verschwiegenen Altstadttherberge wiedergesehen und Gefallen an seiner munteren Rede und seinem schlagfertigen Witz gefunden. Wie kam es eigentlich, daß er der Einladung des jungen Sternenguckers, ihn doch einmal in seinem selbsterbauten Observatorium, in seiner himmelskundlichen Werkstatt die Ehre seines Besuches zu schenken, noch nicht Folge geleistet hatte?

Einmal in der Stadt unterwegs, beschloß Opitz, den lange geplanten Besuch bei Hewelke endlich abzustatten. Der Weg dorthin führte durch den der Rechtstadt benachbarten Teil der Altstadt. Es waren enge, zwischen finsternen Häusern sich dahinwindende Gassen. Eine von diesen Gassen war die Pfeffergasse, in der Hewelkes Observatorium lag. Es war schon von weitem durch seinen turmartigen, von einer Kuppel gekrönten Aufbau sichtbar. Drei Häuser, die dem jungen Sternforscher als Erbteil von seinem reichen Vater, dem Bierbrauer, zugefallen waren, hatte der junge Mann in ihren obersten Stockwerken mittels einer Plattform zu einem einzigen vereinigt, drei große pavillonartige Räume daraufgesetzt und sie mit einem kuppelartigen Glasdach überdeckt. Die halbe Stadt hatte seinerzeit teils staunend, teils mißbilligend, teils Witze reißend sich unten in der engen Gasse versammelt, um zuzusehen, wie ein offenbar übergeschnappter Bierbrauerssohn aus drei Häusern eins gemacht hatte, als eine

Art von Himmelsleiter zum Mond hinauf, um ihm durch allerlei kuriose Ferngläser das Geheimnis des in hellen Nächten dort sichtbaren Mannes im Mond zu entlocken. So etwas konnte auch nur in einer Zeit wie der jetzigen sich zutragen, wo ringsum die Menschheit ganz aus dem Häuschen zu sein schien und es Leute sonst ganz vernünftigen Wesens gab, die in allem Ernst behaupteten, daß die Erde kugelförmig sei und also die auf der anderen Seite der Kugel befindlichen Wilden, man nannte sie ja wohl Antipoden, auf ihren Köpfen Spazieren gehen müßten.

Opitz stieg die steile, hühnerstiegenartige Treppe bis unter das Dachgeschoß hinauf, nicht ohne auf dem mühsamen, fast halbsbrecherischen Anstieg über ausgetretene Stufen ein paar mal Rast machen und Atem holen zu müssen.

Der junge Bierbrauerssohn, der seine Himmelserforschung klug und geschickt mit dem väterlichen Gewerbe zu vereinigen wußte, saß an seinem grobgezimmerten Arbeitstisch inmitten des von Fernrohren, Himmelskarten und Meßgeräten erfüllten saalartigen Laboratoriums und schien ganz in seine Arbeit versunken, als Opitz bei ihm eintrat. Er sah erst zerstreut auf und um sich, sprang dann, den fremden Besucher erkennend, schnell auf und ging ihm mit langen Schritten bis an die Tür entgegen.

»Welch eine Überraschung, verehrungswürdiger Meister!« rief er aus. »Und welch eine Freude zugleich für mich, Euch einmal durch den Augenschein kundtun zu können, daß ich nicht nur mein Brauereihandwerk meistere, Ihr habt ja mit dem Prediger Nigrinus mein Bier als Haustrunk, sondern daß ich auch sozusagen in rebus celestibus meinen Mann zu stehen vermag.«

Er geleitete den lächelnden Dichter behutsam durch die herumstehenden Geräte und Instrumente zum Tisch und nötigte ihn in einen dort wartenden, schön geschnitzten Lehnstuhl.

Opitz machte eine abwehrende Bewegung.

»Ihr tut mir bei weitem zu viel Ehre an, junger Freund. Denn einmal bin ich noch nicht im Besitz so ehrwürdigen Alters und des ihm gemäßen Chiragras oder Podagras, daß ich mich auf jemandes Arm stützen müßte, und zum zweiten ist das ein Ehrensitz für einen Eurer würdigen Herren vom Rat mit den wallenden Perücken, wohl gar für den hochmögenden Herrn Bürgermeister Zierenberg selbst.«

Hewelke klatschte lachend in die Hand.

»Mit untrüglichem Scharfsinn getroffen, Herr Herzogl. Rat! Der letzte, der vor Euch auf dem Stuhl gesessen hat, es ist erst einige Tage her, war der alte Eisbär, der Zierenberg, in eigener Person. Er wollte sich von mir die Erdkugel, die da vor Euch auf dem Tisch steht, den allerneuesten Globus vorführen und erklären lassen.«

Opitz hatte sich gesetzt und ließ seine Blicke forschend durch den Raum wandern.

»Fast wie eine Alchimistenküche,« nickte er und fuhr dann abschweifend fort: »Wißt Ihr

auch, mein junger Himmelerstürmer, daß ich einem der Größten von Eurer Zunft, vielleicht sogar dem Allergrößten dieses Zeitalters, einmal Auge in Auge, so wie jetzt Euch, gegenübergesessen und mich in die Runen auf seiner düstern Stirn vertieft habe?»

»Doch nicht ...? Es war doch nicht gar ...?« rief Johannes Hewelke und griff nach der herabhängenden Hand des Dichters. »Sagt! Sagt!«

»Ganz recht, mein Freund! Es war Johannes Kepler, der Großmeister Eurer astronomischen und astrologischen Gilde.«

»Wann, wann traf Ihr ihn, den teuren Mann mit dem heiligen Namen?« rief Hewelke erregt und suchte dem anderen die Antwort von den Lippen abzulesen. »Und wo geschah es, daß Ihr ihm begegnetet? Er ging ja schon Anno dreißig von hinnen und ließ eine um soviel ärmere Welt zurück. Also erzählt mir von dem Wann und Wo.«

Opitz stützte, in Erinnerung versunken, sein Kinn auf die Hand.

»Vor Jahren war's. In Schlesien einst. Zu Sagan war's. Beim Herzog von Friedland, dem Wallensteiner, da traf ich, vom Dohna in Geschäften hingesandt, den heiligen Mann, wie Ihr ihn mit gutem Grund nanntet. Ja, es war wie ein geheimer Strahlenkranz um sein würdig Gelehrtenhaupt, wenn er die Augen zum Himmelsgewölbe erhob und von den Gesetzen sprach, nach denen die Planeten ihre Bahnen um den Sonnenball, um das Zentralgestirn beschreiben.«

»Ja,« bekräftigte Hewelke, »von den Gesetzen, die er, er selbst, der erhabene Mann, aus dem hoch über uns allen aufgeschlagenen Hauptbuch der göttlichen Allmacht, aus dem nächtlichen Sternenhimmel, entrissen und entschleiert und den Geschlechtern der Sterblichen in seinem großen Opus Astronomia Nova kundgetan hat, so daß sie nie mehr verlorengehen können.«

»Auf dem Tisch, an dem wir beieinander saßen und von den wilden Zeitläuften und unsern eignen irren Lebenspfaden sprachen,« sagte Opitz, »stand auch eine ähnliche solche Erdkugel oder Globus wie der Eurige hier. In der Tat, bei näherem Zusehen scheint es sogar der gleiche zu sein. Es waren auf den südlichen Ländern auch die wilden Tiere darauf. So zum Beispiel hier auf dem Erdteil Afrika ein Löwe. Oder soll es ein Elefant sein?«

»Man sollte es für einen Löwen halten,« meinte Hewelke scherzend. »Er gehört nun einmal zu Afrika wie die Laus zum Flißacken.«

Er lachte auf seine schalkhafte Art und erklärte dem Dichter, der ihn fragend ansah, mit den Flißacken seien die polnischen Flößer gemeint, die im Sommer mit den großen Holztrafen von Galizien und Podolien auf der Weichsel nach Danzig herunterkämen und zumeist nur einen Schafspelz auf den nackten Leib trügen, wo es denn auch nicht an den obligaten Mitbewohnern fehle. Auch Opitz lächelte.

»Mir fiel damals in Sagan bei Eurem Meister Kepler auf,« sagte er dann, »daß jener Globus

schief oder schräge in seinem Gestell zu hängen schien. Ich hielt es für Zufall. Jetzt sehe ich den Eurigen und erblicke das gleiche. Es muß also wohl einen Grund haben?«

»Wollt Ihr Zufall nennen,« fiel Hewelke lebhaft ein, »was man füglich als eine Anordnung der göttlichen Allmacht, somit als ein Gesetz des Weltraums zu deklarieren nicht umhin kann?«

»Wie das?«

»Die Schrägstellung oder Neigung der Erdkugel, die Ihr damals an dem Keplerschen Globus entdecktet und die Ihr auch hier bei dem meinigen wiederfindet, entspricht haarscharf der Neigung zum Himmelsäquator oder dem Winkel, den die im Weltraum frei schwebende Erdkugel auf ihrer Bahn um das Zentralgestirn beschreibt. Es ist also ein Hilfsmittel, um uns den astronomischen Vorgang für unsere irdischen Sinne näherzubringen und verständlicher zu machen.«

Opitz sann einen Augenblick nach.

»Ihr schient vorhin an dem Wort ›Zufall‹ Anstoß zu nehmen?« fragte er. »Was habt Ihr an dem Wort auszusetzen? Glaubt Ihr nicht an Zufall? Aber was ist es dann?«

»Ein Casus, ein Vorfall,« erwiderte Hewelke, »der sich außerhalb unserer gegenwärtigen Erkenntnismöglichkeit des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung vollzieht, der also sozusagen außer der Reihe des von unserer gegenwärtigen Einsicht zu überblickenden Ablaufs der Dinge steht.«

Der Dichter strich sich das Kinn und lächelte.

»Eine Definition, die Eurem Scharfsinn, Herr Hewelke, alle Ehre macht, uns aber einer zufriedenstellenden Erklärung auch nicht viel näherbringt. Tun wir nicht genug, wenn wir uns vor der Unbegreiflichkeit des Zufalls in Demut beugen, eben weil er unmittelbar wie der Blitz aus dem Willen der göttlichen Allmacht entspringt.«

Der junge Mann machte eine lebhaft abwehrende Bewegung.

»Auch die göttliche Allmacht waltet nach dem von ihr selbst geschaffenen Gesetz von Ursache und Wirkung. Wie wäre es sonst möglich, die Bahnen der Planeten und der anderen Himmelskörper durch den Menscheng Geist zu errechnen? Item, auch der Zufall unterliegt einer höheren Gesetzmäßigkeit, ob sie sich gleich für uns bislang nicht ergründen läßt.«

»Euren Scharfsinn, wie gesagt, in allen Ehren, junger Freund! Aber laßt Eure kühnen Hypothesen beileibe nicht einem hohen Konsistorio zu Ohren kommen! Es möchte leicht ein hochnotpeinliches Verfahren gegen Euch daraus erwachsen.«

»Ah! Ihr denkt an Galilei? An Giordano Bruno und andere Märtyrer? Aber wir sind hier nicht in papistischen Landen.«

Opitz erhob seine Hand.

»Ich habe Scheiterhaufen genug in allen Landen Europas, auch außerhalb der papistischen

Inquisition, brennen gesehen, und nicht die wenigsten in nordischen Landen, wo keine Papisten sie schüren konnten. Also mit Verlaub, Herr Hewelke, laßt Euch mein Wort zur Warnung dienen.«

Der junge Astronom ergriff bewegt die Hand des Dichters und schüttelte sie kräftig.

»Ich werde es mir zu Herzen nehmen und danke Euch Eure Freundschaft und Fürsorge vielmals. Ich vertrage sowieso Hitze nicht sonderlich, und Scheiterhaufen pflegen ja gut geheizt zu sein.«

»Diejenigen, deren Flammen ich zusammen mit den letzten fürchterlichen Schreien ihrer Opfer gen Himmel habe steigen sehen, waren es auf alle Fälle und ließen einem trotzdem vor Grauen das Blut in den Adern gefrieren. Also nehmt es nicht zu spaßhaft!«

Hewelke langte ein Blatt vom Tisch und reichte es seinem Besucher hin. Es schien mit seinen Kreisen, Ringen und mathematischen Figuren eine Zeichnung zu sein.

»Haltet Ihr das für ungefährlich genug, um vor einem hohen Konsistorio Gnade zu finden?« fragte er und setzte auf des Gastes verwunderten Blick hin erklärend hinzu: »Eine Mondkarte, Herr Herzogl. Rat! Ihr habt sicher noch keine in der Hand gehabt.«

»Nein! Nein!« rief Opitz erregt. »Eine Mondkarte?! Großer Gott! Eine Mondkarte ...! Ein Zauberer seid Ihr ja! Wie habt Ihr die vom Himmel aufs Papier gebracht?«

Hewelke lachte befriedigt.

»Auf Grund meiner nächtlichen Beobachtungen mittels meines selbstkonstruierten Fernrohrs, das Ihr dort stehen seht, getreu nach der Natur hier auf dem Blatt abgezeichnet!«

»Und alle die Kreise und Zacken, alle die dunkelschattierten Ringe ...?«

»Sind Gebirge und Abgründe oder ringförmige Krater, womit die Mondoberfläche geradezu übersät scheint. Auch der sogenannte Mann im Mond gehört dazu.«

»Somit ein Augentrug?«

»Nichts weiter! Wie so vieles andere auf der Welt.«

Der Dichter hob das Blatt in die Höhe und schwenkte es ein paarmal herum.

»Also was ich hier emporhalte, das ist die erste Mondkarte hienieden auf Erden, und Ihr, Johannes Hewelke, habt sie mit Eurer eigenen Hand auf das Blatt hingezaubert und leibhaftig vom Himmel abkonterfeit?«

»So ist es, Herr Herzogl. Rat!« erwiderte der junge Bierbrauer und Astronom.

»Wißt Ihr auch, junger Mann,« erklärte Opitz mit einer feierlichen Miene und weit ausladender Handbewegung, »wißt Ihr auch, daß Ihr da etwas Unsterbliches gemacht habt, wovon die Menschen noch nach Jahrhunderten reden und Euren Namen dabei nennen werden?«

Hewelke schüttelte ablehnend den Kopf.

»Die Hauptsache ist doch wohl, daß es gemacht ist und jeder, auch der Zweifler und Leugner, sich schwarz auf weiß davon überzeugen kann. Alles andere ist nichts weiter als Beiwerk.«

»Doch auch das Beiwerk ist in dieser Welt der Sinne und der Eitelkeiten nicht zu verachten,« entschied der Poet. »Es bedeutet Ruhm und Ehre, Lorbeer und einen gutgefüllten Geldbeutel und nicht zuletzt auch die Gunst der Frauen.«

»Aber wenn man schon eine am Halse hat, die Seine?« meinte Hewelke und schnitt eine Grimasse dazu.

»Habt Ihr's in Eurem Alter schon zu einer Eheliebsten gebracht?« fragte Opitz verwundert. »Die jungen Leute heutzutage ...!«

»Zugegeben, es gehört ein bißchen Courage dazu. Aber wann soll man sie denn erweisen als wenn man jung ist?«

Opitz mußte fast wider Willen lachen.

»Ihr seid nicht nur ein Astronom und Mondbezwinger, junger Freund. Ihr seid auch ein Philosoph.«

Hewelke zuckte die Achseln.

»Was bleibt einem andres übrig, wenn man sich mit seinem Ehejoch abfinden will, ohne allzusehr Haare zu lassen!«

»Wie lange tragt Ihr es denn schon?« fragte der Dichter.

»Auf Lichtmeß wird es drei Jahre. Aber Ihr seht, ich bin immer noch leidlich auf dem Posten.«

Er schnitt wieder eine seiner drolligen Grimassen dazu. Beide Männer brachen in Lachen aus, wenn auch aus recht verschiedenen Gründen. Opitz wollte es scheinen, daß der andere sich nicht nur über sich, sondern auch über ihn selbst lustig mache und sich ihm, dem alter Jungesellen, himmelweit überlegen fühle, da er doch immerhin das Wagnis auf sich genommen habe, während er, Opitz, im Grunde gar nicht mitreden dürfe.

Nun sei es langsam Zeit, den Heimweg ins Auge zu fassen, bemerkte Opitz nach einer Pause des Schweigens und erhob sich. Der Schnee scheine noch immer ganz dicht zu fallen, die Gassen würden wohl bald völlig unwegsam werden. Hewelke erbot sich, den Dichter nach Hause zu geleiten, was dieser jedoch lächelnd ablehnte. Er fühle sich dem Abenteuer eines gelinden Schneemarsches noch einigermaßen gewachsen. Mit kräftigem Händedruck und guten Wünschen für das bevorstehende Christfest trennten sich die beiden Männer, deren gegenseitige Sympathie das vom Flügelschlag des Geistes getragene Beisammensein nur hatte bestärken können.

Als Opitz nach manchem Stolpern über zusammengewehte Schneewälle und auf glitschigen Gehsteigen wieder seine Studierstube in der Brotbänkegasse betrat, war das erste, worauf sein Auge fiel, eine ansehnliche Holzkiste, die auf einem Stuhl neben seinem Arbeitstisch stand, Ein Brief, in großen steilen Buchstaben an ihn adressiert, lag auf dem Tisch davor und schien zu der geheimnisvollen Kiste zu gehören.

Der Poet entschied sich dahin, trotz der die Neugier lockenden Kiste zuerst den Brief zu öffnen. Er kam aus Sobbowitz vom Feldhauptmann Gerhard von Proen, dessen eckige, markige Unterschrift den ganzen mächtigen, breitschultrigen, soldatischen Mann widerzuspiegeln schien. Proen entschuldigte sich mit höflichen Worten, daß er zu seinem Leidwesen den Herrn Herzogl. Rat nicht, wie es in Aussicht genommen worden sei, zum Schlachtfest voriger Woche im Sobbowitzer Gutshaus habe können abholen lassen, weil seine junge Frau kurz vor dem Tage von einem an sich unschuldigen, dennoch sehr lästigen und quälenden Kopfschmerz befallen worden sei und das Bett habe hüten müssen, wie es nun einmal Frauenart. Ihm selbst würde es wohl niemals beikommen, sich wegen einer solchen Lappalie ins Bett zu legen. Aber dafür sei es nun einmal das schwache Geschlecht, das sich allerdings nur auf diesem Gebiet als solches erweise. Die beifolgende Kiste mit einschlägigem Inhalt möge den Herrn Herzogl. Rat ein wenig für die leider ausgebliebene Einladung zum Sobbowitzer Schlachtfest entschädigen.

Es schienen also Viktualien, wohl gar Würste zu sein. Opitz holte ein kleines Stemmeisen und eine Kneifzange aus der Truhe, in der er sein als kostbares Gut gehütetes Handwerkszeug bewahrte, und ging an die Öffnung der Kiste. Während er noch daran hantierte, klopfte es und, nicht wenig überraschend, trat Marie Dorothee ein, die, wie wenn sie ihn meiden wollte, sich in letzter Zeit nur wenig bei ihm hatte sehen lassen.

»Ah, Ihr seid es, Jungfer Marie Dorothee?« bemerkte Opitz kühl. »Welch eine seltene Ehre!«

Das Mädchen war an der Tür stehengeblieben und senkte verlegen den Kopf. Sie sei gekommen, um dem Herrn Herzogl. Rat die Kiste, die vor einer Stunde der Jäger des Herrn von Proen aus Sobbowitz für ihn überbracht habe, aufmachen zu helfen. Aber da dies ja schon im besten Gange sei, so werde sie wohl nicht mehr gebraucht und wolle nicht weiter stören. Opitz, Zange und Stemmeisen noch in der Hand haltend, war mit ein paar Schritten bei dem zögernden Mädchen.

Was ihr denn einfallt, so kurzerhand wieder wegzulaufen? Er plage sich seit einer halben Stunde mit der verwünschten Kiste und werde froh sein, wenn ein hilfreicher Geist ihm zur Hand gehe. Sie komme gerade wie gerufen.

Das Mädchen lachte kurz auf. Da stelle es sich wieder einmal heraus, wozu das Frauenzimmer nutze sei. Wenn die Herren der Schöpfung nicht mehr ein und aus wüßten, dann jammerten sie, das Frauenzimmer solle helfen. Damit nahm sie dem verduztten Poeten Stemmeisen und Kneifzange aus der Hand und machte sich über das als so widerspenstig gescholtene Stück her. Im Handumdrehen hatte sie fünf oder sechs mehrzöllige Nägel aus dem fichtenen Deckel gezogen und auf Opitzens Arbeitstisch hübsch nebeneinandergereiht. Ein geschickter Griff und der Deckel sprang mit einem kleinen Knacks auf. Sorglich in Stroh gewickelt lagen

da friedlich nebeneinander kurze stämmige Leberwürste und plumpe sackförmige Blutwürste, mit bunten Bändchen verziert. Aus der mit Tannengrün gefüllten Tiefe der Kiste grüßte leicht wackelnd in seinem Fettrand ein vertrauenerweckender Schweinesülz. Obenauf aber auf der ganzen schweinerlichen Herrlichkeit lag ein Zettel, der in zierlicher Frauenschrift die Worte trug:

»Mein Mann, der Feldhauptmann, und ich, seine bessere Eehälfte, wünschen dem Herrn poeta laureatus ein gesundes Christfest und einen recht gesegneten Appetit.

A. v. P.«

Opitz mußte lächeln, als er den Zettel las, und fühlte, sehr wider Willen und zu seinem Ärger, ein aufsteigendes leichtes Erröten unter den beobachtenden Blicken des Mädchens.

»Nun, Marie Dorothee?« fragte er, ein bißchen verdrießlich, da er auch auf dem Gesicht des Mädchens ein kleines spöttisches Lächeln wahrzunehmen glaubte.

»A. v. P.?« sagte sie. »Das ist doch die widerspenstige Braut, die von ihrem Mann, dem Feldhauptmann, mitten von der Hochzeitstafel weg in seinen Wagen geschleppt wurde, vor acht Wochen? Hat sich die aber schnell bekehrt! Mein Himmel!«

»Ja, es geht manchmal schnell mit euch ...« erwiderte der Dichter gedankenlos und durch ihr maliziöses Lächeln etwas gereizt.

Marie Dorothee sah ihn wortlos von der Seite an und sagte dann wie ablenkend:

»Aber es fehlt ja eine Schüssel für die Würste. Haben der Herr Rat dergleichen unter Eurem Küchengerät?«

»Eine Schüssel für die vielen Würste? Nein!«

»Es sind wohlgezählt zwölf Stück. Ein Dutzend.«

»Wie soll ich die unterbringen?«

»Aufessen! Die schöne Frau A. v. P., vormals in Danzig die schöne Anna geheißten, wünscht Euch ja gesegneten Appetit dazu. Ich gehe und hole eine Schüssel.«

Opitz faßte die schon Enteilende bei der Hand.

»Ja, tu das, Mädchen! Bring' eine Schüssel, die eine Hälfte von dem Wurstseggen gehört dir und deinem Ohm, dem hochwürdigen Herrn Nigrinus. Die andere Hälfte werde ich mir selbst zu Gemüte führen. Und vielleicht leistest du mir an einem der Feiertage Gesellschaft dabei?«

»Aber was fällt Euch denn ein!« lispelte sie und schüttelte schwach den Kopf.

»Wollen wir eine Wette eingehen, daß du kommen wirst?«

»Nein! Nein! Nein!« rief sie und war zur Tür hinaus.

Ob und wann sie wohl wiederkommen wird? dachte Opitz bei sich, während er an der Tür auf ihren wiederkehrenden Schritt lauschte. Er sollte mit seinem Zweifel nur zu sehr recht behalten. Als nach einer Weile sich nichts auf der Treppe rührte, zündete er die Öllampe an, griff zu Papier und Gänsekiel und beschloß, seinem Ärger über den frauenzimmerlichen Wankelmut in einem neuen Gedicht an seine nun schon öfter besungene Cynthia Wort und metrische Form zu verleihen.

Er saß noch über das Blatt geneigt, als bereits durch die im übrigen totenstille Gasse der mahnende Stundenruf zum Horn des Nachtwächters erklang. Er blickte vom Papier auf und lauschte. Waren das nicht draußen auf der Treppe verstohlene Schritte? Und jetzt ein ganz leises, kaum hörbares Pochen an seiner Tür? Er sprang auf und war mit ein paar Schritten dort, von wo er es klopfen zu hören meinte. Die Tür öffnete sich leise von außen, und vom Halbdunkel des nächtigen Hausflurs umschattet stand im leichten hellen Nachtgewand die Gestalt des Mädchens Marie Dorothee auf der Schwelle.

»Du bist's, Liebste?« rief der Dichter mit verhaltener Stimme, überwältigt von einer Welle des Glücksgefühls, wie sie noch selten über ihn gekommen war.

Sie legte warnend den Finger auf den Mund, glitt lautlos wie eine Erscheinung über die Schwelle ins Zimmer und sank mit einem Seufzer in seine ausgebreiteten Arme.

»Ja, ich bin's, Geliebter, deine Cynthia! Hast du mich denn nicht erwartet? Mußte ich denn nicht kommen? Denk' daran, daß wir eine Wette eingegangen sind. Du hast sie gewonnen! Hier hast du den Einsatz! Nimm mich hin!«

Sie schlang die Arme um seinen Hals und ließ sich unter seinen Küssen weiter ins Zimmer ziehen.

»Und dein Ohm?« fragte er, noch halb atemlos. »Ahnt er was?«

Sie schüttelte den Kopf und legte von neuem den Finger auf den Mund.

»Still! Still! ...« Und dann mit einem kurzen bitteren Auflachen: »Mein Ohm?! Ja! Gewesen! Bald genug mein Mann! ... Aber einmal noch glücklich sein! Eine Stunde noch dein! Dein! Und dann ... dann ...!«

Sie sank von neuem an seine Brust und nahm, sie erwidern, seine Küsse hin.

»Der Ohm sitzt in seinem Studierzimmer« flüsterte sie. »Hat sich eingeschlossen. Sinniert über seiner Predigt für morgen, Erstfeiertag. Heut' ist doch der Christabend. Sind wir nicht sehr schlecht, daß wir ihn so verleben, wir beide, Geliebter meines Herzens?«

»Nicht schlecht! Nicht schlecht!« flüsterte er wie sie. »Der Ewige da droben kennt unsere Herzen und wird uns verzeihen.«

Draußen auf der Gasse, grade unter Opitzens Fenster, erklang in diesem Augenblick von

neuem der Nachtwächterruf:

»Löschet das Feuer und das Licht,
daß niemand ein Schade geschicht!«

Opitz wandte sich mit einer schnellen Bewegung zu seinem Studiertisch, ergriff das beschriebene Blatt und zerriß es in kleine Stücke.

»Was tust du da?« flüsterte sie erschrocken. »Ein Poem von dir? Und du zerreißt es? An wen war es?«

»An Cynthia, Geliebte, war es!« erwiderte er lächelnd und verschloß ihr den Mund mit einem langen Kuß.

»An Cynthia? Also an mich?!« stammelte sie nach einem Weilchen. »Und warum ...?«

»Ich war böse auf Cynthia,« gestand er mit einer komisch schuldbewußten Miene und küßte sie von neuem. »Es war dumm von mir! Ein irres Geschreibsel! Kein Wort mehr davon!«

Noch einmal erklang, schon aus der Ferne, der Hornruf: »Löschet das Feuer und das Licht...«

Marie Dorothee griff nach der Lampe auf dem Tisch und löschte sie mit einer raschen Wendung.

»So ist es gut, mein Herzensschatz! Die Christnacht soll nichts davon wissen.«

19

Der junge Christian Hofmann von Hofmannswaldau, Schüler am Gymnasio Academico und Freund des Andreas Gryphius, war seit jener Begegnung auf dem Bischofsberg schon zu öfteren Malen in Opitzens Studierstube zu Besuch gewesen und hatte andächtig erschlossenen Geistes den Erörterungen und Eröffnungen des großen Lehrmeisters der deutschen Pöeterey über eben diesen Gegenstand gelauscht. Nach der Abreise seines Landsmannes Gryphius hatte sich der junge Schlesier ohnehin in der für seinen Geschmack etwas allzu nordischen Hanse- und Kaufmannsstadt recht vereinsamt gefühlt und um so empfänglicher sich unter die Fittiche des reifen und weltberühmten Lehrmeisters begeben.

Was den jungen Adepten am stärksten an den Aufschlüssen und Lehren des Meisters fesselte, war dessen Dogma von der unbedingten Vorherrschaft der dichterischen Regeln vor dem stofflichen Inhalt in der ars poetica. Grade weil des jungen Mannes Phantasie und Seele überquollen von blutigen Tragödienstoffen und sinnlich qualmenden Visionen, zog es ihn zu der klaren handwerklichen Vers- und Formbeherrschung des Älteren hin, die er theils als eine Ergänzung von ihm selbst mangelnden Eigenschaften und Kräften, theils auch wieder als ein unentbehrliches Bindemittel für den inneren Zusammenhalt seiner bis zum Zerspringen

geladenen Seele gleich dem Reifen um das Faß gärenden Mostes empfand.

Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es wieder heraus, kündigt ein altes Wort. Verstand es sich da nicht, daß die Anhänglichkeit des Jüngers bald bei dem Meister eine Erwiderung von zunehmender Wärme fand? Eine Freundschaft erwuchs, wie sie im allgemeinen zwischen dem heranreifenden Jüngling und dem vollereiwachsenen Mann, zwischen achtzehn und achtunddreißig selten zu sein pflegt. Aus schweigend hingenommener Belehrung wurde öfter und öfter Rede und Gegenrede von Lehrer und Schüler. Regung eines Widerspruchs zwang zu begründender Widerlegung. Disputationen kamen auf, wo es anfänglich nur unanfechtbare Thesen des Lehrers gegeben hatte. Der junge Hofmannswaldau war, ganz im Gegensatz zu seinem etwas schwerfälligen und schwerblütigen Freunde Gryphius, ein sehr gewandter Fechter des Wortes, niemals um einen Einwand verlegen und oft nur aus Lust zum Widerspruch hierauf bedacht. Jedoch ließ sich der junge Adept bei aller Heißblütigkeit niemals bis zu irgendeiner Respektlosigkeit oder einem Mangel an Ehrerbietung gegenüber dem an Jahren und äußerer Position so sehr Überlegenen gehen, der dies mit seinem hochentwickelten Selbstgefühl auch keineswegs ruhig hingenommen hätte. So konnte es denn, da keine Grenzen überschritten wurden, auch zu keiner sonst vielleicht unvermeidlichen Gereiztheit zwischen dem Gebenden und dem Empfangenden kommen, deren Rollen nicht selten zwischen den beiden wechselten. Der Schüler lernte vom Lehrer und dieser nahm nicht wenig auch von jenem in sich auf. Bis ans Ende seiner eigenen Tage bewahrte der einstige Schüler seinem vormaligen Lehrer trotz so verschiedenartiger Kunst- und Lebenswege eine ungeübte Dankbarkeit und Verehrung.

»Habt Ihr, mein hitziger junger Freund, von allen Euren großen Tragödienstoffen, über die Ihr mir zu berichten wußtet, denn schon *einen* ernstlich in Arbeit und Instruktion genommen?« fragte Opitz am Nachmittag des ersten Weihnachtsfeiertages den wieder einmal zu Besuch bei ihm weilenden jungen Adepten. Es sei nicht ratsam für einen angehenden Poeten, mit ein paar Dutzend Stoffen gleichzeitig quasi Buhlschaft zu treiben und seine Kräfte zu vergeuden, statt sich mit ungeteilter Lust und Liebe einem einzigen Thema zuzuwenden, wie man ja auch in Venere mit der Hingabe an eine einzige Angebetete zuverlässig viel besser fahre als mit dem Herumflattern von Blume zu Blume.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der junge Mann bei dieser Belehrung, die zugleich eine beherzigenswerte Warnung in einem viel weitergehenden Sinne war, eine schnelle Röte über sein Gesicht dahingleiten fühlte, da er an seine so ganz anders geartete Geistes- und Sinnenverfassung denken mußte und sich im Innersten wie von einem Stachel getroffen fühlte. Er fuhr sich mit einer ungestümen Handbewegung über das Gesicht, als gelte es, seinen widerpenstigen weißblonden Haarschopf zu bändigen, und suchte seine aufsteigende Verwirrung hinter einem Räuspeln zu verbergen. Er könne nicht umhin, äußerte er dann, die Richtigkeit

der von dem Herrn Herzogl. Rat erteilten Admonition in rein theoretischer Hinsicht anzuerkennen. In praxi lasse sich die Frage jedoch anders an, da ja die Naturen und Anlagen und auch die einzelnen Geister von Grund auf verschiedener Art seien. Jugend habe nun einmal keine Tugend, wie schon das Sprichwort besage, und niemand könne ihr verdenken, wenn sie sich zu ihrer Zeit auszutoben suche, nicht nur in Venere, sondern, um es bildlicherwise auszudrücken, auch auf dem Felde der ars poetica, wo man dann gleich zwölf Tragödienthemata auf einmal im Überschwang der Lust umarme.

Und welches seien denn die Früchte dieser poetischen Exzesse der jungen Herren Libertiners? fragte der Lorbeergekrönte. Im günstigsten Falle poetische Wechselbälge, die aus der Druckerpresse hervorgingen, wofern sie es überhaupt bis dahin brächten.

Der junge Weißblonde lachte kurz auf und zuckte die Achseln. Viele seien berufen und wenige auserwählt. Aber jeder halte sich dafür. Es gebe kein Mittel, dem abzuweichen, nicht einmal den berühmten Nürnberger Trichter, den irgendein Vernünftling neuerdings erfunden habe. Ob es denn zu Opitzens Jugendzeit anders gewesen sei? Ob denn nicht auch er, der heutige Meister, sich, da er jünger gewesen, mehrerer poetischen Themata auch selbst auf einmal angenommen und gleichsam, um des Meisters Wort zu wiederholen, Buhlschaft mit ihnen getrieben habe, von den ehemaligen gleichzeitigen Amouren gar nicht zu reden, da dies schon der Respekt verbiete?

Auch Opitz mußte auf das hin unwillkürlich lachen und entschied dergestalt, daß die Menschen sich nun mal zu allen Zeiten gleich blieben und dem einen eben glücke, woran sich die anderen vergebens die Zähne ausbissen.

Nun wohl! So halte denn auch er, Hofmannswaldau, sich für solch einen einzelnen Glücklichen, dem es beschieden sei, die Braut heimzuführen, erklärte der zuversichtliche Jüngling. Und um den Meister zu beruhigen, könne er ihm bekennen, daß auch er in letzter Zeit einen Tragödienstoff gefunden, dem seine etwaige Liebe ganz zu weihen sich immerhin verlohnen werde. Es sei »der sterbende Sokrates«.

Gewißlich, meinte abschließend der Magister, indem er seinen Kopf wiegte und ein kaum merkliches Lächeln der Ironie um seine Mundwinkel spielte, es sei nicht zu bestreiten, daß der junge Mann sich da an ein Thema wage, dessen volle Bewältigung der Kunst und der Kraft eines Seneka bedürfe. Freilich könne man es nur billigen, wenn die Jugend sich das Ziel für den von ihr zu pflückenden Lorbeer gar nicht hoch genug und gar nicht weit genug stecken könne, selbst auf die Gefahr hin, daß das wirklich Erreichte ein gutes Stück dahinter zurückbleibe.

*

In diesen letzten Tagen des alten Jahres drangen nach Danzig schlimme Gerüchte von der in den südlichen Landstrichen des Reiches, zumal im kurfürstlichen Bayern, sich immer

weiter ausbreitenden bösen Pestseuche, die schon seit geraumer Zeit dort umging und viele Opfer forderte. Einreisende Kaufleute wußten zu berichten, daß hinterwärts Nürnberg und gen Süden über den Donaufluß hinweg die Menschen von einer Stunde auf die andere umfielen, wie die Fliegen im Herbst, und jämmerlich ihr Leben beendeten. In Danzig, wo die Erinnerung an die letzte Pestseuche vor rund einem Menschenalter besonders bei dem älteren Geschlecht noch recht wach war, wurde die üble Nachricht vorübergehend viel besprochen und die Frage lebhaft erörtert, ob man sich auf einen neuerlichen Besuch des unheilbringenden Gastes, den das Volk auch den »schwarzen Tod« nannte, gefaßt machen müsse. Als man dann keine weitere Hiobsnachricht hierüber mehr vernahm, beruhigten sich die Gemüter bald wieder, und in den kleinen Sorgen des Alltags verfiel das ferne Memento dem Schicksal alles Menschlichen, dem Vergessen.

Nicht wenig mochte es hierzu beitragen, daß der seit längerem angekündigte Staatsbesuch Wladislaws IV., der polnischen Majestät, bei einem hochwohlwöblichen Rat der Stadt nun Tatsache werden zu sollen schien. Es war nicht nur eine von alters her übernommene Gepflogenheit der Stadt, sondern gehörte zu ihrer wohlerwogenen Politik, den jeweiligen Träger der polnischen Krone, mit der man sich ja, was nicht zu leugnen war, in Personalunion befand, bei solch einem immerhin selten vorkommenden Staatsbesuch mit größtem Gepränge und Darbietung allerhöchster Ehren zu empfangen, was alles zusammen nicht darüber hinwegtäuschen konnte, daß das hierbei entfaltete militärische Aufgebot dem hohen Gast gegenüber als eine Art von Warnung, wenn nicht gar von Drohung vor etwaigen feindlichen Plänen und Anschlägen gemeint war. Da der angekündigte Königsbesuch grade in die Fastnachtszeit fallen sollte, die aller Reformation zum Trotz in Danzig noch immer mit großer Ausgelassenheit begangen wurde, so bot sich willkommener Anlaß, die Vorbereitungen nur um so reicher und üppiger auszugestalten.

*

Nicht lange nach dem Antritt des neuen Jahres, mitten in harter, frostklirrender Winterzeit, geschah das Langerwartete. Der Prediger Nigrinus führte seine Nichte Marie Dorothee als sein Ehegespons heim. Die Hochzeit fand im engsten Verwandtenkreise in des Nigrinus Behausung statt. Der Prediger hatte sich im Hinblick auf das nahe verwandtschaftliche Verhältnis zu Marie Dorothee möglichste Zurückhaltung und Unauffälligkeit des feierlichen Aktes auferlegt, wie es übrigens auch dem innersten, freilich nicht laut geäußerten Wunsche der jungen Frau entsprach. Martin Opitz mußte sich infolge einer plötzlich über ihn gekommenen fiebrigen Influenza der Trauung des jungen Paares, die ein Amtsgenosse des Bräutigams bei Sankt Petri vollzog, fernhalten und konnte nicht einmal bei dem im Hause Brotbänkgasse stattfindenden Hochzeitsmahl erscheinen. Der Dichter fühlte sich krank und elend wie nie. Alle seine Bitten und Vorstellungen, mit denen er seit jener Christnacht das Mädchen

beschworen hatte, von ihrem Verlöbniß mit Nigrinus abzustehen, waren fruchtlos geblieben, und auch das letzte verzweifelte Mittel, ihr seine eigene Hand anzutragen, hatte versagt. Nur mit halbem Ohr schien sie seine heißen Worte, seine Beteuerungen und Beschwörungen aufzunehmen, und als sich schließlich jenes äußerste Anerbieten seiner Brust entrang, huschte nur ein schwaches Lächeln über ihre gequälten Züge.

»Du willst mich heiraten, Geliebter!« sagte sie. »Und ich glaube dir, daß es dir ernst damit ist. Aber wirst du es auch halten können, wenn du Auge in Auge dem Ohm gegenüberstehst? Ich kenne ihn. Er ist ein harter Mann, der eisern auf seinem Kopf besteht und kein Haarbreit abläßt von dem, was er sich einmal vorgesetzt hat. Und ich weiß, er will mich! Ich weiß es nur zu gut, von einer Nacht her, wo er mich bedrängt hat! Daß ich ihm damals widerstanden hab', das hat mir Macht über ihn gegeben. Weil er gefürchtet hat, es könnte jemand erfahren, daß er, er, der Prediger Nigrinus, der Untadlige, seiner Schwester Kind sich in Unehren hat nähern wollen, noch dazu, ehe das Trauerjahr verstrichen! Nur deshalb hab' ich gegen seiner Werbung so lange mich halten können. Aber auch ich bin nur ein schwaches Menschenkind. Wir beide sind es, mein Herzensfreund. Es geht nicht so weiter. Es muß ein Ende haben mit dieser ewigen Angst und Schrecknis vor dem, was kommen könnte und kommen muß! Was unvermeidlich ist! Also tu ich's lieber in Ehren vor aller Welt und mit dem Kranz im Haar als ohne!«

»Du nimmst ihn, weil du ihn nehmen mußt!« erwiderte er mit schon halb gebrochenem Willen.

»Ja, weil ich ihn nehmen muß! Weil mir nichts anderes zu tun übrig bleibt!« beharrte sie.

»Auch nicht ich? Auch nicht meine Hand, die ich dir biete?«

Sie schüttelte schwach den Kopf.

»Ach, geliebter Freund! Was würde aus dir, aus uns beiden, hier in dieser Stadt Danzig, wenn ich dein würde, mit Nigrinus als unserm Todfeind! Es ist nicht auszudenken! Könnten wir auch nur eine Stunde länger hier im Hause bleiben? Stelle dir vor, was aus uns werden sollte!«

Opitz nickte resigniert.

»Ein Unbehauster wie ich! Ein Landflüchtiger zeit meines Lebens! Verfolgt von der Kriegsfurie, solange ich denken kann!«

»Es ist nun einmal so dein Los, Martin,« erwiderte sie. »Es ist ja auch das Los von so vielen, so vielen draußen im Reich und überall anderswo. Müssen wir es nicht als eine Schickung von Gott dem Herrn zu unserm Besten auf uns nehmen?«

Sie saß mit gefalteten Händen und gesenktem Kopf da.

»Du fromme Seele!« rief der Dichter, mehr von ihrer ergebenen Haltung und dem Ton ihrer Worte als von diesen selbst gerührt, und ergriff ihre Hände, wie um von dem Strom

dieser gläubigen Zuversicht einen Teil in seine doch manchmal von Zweifeln zerrissene Seele hinüberzuleiten.

»Ja, du hast recht, Mädchen,« fuhr er fort. »Wenn ich an meine schlesische Heimat denke, es geht gewiß in diesen blutigen Tagen tausenden und tausenden andern viel, viel übler als mir, der ich hier, beinah' schon am Rande der Welt, auf einer Insel des Friedens den sichern Hafen und ein Obdach dazu gefunden habe. Aber ist es nicht menschlich und kann man es mir verdenken, nachdem ich soviel herumgekommen, daß ich mir nun endlich eine bleibende Statt und die Krone vom Ganzen, ein geliebtes Weib an meiner Seite, zu erträumen gewagt habe? Und das alles sollte nun dahin sein? Unwiederbringlich dahin?«

Sie nickte nur wortlos. Eine letzte Umarmung und eine segnende Handbewegung von ihr zu ihm. Dann war es zu Ende. Wenige Tage darauf war die Trauung des Predigers mit seiner Schwester Kind vor sich gegangen. Opitz vergrub sich, fiebrig und zerbrochen wie er war, in seinen Büchern und Studien und verließ wochenlang seine Stube nicht. Er hatte immer leicht gearbeitet und kam auch jetzt mit seinen Übersetzungen des Seneka und des Sophokles sowie des biblischen »Hohen Liedes« rasch voran, aller körperlichen und geistigen Zerschlagenheit zum Trotz. Zumal des Salomonis Hochgesang der Liebe hatte es ihm erinnerungweckend angetan, so daß die Verdeutschung in wenigen Tagen zu Papier gebracht war.

Andreas Hünefeld, als getreuer Schildknappe des Dichters, übernahm, wie schon frühere Arbeiten von ihm, so auch diese neuesten Produktionen in seinen Verlag und brachte sie in seiner Danziger Offizin zum Druck. Er war es auch wieder, der Opitzens Krankenstube mit etwas Leben und Zerstreuung erfüllte, indem er ihn über die täglichen Vorkommnisse in der Stadt auf dem laufenden hielt und dabei mit satirischen Glossen und Anspielungen insbesondere auf Rat und Geschlechter nicht sparte.

Marie Dorothee, die junge Predigersfrau, hatte der Dichter seit ihrer Hochzeit nur noch selten zu Gesicht bekommen. Die tägliche Fürsorge für ihn hatte sie, seit sie als Herrin im Predigerhause waltete, an eine mit ihr weitläufig verwandte ältliche Person abgegeben, die ihren Dienst wortlos und scheinbar immer verdrießlich, wenn auch nicht ohne ein gewisses rauhes Wohlwollen für ihn versah. Der Poet mußte so manchesmal mit stummer Wehmut an jene nun vergangenen ersten Monate hier im Hause zurückdenken, da er die nahe warme Gegenwart Marie Dorothees täglich um sich gespürt hatte, und das Wort unwiederbringlich kam ihm öfters über die Lippen, wenn er an seinem Studiertisch saß und plötzlich, von Erinnerung ergriffen, den Federkiel ruhen ließ.

Bürgermeister und Ratspräsident Johann Zierenberg saß in seinem Amtszimmer des rechtstädtischen Rathauses am gewohnten Arbeitsplatz und blickte, während er den Seemannsbart strich, mit einem listig verschlagenen Lächeln dem Besucher nach, der ihn durch die gegenüberliegende Tür soeben verlassen hatte. Während er noch so saß und sich das eben gehabte Gespräch durch den Kopf gehen ließ, öffnete sich die Tür von neuem und auf der Schwelle erschien die lange Gestalt des Syndikus Freder.

»Ist es erlaubt, Eure Magnifizenz? Oder stör' ich?«

»Immer herein mit Euch! Man ist es schon gewohnt, daß Ihr immer grade dann da seid, wenn man Euch ganz wo anders vermutet.«

»Und wo zum Exempel habt Ihr vermutet, daß ich grade in diesem Moment sein müßte, Herrlichkeit?«

Zierenberg murmelte etwas vor sich hin, das unverständlich zu bleiben schien. Aber plötzlich schoß es gradehin und pfeilspitz von seinen Lippen:

»Nun denn, mein Bester, wenn Ihr es durchaus wissen wollt, natürlich doch in Eurer altstädtischen Amtsstube vor Euren Akten und Pergamenten. Statt dessen streicht Ihr hier in der Rechtstadt auf unsern Treppen herum und inspiziert meine Antichambers nach fremden Gästen. Nun, was ist dero Hochwohlgeboren Meinung über den Besucher, der eben ging, mein hochgeschätzter Herr präsumtiver Amtsnachfolger?«

Freder wiegte etwas geärgert seinen Kopf in der pompösen Halskrause.

»Es war Adam Kazanowski, Wladislaws Geheimkämmerer und Intimus. Wir sprachen nur ein paar Worte miteinander. Er war glatt und geölt wie immer, ein Friseurkopf im Ladenfenster.«

»Unterschätzt mir diese polnischen Barbieri nicht, mein Freund. Sie sind Meister im Einseifen und sind imstande, einem deutschen Michel mit ihren Honigsalben und Wohlgerüchen Arabiens das bißchen Grips so zu vernebeln, daß es durch den Schornstein verraucht und der brave Michel am Ende gar nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht.«

»Was weder im vorliegenden Falle noch überhaupt bei Eurer Herrlichkeit zu befürchten stünde,« erwiderte Freder mit beziehungsvoller Verneigung gegen den grimmig lächelnden Alten.

»So? Glaubt Ihr? Meint Ihr, mein präsumtiver Herr Sukzessor?« rief der Alte und rückte lebhaft und angriffslustig seinen schweren Amtsstuhl gegen den vor ihm Stehenden. »Dann geb' ich Euch gleich mal eine hübsche Denkübung als häusliches Exerzitium für die nächsten Tage auf.«

»Und die wäre?«

»Wie man es anzustellen hat, um eine Einladung, die einem von hoher Stelle für einen gewissen Dritten übergeben wurde und die von dieser Stelle heilig ernst gemeint ist, illusorisch zu machen, ohne seine Botenpflicht zu verletzen!«

Der lange Syndikus senkte den Kopf und rieb sich nachdenklich die Nase.

»Nichts einfacher als das!« rief er fröhlich. »Man unterschlägt sie kurzerhand. Man gibt sie an diesen gewissen Dritten erst gar nicht weiter.«

»Wäre das etwa keine Verletzung der Botenpflicht?« fragte der Alte und fuhr dann mit dem Kopfschütteln der Mißbilligung fort: »Ist denn der deutsche Michel wirklich so ein unheilbarer Tolpatsch, daß er nicht lügen kann, ohne sich gleich verraten zu müssen? Tausendmal habt ihr junges Volk des Teufels Gebetbuch, eure zwölf oder noch mehr Karten in der Hand gehalten und mit der ehrbarsten Miene von der Welt euren Partnern vorgelogen, was für Trümpfe ihr habt und wie ihr ihnen heimzuleuchten gedenkt ...«

Er hielt einen Augenblick inne, wie um Atem zu schöpfen.

»Eine Kunst, deren höchste Perfektion alle Eingeweihten grade Eurer Herrlichkeit nachrühmen!« fiel Freder ein, den Moment benutzend.

»Na also, junger Mann!« rief Zierenberg. »Ist es denn ein soviel größeres Kunststück, einen polnischen Diplomaten zu nasführen als Eure eignen Spießgesellen?«

»Mir will es vorkommen, Eure Magnifizienz,« erwiderte vorsichtig tastend der Syndikus, »als ob Ihr die diplomatische Versatilität und Verstellungskunst Eures ergebensten Dieners und deutschen Michels, welchem Ihr soeben Euer Monitum erteilt habt, ein bißchen gar zu sehr unterschätztet? Mit einem klaren deutschen Wort gesagt, getraue ich mich, wenn es sein muß, zehn Kazanowskis mit diplomatischer Kunstfertigkeit einzuwickeln. Nur gebt mir die Möglichkeit dazu. Äußert Euch, Magnifizienz, was Ihr vorhabt, daß geschehen soll!«

Zierenberg lehnte sich in seinem Armstuhl bequem zurück und faßte den Syndikus scharf ins Auge.

»Ihr wißt, amice, die polnische Majestät vollführt übermorgen ihren Einzug in unsere Mauern, wenn nicht der anhaltende Schneesturm noch einen Strich durch die Rechnung macht.«

»Alles, was für den Empfang geplant war, steht bereit,« warf Freder ein. »Auch die bewaffneten Fähnlein auf dem Langen Markt werden nicht fehlen.«

Der Bürgermeister nickte.

»Gut! Gut! Wir zweifeln nicht daran. Aber jetzt denke ich an etwas anderes. Der Kazanowski, den Ihr eben gehen saht, ließ uns wissen, es sei der polnischen Majestät viel daran gelegen, daß ihr frischgebackener Hofhistoriograph und Hofsekretär, der uns allen hier wohlbekannte Magister Opitz von Boberfeld, zu den Festlichkeiten, die wir dem König zu geben gewillt sind, nach Möglichkeit hinzugezogen werde, da der König den besagten Magister einer

persönlichen Begrüßung zu würdigen sich allergnädigst entschlossen habe.«

»Ah! Guck' mal einer an!« rief Freder nicht wenig verwundert aus.

Der Alte nickte bestätigend.

»Ja, einen mächtigen Stein im Brett scheint dieser Boberfeld bei den polnischen Herrschaften zu haben. Es gefiel mir von allem Anfang an nicht, als ich damals die Bestallung des Magisters zum Hofhistoriographen der polnischen Majestät zu Gesicht bekam.«

»Aber wie wollt Ihr, Herrlichkeit, daß es mit der fraglichen Einladung des Boberfeld zu den Festlichkeiten gehalten werden solle?«

»Gar nicht, mein Bester! Gar nicht soll es damit gehalten werden!«

»Also doch so, wie ich es vorhin anzudeuten versuchte? Die Einladung kurzerhand unterschlagen?«

»Beileibe nicht, carissime!« rief Zierenberg. »Es wäre höchst ungeziemend, wenn die polnischen Herren einem präsidierenden Bürgermeister unserer guten Stadt nachzusagen wüßten, er habe eine ihm anvertraute Einladung des Königs nicht an ihre korrekte Adresse weitergegeben. Der Magister muß seine Einladung rite übermacht bekommen. Aber die Lust, ihr Folge zu geben, muß ihm von dem Überbringer so versauert werden, daß er gern und freiwillig darauf verzichtet. *Wie* Ihr das anstellen wollt, das ist *Eure* Sache. Es sei ganz Eurer Klugheit und diplomatischen Versatilität, wie Ihr es nanntet, überlassen.«

Freder wandte sich zum Gehen.

Es treffe sich, meinte er, sehr apropos, daß der Magister, dem Hörensagen nach, seit einiger Zeit das Haus zu hüten, also wohl mit irgendeinem leiblichen Übel behaftet zu sein scheine, weshalb es nicht gar zu schwer fallen werde, ihn von der persönlichen Begegnung und Fühlungnahme mit den polnischen Gästen fernzuhalten. Jedenfalls werde er das Seinige dazu tun. Um dem Kazanowski keine Zeit zu neuerlichen Schritten zu lassen, scheine es ihm geraten, den besagten Magister gleich stante pede aufzusuchen, worauf er dann der Magnifizenz erwünschten Bericht zu erstatten hoffe. Damit empfahl er sich und begab sich, als ein Mann von raschem Entschluß, auf dem nächsten Wege zu Opitzens nur eine Straßenecke weiter gelegener Behausung.

Der Magister war nicht wenig erstaunt, den ihm bisher nur oberflächlich bekannten Syndikus Fred er in seine überheizte Stube treten zu sehen.

Nach der herkömmlichen zeremoniellen Begrüßung lud der Dichter den Syndikus zum Sitzen ein und sah ihn fragend an.

Es sei ihm, begann dieser, sehr zu seinem Leidwesen das Gerücht zu Ohren gekommen, daß der Herr Magister und Herzogl. Rat von einem nicht ganz der Ernstlichkeit ermangelnden Leibesübel, wohl von einem gastrischen oder gar einem Nervenfieber, heimgesucht sei, wie man dies schon aus der überaus kränklichen und bleichen Gesichtsfarbe des

verehrungswürdigen Patienten abnehmen könne.

Der Poet, der nicht gern von Krankheiten, zumal wenn es solche am eigenen Leibe waren, sprechen hörte, nickte bei den von Mitleid überquellenden Worten seines Besuchers bestätigend und gottergeben.

So sei es denn wohl, fuhr der, andere fort, schon eine res judicata, wie der terminus technicus der Jurisprudenz laute, die ihn hergeführt habe und die er dem Herrn Magister unterbreiten solle.

Um was es sich denn handle? fragte der Dichter etwas gelangweilt.

Ei, um nichts Besonderes handle es sich, erwiderte der Syndikus, scheinbar mit Mühe nach dem treffenden Wort suchend. Ja, um etwas ganz Unsubstanziertes, wie man ja wohl eine Andeutung oder dergleichen von einer gewissen polnischen Stelle definieren könne, die sich wieder auf einen von ganz oben her gekommenen Wink berufen habe. Mit einem Wort um etwas ganz Unmaßgebliches, sei es nun von größerer oder geringerer Wichtigkeit, handle es sich.

Und was denn nun dasjenige sei, auf welches es dabei ankomme? fragte ironisch lächelnd der sich durch den Wortnebel hindurchlavierende Poet. Es müsse doch in all dem Unsubstanzierten, worauf sich der Herr Syndikus beziehe, irgendein wenn auch noch so winziges Quentchen Substanz enthalten sein, um deretwegen sich der Herr Syndikus der Mühe des Besuches in der winterlichen schneeverwehten Gasse unterzogen habe?

Bei diesem so ganz winzigen Quentchen Substanz, wie der Herr Magister es richtig formuliert habe, erwiderte Freder, gehe es leider um eine sehr heikle Frage, die ihre zwei Seiten habe und sich daher nicht so ohne weiteres beantworten lasse. Man könne sie von der Seite der Herren Polen betrachten, denen es natürlich unbenommen sei, einen in ihren Diensten Stehenden, etwa einen Herrn Hofsekretarius oder Herrn Hofhistoriographen, bei einem vorkommenden Königsbesuch und den hierwegen veranstalteten Festlichkeiten durch die Ehre einer Einladung auszuzeichnen. Der Casus zeige aber, von Danzig aus gesehen, auch ein anderes und weniger wohlgefälliges Gesicht: nämlich dann, wenn der in polnischen Diensten Stehende etwa gleichzeitig sich eines auf Dauer berechneten Jahressalärs vom Rat der guten Stadt Danzig erfreue, und dies noch dazu sine cura et officio, ohne alle andern Auflagen als die, der Wohlfahrt und dem Ansehen der Stadt in allen Widerwärtigkeiten der Zeit seine so äußerst schätzbare Feder zu leihen. Da dokumentiere es sich denn wieder, daß niemand, und sei er auch der Berühmtesten einer, zween Herren dienen oder auf beiden Schultern zugleich tragen könne, und es müsse ein entscheidender Schritt getan werden, ob man hier oder dort stehen wolle, entweder bei der polnischen Majestät oder bei der alten deutschen Stadt Danzig und damit bei den Seinigen, zu denen man doch nach Art, Gesittung und Sprache hinzugezählt sein wolle.

Per Poet, von seiner eben überstandenen Influenza ohnehin schon angegriffen und erschöpft genug, hatte während dieser oratorischen Expektoration seines Besuchers, deren Sinn selbst seiner sonst raschen Auffassungsgabe erst allmählich aufging, nach und nach sein ganzes Lebensgebäude um sich wanken gefühlt und saß zurückgelehnt, fast als sei es gebrochen, dem Syndikus gegenüber. Dieser schien es zu bemerken und nahm mit besorgtem Ton, der Opitz reichlich gewollt klang, von neuem das Wort.

»Mir scheint, es hat Euch angegriffen, Herr Magister. Ihr seht blaß aus! Man hätte Euch in Eurem gegenwärtigen morbiden Zustand nicht so überfallen sollen. Man hätte Euch vorbe-reiten müssen. Ich fürchtete gleich zu Anfang, es könnte Eure Kräfte übersteigen, was ich Euch zu sagen oder richtiger, womit ich Euch lästig zu fallen hatte, und supponierte daher von vornherein, daß Ihr schon Eurer wiederkehrenden Gesundheit zuliebe, um dieses kostbarsten Gutes willen, das man besitzt, der Einladung der polnischen Majestät zu den bevorstehenden Festlichkeiten, die durch uns an Eure verehrte Person heranzutragen war, natürlich in aller schuldigen Devotion Eure Absage erteilen würdet. Daß ich mich hierin nicht getäuscht habe, beweist mir Eure schweigende Zustimmung nicht nur. Beweist mir überdies auch noch die Wahrnehmung Eurer körperlichen Hinfälligkeit und offensichtlichen Unfähigkeit zu jederlei höfischen Strapazen, wovon wir dem Geheimkämmerer der polnischen Majestät geziemend Kenntnis geben werden.«

Opitz, der seine Fassung langsam wiederkehren fühlte, hatte den letzten Sätzen seines Besuchers nur mit einem stummen Kopfnicken zugehört. Ehe er noch ein passendes Wort der Entgegnung finden konnte, hatte sich jener erhoben und mit einer tiefen Verbeugung seinen Abschied eingeleitet. Es würde unverantwortlich sein, floß es von den Lippen des Syndikus, dem Herrn Magister, der höchster Schonung bedürfe, noch die Mühe und Anstrengung einer längeren Erwiderung zuzumuten. Darum sei es ihm Gebot, sich jetzt zurückzuziehen, nicht ohne jedoch dem Herrn Magister nochmals äußerste Schonung seiner selbst dringend ans Herz zu legen.

»Schonung! Äußerste Schonung!« hörte Opitz ihn noch im Hinausgehen wiederholen. »Und strengste Enthaltung von jeglicher Art Strapazen des Leibes und der Seele, wenigstens bis zum nächsten Mondwechsel!« Damit schloß sich die Tür hinter ihm.

So benommen der Dichter sich von all dem auch fühlte, er konnte nicht anders, er mußte eine helle Lache aufschlagen, die seltsam grell und fremd in der sonst totenstillen Stube widerhallte und ihn erst hierdurch wieder zum vollen Bewußtsein seiner selbst erweckte.

Was war das gewesen? Was hatte dieser von Salbung und Bedauern überfließende Mann eigentlich gewollt? Sollte es eine Warnung sein? Eine Drohung? Vielleicht auch nur ein freundschaftlicher Rat? Oder von jedem etwas? Was für ein politischer Schachzug steckte dahinter? Von diesem Freder hieß es ja, daß er die rechte Hand des Bürgermeisters sei. Aber

wenn er in dessen Auftrag gekommen war, so mußte es dem alten Isegrimm ernst genug damit sein. Er hätte sonst nicht eine Standesperson wie den Freder damit betraut.

Kein Zweifel, daß es mit dem nahe bevorstehenden Einzug König Wladislaws zusammenhing. Der König, so mußte man es wohl verstehen, wünschte seine Anwesenheit bei diesem feierlichen Staatsbesuch, wobei sich dann ja auch Gelegenheit zu ein paar Worten beiseite mit ihm selbst oder einem seiner nächsten Vertrauten geboten hätte. Des Königs Wunsch, beinahe schon ein Befehl, war, wie nicht anders zu erwarten, dem Bürgermeister zu Ohren gekommen und hatte, auch dies konnte nach Lage der Dinge nicht anders sein, dessen immer bereiten Argwohn gegen etwaige Warschauer Anschläge und Intrigen ins Feld gerufen. Als sein Dolmetscher und Vollstrecker war dann der Syndikus, bei ihm im Krankenzimmer erschienen.

Was war sonach zu tun? Dem Wink der polnischen Majestät willfahren und bei ihrem Empfang im Rathaus oder im Artushof Assistenz leisten, entgegen der deutlich genug erteilten Warnung Freders, und damit seine ganze schwer genug errungene Position in dieser reichen und wohllebigen Stadt aufs Spiel setzen? Oder andererseits, entgegen den ebenso unverblühten polnischen Aspirationen, die ihn für sich, für ihr Streben nach den Seezöllen und dem dominium maris baltici einspannen wollten, auf eine geschickte Weise den Kopf aus der schon wartenden Schlinge ziehen und sich von jeder persönlichen Berührung mit den polnischen Gästen fernhalten? Aber wie das, ohne bei der Majestät anzustoßen und seinen Widersachern bei Hofe selbst in die Hand zu arbeiten? Eine Zwickmühle, aus der es kaum ein Entkommen gab. Es konnte ihn seine schöne Sinekure, sein Amt und Gehalt als Hofhistoriograph kosten. So sehr er sich aber seinen ohnehin schmerzenden Kopf zerbrach, nirgends ein Ausweg.

Aber war da nicht schon die Erleuchtung, der Blitz? Eben dieser beinahe zerspringen wollende Kopf, seine nun schon seit Neujahr anhaltende Unpäßlichkeit, die ihn immer wieder ans Zimmer gefesselt hatte? Der Syndikus selber hatte ihn ja auf dieses Hinterpförtchen verwiesen, das ihm aus allen den Widrigkeiten und Skrupeln heraushelfen konnte. Wer sollte es ihm verdenken können, wenn er sich in seinem dauernd maladen Zustand auch fernerhin streng zu Hause und von aller öffentlichen Repräsentation und Festivität entfernt hielt? Er würde der polnischen Majestät eine im besten lateinischen Kurialstil aufgesetzte Huldigungsepistel allerdevotest zu Füßen legen und sich so auf die einfachste und überzeugendste Weise nach beiden Seiten hin, gegen die Danziger wie gegen die Warschauer, salvieren.

Je länger er über die Möglichkeit eines solchen rettenden Ausweges nachdachte, desto einleuchtender erschien sie ihm, und er begriff nicht, wie er auch nur einen Augenblick darüber hatte im Zweifel sein können, nachdem doch dieser Freder selbst ihn geradezu mit der Nase darauf gestoßen hatte. Aber wie auch immer, er fühlte sich plötzlich frei und leicht, als sei ihm

mit diesem einen Stein auch gleich so manche andere Beschwernis vom Herzen gefallen, und es fehlte nicht viel, daß er in einem und demselben Atemzug auch seine ganze Influenza nebst gastrischem und Nervenfieber über Bord geworfen und sich vor sich selbst als pudelwohl und kerngesund erklärt hätte, wenn nicht jener immerwache »andere Opitz« in ihm gewesen wäre, der ihn zur Vorsicht auch sich selbst gegenüber mahnte.

In diesen winterlichen Tagen geistigen und körperlichen Mißvergnügens war es ein Lichtblick für den einsam brütenden Poeten, als er eines Morgens ein Körbchen mit noch weihnachtlichem Gebäck, darunter auch dem seit alters her berühmten Marzipan, und andern Süßigkeiten, Feigen, Knackmandeln, Traubenrosinen von seiner Gönnerin Constanzia Kerschstein-Zierenberg erhielt, die auch ein kurzes Briefchen für ihn beigelegt hatte. Sie habe erst jetzt von der Unpäßlichkeit des Herrn Magisters Kunde erhalten und hoffe, daß die beifolgenden kleinen Näschereien und Leckereien nicht nur ihm selbst wieder auf die Beine helfen, sondern auch seinem poetischen Genius wieder neue Schwingen verleihen würden. Denn es sei ja seit Olims Zeiten eine allbekannte Erfahrung, daß nichts so sehr den Geist und die Phantasie der Herren Poeten beflügelt wie Zuckerwerk, Kuchen und sonstige derlei Näschereien; auch den andern Sorgenbrecher nicht zu vergessen, des Dionysos oder Bacchus funkelnden Saft der Rebe in der ebenfalls miteingepackten strohumflochtenen Flasche, die zwar nicht den von dem unsterblichen Horatius Flaccus bevorzugten Falerner enthalte, dafür aber einen nicht minder feurigen und delikaten, eben über See angelandeten Xerezwein von Spaniens sonnentrunkenen Küsten. »Wohl bekomm's Euch!« so schloß das Briefchen der bis weit über Danzigs Bannmeile so genannten »Baltischen Sirene«.

Zu Opitzens nicht geringer Überraschung klopfte in diesen Tagen auch wieder einmal sein Gastgeber und Hauswirt Nigrinus an seine Tür. Man habe sich leider lange nicht mehr gesprochen, äußerte der neuvermählte Prediger. Die Umstände brächten es manchmal so mit sich, daß Mißverständnisse, gleich den Nebeln auf den herbstlichen Wiesen, zwischen sonst ganz vernünftigen und klarblickenden Menschen aufstiegen und sie nicht mehr zueinander finden ließen, bis dann ein plötzlicher Sonnenstrahl das unheilvolle Gespinst zerreiße und dem einen oder andern oder auch beiden den richtigen Weg weise, wofür es nie zu spät sei. So sei es in den letzten Monaten auch ihm, Nigrinus, selbst ergangen, was in Anbetracht so mancher öffentlichen Anfeindungen, Widrigkeiten und eigener Gewissenszweifel, die ihn noch neben allem andern befallen hätten, nicht als verwunderlich zu erachten sei. Habe doch auch den großen Martinum, als er auf der Wartburg über seiner Verdeutschung der Heiligen Schrift saß, eines Nachts der Leibhaftige in gar greulicher Gestalt heimgesucht und ihn das angefangene große Werk seiner reformatorischen Berufung in höllischem Licht erblicken lassen. Da habe dann dieser wahrhaft vom Heiligen Geist erleuchtete Martinus, der nicht umsonst eines biderben Bergmanns Sohn gewesen sei, kurzerhand und resolut sein Tintenfaß

gegen den höllischen Versucher geschleudert, worauf dieser mit Hinterlassung eines infernalischen Schwefelgestanks zum Schornstein hinausgefahren sei. Ihm, Nigrinus, sei ja nun leider kein Tintenfaß zur Hand gewesen, da er sich gerade auf seinem ehelichen Lager befunden habe, als ihm die plötzliche Erleuchtung gekommen sei, wie wenn ein Vorhang vor ihm zerrisse und die Nebel des Zweifels über seiner verdüsterten Seele dem hellen klaren Sonnenlicht wichen. Und wie er sich daraufhin von seinem Lager erhoben, sei eine innere Stimme vernehmlich geworden, die habe ihn gemahnt, es unserm Heiland und Erlöser nachzutun und dem langjährigen Mitstreiter im Geiste, von dem ihn nur ein Mißverständnis, quasi eine Einflüsterung des höllischen Widersachers, auf einige Zeit entfernt habe, in christlicher Sanftmut die Hand der Freundschaft neuerdings entgegenzustrecken, was hiermit geschehe.

Die beiden Männer, der große, breitschultrige Seelenhirte, angetan mit dem ledernen Koller, dem nur das Schwert an der Seite zum Landsknecht fehlte, und die schlanke, kaum mittelgroße, eher zierlich zu nennende Gestalt des Mannes der Feder, standen sich in der geöffneten Tür gegenüber, maßen sich einen Moment lang mit prüfenden Blicken und reichten sich dann lächelnd die Hände. Der Freundschaftsbund der beiden schien wieder der alte zu sein.

Es sei doch im Grunde nichts zwischen ihnen vorgefallen, bemerkte Opitz, der als erster nach diesem Akt des Händeschüttelns wieder das Wort nahm. Man sei sich nur leider gegenseitig aus dem Wege gegangen und so immer tiefer in eine törichte Entfremdung geraten.

Eigentlich sei es ja, wie er nicht verschweigen wolle, gestand Nigrinus, das kluge und vernünftige Wort seiner neuangetrauten Hausehre, womit sie die von dem höllischen Urian über seine Seele gebreitete Verfinsterung gelichtet und ihm den alten Freund und Bekenner des gleichen Glaubens wieder im vertrauten früheren Lichte habe erscheinen lassen. Es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei, wie schon die Heilige Schrift besage. Erst zu zween, wo eines das andere hilfreich zu stützen vermöge, sei man gegen die Kniffe und Listen des höllischen Versuchers einigermassen gefeit.

Wenn er offen sein wolle, entgegnete hierauf Opitz mit unausdeutbarem Lächeln, so habe er von des Predigers junger Eheliebsten mit ihrem so besonnenen und klugen Wesen, dem jede Überhitzung und Übertriebenheit fernliege, auch nichts anderes erwartet, als daß sie ihren Eheherrn, der ja weit und breit als ein wehrhafter und streitbarer Geist bekannt sei, mit sanfter weiblicher Hand wieder auf den Pfad der Eintracht und christlichen Friedfertigkeit geleiten werde. So habe sich denn, dem Himmel sei Dank, alles wieder zum besten gewandt.

»Es freut mich, amice Opicius, daß Ihr es gerade von dieser Seite seht,« erwiderte der Prediger. »Ihr seid auf der richtigen Spur damit. Und nun laßt uns gemeinsam eine Flasche köstlichen Rebensaftes von den gesegneten Ufern des Rheines leeren, die ich vom Hochzeitschmaus gerettet habe. Nehmt an, daß sie für Euch aufgehoben war, der Ihr ja Eures

Übelbefindens halber nicht an unserm Ehrentage teilhaben konntet, und erlaubt, daß ich die für alle Fälle bereitgestellte Flasche von draußen hereinhole.«

»Ihr erweist mir eine große und besondere Ehre damit, Freund Nigrinus, die ich wohl zu schätzen weiß.«

Nach einem Augenblick stand der Prediger wieder in Opitzens Stube. In der Hand hielt er die verspinnewebte Flasche.

»Lest das Schild mit Herkunft und Jahreszahl,« sagte er. »Zwar recht verdreht. Aber so muß es ja sein. Meine bessere Ehehälfte wollte sie mit einem Wischtuch reinigen. Ich mußte es ihr verweisen. Sie zog zwar ein Gesicht, fügte sich aber drein, wie es ihr zukam.«

»Markobrunner Schönweg von Anno zwölf,« stellte Opitz, der – noch immer lächelnd – die Inschrift studierte, mit anerkennendem Kopfnicken fest. »Ein veritabler Zwölfer also, sechs Jahre vor unserm großen Krieg, der nun schon bald ins zwanzigste Jahr gehen will. Ein vorzüglicher Tropfen somit!«

»Würdig eines so geschätzten und weitberühmten Ehrengastes, wie Ihr es seid, Herr Magister Opicius,« fiel Nigrinus sich verneigend ein. »Ihr sollt wissen, welch eine Ehre und welch ein Stolz es für mich ist, Euch auch weiterhin unter meinem bescheidenen Dach beherbergen zu dürfen.«

Opitz machte eine abwehrende Bewegung.

»Wie soll ich Euch danken, Freund Nigrinus?«

»Und jetzo,« fuhr der Prediger fort, »so es Euch nicht unbequem ist, möchte ich mein junges Weib herbeirufen. Es dünkt mich nicht mehr als recht und billig, daß auch sie dieser kleinen hochzeitlichen Nachfeier teilhaftig werde, da sie es doch ist, welche mich auf den guten Gedanken gebracht und auf den Weg christlicher Nachgiebigkeit geleitet hat.«

Ehe der aufs höchste erstaunte Poet sich's versah, stand der Prediger schon in der wieder geöffneten Tür und ließ seine pastoral dröhnende Stimme durch das Haus erschallen:

»Marie Dorothee! Mein Weibchen! Meine Blume von Saaron! Erscheine! ... Erscheine!«

Opitz hörte einen wohlbekanntenen leichten Schritt auf der Treppe. Er atmete tief auf. Sein Herz schlug heftig. Auf der Schwelle stand im schwarzsamtenen Festgewand Marie Dorothee.

»Tritt näher, Erwählte meines Herzens!« sagte Nigrinus, der sich schon am Arbeitstisch des Dichters niedergelassen hatte. »Seht Ihr wohl, Freund Opicius, wie sie in bräutlicher Scham erglüht?«

Die junge Frau schüttelte unwillig den Kopf und trat in die Stube.

»Ach, was Ihr nicht zusammenredet, mein Herr Gemahl! Es ist vom schnellen Treppensteigen, weiter nichts.«

»Habt Ihr's wohl vernommen, Herr Magister?« fragte lächelnd der Prediger. »Sie kann sich noch immer nicht entschließen, mich mit dem trauten ›Du‹ anzureden, wie es doch nach der

Eheschließung vor dem Altar des Allerhöchsten zwischen Mann und Weib geboten, ja als christliche Pflicht erscheint. Nun ja, es ist der begreifliche Respekt des jüngeren Teils vor dem älteren.«

»Oder der Nichte vor dem Ohm!« kam es hell und klar von den Lippen der jungen Frau.

»Nun ja! Nun ja!« erwiderte der Prediger mit verdrießlichem Stirnrunzeln. »Das wird sich alles finden. Das wird sich alles geben. Nichte und Ohm, das ist gewesen!«

Opitz, der sich an seinen Schubladen und Truhen zu tun gemacht hatte, brachte drei Weingläser und stellte sie auf den Tisch.

»Wollt Ihr nicht Platz nehmen, so gut es geht, Frau Prediger?« sagte er mit etwas belegter Stimme zu der jungen Frau »Ihr kennt ja die Enge hier in der Stube und wie es mit dem Sitzen hapert.«

»Wir werden uns schon behelfen, Herr Herzogl. Rat,« erwiderte sie unbefangen. »Ihr müßt Euch nur entschließen, den Haufen Folianten dort in der Ecke zu verstauen. Dann habt Ihr auch für Euch selbst einen Stuhl frei.«

Opitz schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn.

»Bei allen Göttern! Eine Lösung, die Eurem Scharfsinn alle Ehre macht, Frau Prediger.« Marie Dorothee lachte hellauf.

Nigrinus runzelte die Brauen.

»Was macht dich lachen, mein Täubchen?«

»Wenn ich das höre: Frau Prediger! Es kommt mir so komisch vor. Als wenn ich's gar nicht selber wäre. Ich finde, es paßt nicht zu mir.«

»Du wirst dich dennoch daran gewöhnen müssen, mein Herzchen,« erwiderte der Prediger, um dessen Mundwinkel sich zwei scharfe Linien abzeichneten. Er stand auf, griff zur Flasche und schenkte die Gläser voll.

»Ergo bibamus!« sagte er, sein Glas gegen den Dichter erhebend und dann zu Marie Dorothee gewandt: »Auch du, mein Liebchen, sollst mit mir auf das Wohl meines hochgeschätzten Gastfreundes, welcher ja durch unsern Ehebund nun auch der deine geworden ist, anstoßen. Er lebe hoch! Hoch! Dreimal hoch!«

»Auf Eure Gesundheit, Herr Herzogl. Rat!« sagte Marie Dorothee, indem sie ebenfalls ihr Glas gegen den vor ihr stehenden Dichter neigte. »Und auf alles das,« fügte sie mit gedämpfter Stimme hinzu, »was Ihr im Geiste und im Herzen hegt!«

»Das ist ein kluges Wort von dir, meine Teuerste!« fiel Nigrinus ein, der gut zugehört haben mußte. »Es macht deinem eigenen Geiste alle Ehre. Wie sagtest du doch so treffend? Auf alles das, was Ihr im Geiste und im Herzen hegt!«

Er schwenkte sein Glas von neuem gegen Opitz, trank es auf einen Zug leer und fuhr dann fort, indem er neckisch drohend seinen Finger erhob:

»Ei! Ei! Herr Magister, was muß man hören! Sollte Eure Herzenskammer in der Zwischenzeit, derweil wir uns nicht sprachen, von einer unserer girrenden Danziger Schönen in Besitz genommen worden sein? ... Vielleicht sogar von einer der großen Damen, die in den vornehmen Häusern am Langen Markt oder an der Langgasse ihr Wesen treiben? Wovon zumal unsere gallischen Gäste ein Liedchen zu singen wissen.«

»Gewiß doch! Gewiß doch! Sogar im eigentlichsten Sinn des Wortes, Herr Ohm!« fiel hier Marie Dorothee lebhaft ein.

Nigrinus schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten.

»Ich verbiete es dir, mich noch einmal Oheim oder Ohm zu nennen!«

»Also gut!« erwiderte sie mit lächelndem Munde, während ihr die Röte ins Gesicht stieg. »Ich will versuchen, meine Zunge besser in acht zu nehmen, mein teuerster Herr Gemahl! Ist es so mehr nach Eurem Gusto?«

»Schnickschnack!« versetzte er unwillig und wandte sich zu dem stumm die Vorgänge beobachtenden Poeten: »Ihr müßt entschuldigen, Freund Opicius! Es ist die angeborene Hitze meines Blutes. Es geht nur zu leicht mit mir durch.«

Der Dichter verbeugte sich wortlos.

»Also was wolltest du vorhin sagen, mein armes, verschüchtertes Hühnchen, als ich dir über den Mund fahren mußte?« fragte Nigrinus, von neuem zu Marie Dorothee gewandt.

»Als Ihr mir über den Mund fahren mußtet, teuerster Herr Gemahl,« erwiderte die junge Frau, abermals lächelnden Mundes, »wollte ich sagen, daß unsere Herren Franzmänner, die wir zu Besuch hier haben, den Damen von unserer Hautevolee nicht nur ein Liedchen zu singen wissen, sondern ihnen sogar Stunden im Liedersingen auf französische Manier, wie es heißt, erteilen. So erzählen es sich die Mägde am Brunnen. Habt Ihr nicht auch schon davon gehört, Herr Herzogl. Rat, da Ihr ja doch in diesen Häusern verkehrt?«

»Ich habe nie sehr viel auf solche Gerüchte gegeben,« erwiderte Opitz kühl. »Aber sofern es der Fall sein sollte, was Ihr den Mägden am Brunnen nachsprecht, Frau Prediger, so hege ich aus persönlicher Einsicht und Kenntnis die feste Überzeugung, daß eine Dame wie Madame Constanzia Zierenberg, von der offenbar die Rede ist, nicht einen Schritt breit vom rechten Wege abweichen wird.«

Marie Dorothee hatte ihren Kopf gesenkt und nippte an ihrem Glase.

»Ihr seid sehr nachsichtig, Herr von Opitz.«

»Wundert Ihr Euch darüber bei jemandem, dessen Aufgabe es doch ist, sich in die Abgründe des Menschenherzens zu versenken, wie man dies den Poeten gemeinhin zuschreibt? Sollten grade sie den ersten Stein werfen?«

»Ihr beschämt mich, Herr Herzogl. Rat,« sagte Marie Dorothee, ihren Kopf noch tiefer über ihr Glas senkend.

»Ich wüßte nicht, was ich weniger wollen möchte,« erwiderte der Dichter, mit einem bedeutsamen Blick zu ihr hinüber.

»Nun, wie immer es sich auch damit verhalte,« bemerkte Nigrinus, der den Blick aufgefangen zu haben schien, »es sei der Mantel christlicher Liebe über das alles gebreitet. Und jetzt, mein liebes Mariechen, wollen wir unsere Gläser leeren, die Flasche ist es schon, und unserm geschätzten Gastfreund und poeta laureatus nicht länger seine kostbare Zeit wegstehlen, die er besser für seine poemata und seine Senekaverdeutschung gebrauchen kann.«

Er reichte seiner jungen Frau den Arm und ging nicht ohne Würde mit ihr zur Stubentür hinaus.

21

Das waren in jenem Jahr besonders bunte und festlich bewegte Fastnachtstage, die für den polnischen Königsbesuch in der alten wehrhaften deutschen Stadt am baltischen Meere die seiner würdige grelle Umrahmung abgaben. Auf den mit den städtischen Fahnen und Bannern geschmückten Plätzen, in den bewimpelten engen Gassen drängte sich in zwei gegeneinander flutenden Strömen eine nicht abreißenwollende schaulustige Menge. Derbe Späße, saftige Kern- und Witzworte flogen von Mund zu Munde. Gekreisch und Gelächter gellten über die tausendköpfige Menge hinweg. Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten. Dann und wann bahnte sich ein kleiner Trupp bewaffneter Stadtknechte mit Püffen und Stößen seinen Weg durch das Gedränge.

Ein dichter Knäuel Neugieriger, die nicht vom Platz wichen, hatte sich vor dem de Nerischen Hause am Langen Markt, unweit des Artushofes, zusammengeballt. Hier hatte König Wladislaw mit Gefolge Privatquartier gefunden, da es ja seit jeher, trotz aller darauf zielenden polnischen Bemühungen, an einer dem königlichen Range des polnischen Souveräns angemessenen Residenz in Danzig mangelte. Der streng hansische und republikanische Geist des deutschen Stadtreiments war jedem derartigen Vorhaben von Anfang an abhold gewesen. Bestünde eine solche königliche Zwingburg erst einmal innerhalb der Stadtmauern, folgte man, so wäre es bald um die Freiheit und Deutschheit der Stadt geschehen, man hätte also wieder einmal den Bock zum Gärtner gemacht. Selbst die unbestreitbare Volkstümlichkeit des gegenwärtigen Königs Wladislaw IV. vermochte weder Rat noch Bürgerschaft an der Einhaltung dieses altüberkommenen Grundsatzes irre zu machen.

Von der erwähnten Volkstümlichkeit König Wladislaws konnten übrigens außenstehende Beobachter, wie etwa der wißbegierige Herr Charles Ogier oder andere remarkable Mitglieder der französischen Ambassade, in diesen Tagen sich durch persönlichen Augenschein leicht überzeugen. Die Schar derer, die des Königs ansichtig werden wollten, schien an dem de

Nerischen Hause – man ernannte es an den goldverzierten Säulchen des Renaissancegiebels – vorerst, wie die Tage vergingen, eher zu- als abzunehmen und bildete neben der vom Rat gestellten soldatischen Wachmannschaft vor dem Hause gleichsam noch eine zweite freiwillige bürgerliche Ehrenwache, die eben wegen ihrer Freiwilligkeit ein besonderes Kompliment für den König bedeutete. So oft die straffe soldatische Erscheinung des etwa vierzigjährigen Herrn in spanischer Hoftracht, das Haus betretend oder verlassend, sich auf dem Beischlag zeigte, ging ein beifälliges Gemurmel durch das Spalier der Wartenden, wovon die gute Hälfte generis feminini sein mochte. Es wurden von eifrigen Rechnern, an denen es ja hierzulande nicht fehlte, Schätzungen über das Geburtsjahr des Königs und weiter zurück auch seines Vaters Sigismund III. angestellt, und insbesondere die mehr oder minder holde Weiblichkeit unter der Menge vermochte nicht zu begreifen, wie ein solcher Mann und Herr es bislang noch nicht zu einer Enehälfte hatte bringen können oder wollen. Wenn solche Erwägungen auch sofort wieder von besonders Klugen und Wissenden umgestoßen wurden, indem sie sich darauf beriefen, daß doch vor einiger Zeit schon von einer bevorstehenden Heirat des Königs mit der Prinzessin Maria Ludovica von Mantua oder auch nach andern Berichten mit der Erzherzogin Cäcilia Renata von Österreich die Rede gewesen sei, so blieb doch in den Augen der meisten Mädchen und Frauen ein gewisses Etwas an dem gekrönten Herrn haften, das ihn mit dem Schleier des Geheimnisses und des Absonderlichen zu umgeben schien.

Aber auch für die vor dem Hause seines Anblicks harrenden Männer war der König Gegenstand eines nicht geringen Interesses. Auf eine nicht aufgeklärte Weise war aus dem Rathaus das Gerücht durchgesickert, der König erhebe plötzlich Anspruch auf die von den Schweden noch bis jüngst an sich gerissenen Seezölle, was offensichtlich gegen den soeben erst abgeschlossenen Stuhmsdorfer Vertrag verstieße, daher auch oben im Rathaus, wie nicht anders zu erwarten, allgemeine Bestürzung herrsche. Aber man habe es ja in der Bürgerschaft immer gewußt und es sei keine Neuigkeit für Leute von einigem Grippts, daß auf die Polacken nun einmal kein Verlaß und das beschworene Wort ihres Königs nicht das Pergament wert sei, auf dem es geschrieben stehe. Höchste Zeit sei es, schrie aus der Menge ein junger Mensch, trotz des rauhen Februartages barhäuptig, dem der verwilderte, in die Stirn fallende Haarschopf ein gefährliches Aussehen lieh, ja, allerhöchste Zeit sei es, den Neunmalklugen oben auf den Ratsstühlen einmal unter die langen Perücken zu leuchten und den Staub gehörig auszubeuteln. Denn so gehe es nicht mehr lange weiter. Aber nur wenige schnell zum Gemurmel abebbende Stimmen zollten der aufrührerischen Parole Beifall und verstummten bald. Es war jetzt, angesichts der polnischen Fremdlinge, nicht der Ort und die Stunde, der städtischen Obrigkeit in den Rücken zu fallen. Sogar jene besonders Klugen und Eingeweihten hielten es für rätlich, sich die annähernde Millionensumme von guten Danziger Gulden, die dem Gerücht zufolge der Rat der Stadt als Ablösung der von der polnischen Krone

gestellten Forderung zu zahlen bereit sei, nur hinter der vorgehaltenen Hand in die Ohren zu flüstern.

Merkwürdig genug! Selbst dieser nicht grade zarte Griff an den empfindlichen nervus rerum, den Geldpunkt, vermochte der Beliebtheit des Königs bei der harrenden Menge, wenigstens in der gegenwärtigen Stunde, keinen Abbruch zu tun. Niemand, außer etwa jenem schnell verschwundenen Schreier, verließ seinen Platz vor dem Beischlag des Königsquartiers, und wenn dann Wladislaw, begleitet von Radziwill, Koniecpolski und Kazanowski, seinen drei Nächstvertrauten, zur Tür hinaustrat und mit Verneigung gegen das wartende Spalier sein Barett lüftete, empfingen ihn wieder das schon gewohnte Beifallsgemurmel der Männer und die entzückten Blicke der Weiblichkeit.

So ging es mehrere Wochen hindurch, da der König offenbar Gefallen an der schönen, charaktervollen Stadt und ihrer selbstbewußten Bewohnerschaft fand und gar nicht an eine baldige Abreise zu denken schien. Die Fastnachtstage – der gelehrte Herr Ogier nannte sie in seinem in bestem Lateinisch geschriebenen gleichzeitigen Reisebericht die »Bacchanalien« – waren vorbei und hatten zum Schluß noch ein paar äußerst glanzvolle Festlichkeiten im Gefolge gehabt, eine davon auf Einladung des litauischen Kanzlers Radziwill in dessen Privatlogis, die andere im Schwarzwaldschen Hause. Unter den Gästen des Kanzlers, dem der höchst gewandte königliche Kämmerer Kazanowski in seinen Hausherrenpflichten zur Seite stand, befand sich auch der Ratsherr Kerschenstein mit seiner Dame Constanzia, die wie immer ihre Umgebung, zumal ihre vollzählig erschienenen französischen Freunde, aber nicht minder auch die polnischen Gastgeber durch ihre wie selbstverständlich wirkende Anmut und den Glanz ihres Geistes bezauberte. Nach einem üppigen Gastmahl waren die Tische fortgeräumt worden, um für die teils würdevoll zeremoniellen, teils lustig grotesken Reigentänze Platz zu schaffen. Einer von ihnen bestand darin, daß jemand von den Herren sich aus dem ihn umgebenden Kreise nach einigen Tanzschritten eine Dame wählte, sie in die Mitte des Kreises stellte, mit dem Auftrag, unbeweglich stehen zu bleiben, während er mit lustigen Gebärden um sie herumtanzte und sie zum Lachen zu reizen suchte, sie aber möglichst lange ernst und streng zu bleiben hatte. Lachte sie schließlich, so war der Herr Sieger und durfte sie bei der Hand ergreifen, um einige Runden mit ihr zu tanzen. Eben diese Dame hatte darauf einen anderen Herrn zu wählen, um wiederum diesen zum Lachen zu bringen, und mit ihm das gleiche Spiel zu beginnen, wie der erste Herr mit ihr, und so fort. Es war, wie man nachher zu berichten wußte, lustig anzusehen gewesen, wie die jungen Danziger Mädchen und Frauen, alle bürgerlicher Herkunft, mit den polnischen Großen, meist reiferen Herren, und dem würdig ernstern Grafen d'Avaux, dem Gesandten Richelieus, Spaß und Schelmerei getrieben hatten und ihnen listig um den Bart gegangen waren.

Der zweite große Gesellschaftsabend, mit dem diese Festwochen auf jener damaligen

Friedensinsel zum endgültigen Abschluß gelangten, fand auf Veranlassung König Wladislaws, der sich selbst dazu ansagte, im Hause der verwitweten Frau Brigitte Schwarzwald statt, in deren Vertretung ihr Schwiegersohn, Hauptmann von Proen, die Einladungen hatte ergehen lassen. Da jedoch als der eigentliche Gastgeber der König selbst auftrat, so verstand es sich, daß nur ihm genehme Gäste geladen waren. Immerhin war doch die ganze Danziger Gesellschaft auf diesem Paradeabend versammelt, dazu alle grade anwesenden Fremden von Distinktion. Man sah wieder den französischen Gesandten d'Avaux, auch der eifrige Tagebuchschreiber Herr Ogier fehlte trotz Magenverstimmung nicht. Er hatte eigentlich gar nicht zu den Eingeladenen gehört, sondern nur seinem hohen Chef das Geleit bis zum Festhause gegeben, war aber dann, als er in sein Quartier heimkehren wollte, auf Anordnung des Bürgermeisters Zierenberg wieder zurückgeholt worden und fand sich, offenbar zu seiner großen inneren Genugtuung, plötzlich an der königlichen Tafel, mitten unter den polnischen Würdenträgern und sonstigen Magnaten.

So konnte er später in seinem Büchlein nicht ohne Stolz verzeichnen, daß der Umtrunk, der mit Seiner Majestät dem König angefangen hatte, auch bis zu ihm und seinen andern Kollegen von der französischen Ambassade gekommen sei und sie dieselben Becher des gleichen Maßes leergetrunken hätten. Vier angesehene Damen hätten dem König aufzuwarten gehabt: zu seiner Rechten die schöne Cordula Zierenberg, eine von des Bürgermeisters zahlreichen Nichten, dem König gegenüber die Dame Constanzia Kerschenstein, zu seiner Linken Anna von Proen, des Feldhauptmanns junganvermählte Eehälfte und Tochter der Gastgeberin Brigitte Schwarzwald. Auch Lisbeth Hafferat, jenes auffallend schöne Mädchen, dessen Bild nachher den alternden Junggesellen Ogier als unvergeßliche Erinnerung in seine Pariser Heimat begleiten sollte, sei mit an der königlichen Tafel gewesen und habe den Kämmerer Kazanowski zum Tischherrn gehabt, an den sich dann Fürst Radziwill, Kaspar Dönhoff, der Woiwode von Sieradz, der Kron-Großmarschall Opalinski und der Kron-Schatzmeister Danilowicz sowie andere Große mit ihren Damen weiterhin an der Tafel angereicht hätten.

Da man sich bereits nach Aschermittwoch, demnach in der Fastenzeit befand, so habe man aus Rücksicht auf die anwesenden Geistlichen vorerst nicht getanzt, sondern eines der beliebten Gesellschaftsspiele gespielt, wobei ein Ring des Königs in den Händen einer Dame verborgen wurde und abwechselnd die anderen Damen und Herren raten mußten, wo er sich befinde. Während alles dessen ertönten Musik, Gesang und begleitendes Clavichord.

Ein anderes Spiel, das besonders der Männerwelt allerlei reizvolle Perspektiven darbot, sei das folgende gewesen. Ein Teppich wurde auf dem Boden ausgebreitet und eine Feder darauf hingelegt. Die mußten dann Damen und Herren, die Hände auf dem Rücken gebunden und der Länge nach auf dem Teppich ausgestreckt, abwechselnd mit dem Munde aufnehmen, was

äußerst mühsam war und dementsprechendes Gelächter und Schadenfreude hervorrief, ganz abgesehen von dem Extravergnügen für die zuschauenden Herren. An diesem Abend habe auch der junge Attaché Varenne, den der König auf den Rat von Madame Constanzia dazu aufgefordert habe, Gelegenheit gefunden, seine französische Sangeskunst vorzuführen, was – ebenso wie die sich daran anschließenden französischen Reigentänze – mit allgemeinem Beifall geschah. Als der König sich beim Weggange verabschiedete, habe er entblößten Hauptes allen Damen und jungen Mädchen die Hand gereicht und heilig versprochen, in einigen Monaten wiederzukommen: ein Gelübde, das wie so manche andern königlichen Versprechungen freilich nicht gehalten werden sollte, nicht grade zum Mißvergnügen des Bürgermeisters Zierenberg und eines hochedlen Rats der Stadt Danzig.

Begreiflich genug, daß noch lange Wochen nach seinem Ende dieser Königsbesuch in aller Munde war und Hoch und Nieder, Patriziern und einfachen Bürgersfamilien, Gesprächsstoff in Hülle und Fülle bot. Auch Andreas Hünefeld, der findige Zeitungsmann, verfehlte nicht, das bunte Drum und Dran dieser Haupt- und Staatsaktion, eben das, was davon für jedermann auch in der Außenwelt ergötzlich oder erbaulich zu lesen war, für seine Danziger »Relation« weidlich auszuschlachten.

Martin Opitz, der währenddessen noch immer »krankheitshalber« ans Zimmer Gefesselte, erhielt von Hünefeld bei dessen Besuchen fortlaufend Bericht über alles Wissenswerte an Vorkommnissen und Geschehnissen dieser abwechslungsreichen Wochen und Tage, die dem sich langweilenden Poeten schier wie Monate vorkommen wollten. Ihm, der durch sein bisheriges so bewegtes Leben an unablässige Betriebsamkeit, an einen währenden Dauerlauf, gleichsam den Ereignissen immer um ein paar Nasenlängen voraus, gewöhnt war, schien es, als sei sein eilender Fuß plötzlich wie durch eine erhobene Zauberhand traumgleich auf einen Punkt festgebannt und alles krampfhaftes Bemühen bringe ihn, den gleichsam in Schweiß Gebadeten, auch nicht um einen Schritt weiter vorwärts. Es war wie ein Alldruck, der ihn auf dem Wege zum erträumten Ziel festzuhalten und aus dem es kein Erwachen zu geben schien.

»Wisset, Freund Hünefeld,« äußerte der Dichter bei dieser Gelegenheit einmal zu dem ihn Besuchenden, »wenn Ihr nicht jetzt in leibhaftiger Gestalt vor mir säßet, so daß ich Euch anzufassen, Eure Hand zu ergreifen, Euren Atem zu spüren vermöchte, so könnte ich lebendig begraben zu sein und als seliger Geist hier in meiner Foliantengruft eingemauert zu sitzen vermeinen. Habt Ihr jemals von jenem verzauberten Mönch im Kloster Heisterbach vernommen, Freund Hünefeld? Ich las es in einem alten Chronikbuch, ein junger Fant von fünfzehn Jahren, der ich war, und konnte mir drum noch nicht viel dabei denken. Aber dessenungeachtet ist mir dieses Mönches Mär wie eingemeißelt in meinem Gedächtnis verblieben.«

»Und welcher Art ist diese Mär?« fragte Hünefeld.

»Ihr kennt das Wort der Schrift? Dem Herrn ist ein Tag wie tausend Jahr', und tausend

Jahre sind ihm wie ein Tag. Über diesem Wort der Schrift, das ihm rätselhaft dünkte, soll jener Mönch tage- und nächtelang gebrütet und sich den Kopf zerbrochen haben. Und ist unter dieser Grübelei tiefer und tiefer in den Wald geraten, in welchem er sich, Luft zu schöpfen, ein Weilchen hat ergehen wollen. Und wie er dann doch in sein Kloster den Weg zurückgefunden, da ist es ihm schon absonderlich vorgekommen, daß ein Pater Guardian ganz unbekanntes Angesichts ihm das Klosterpförtchen öffnete, und im Refektorium, wo die Brüder grade ihr Mahl einnahmen, sitzt ein Fremder auf seinem gewohnten Platz, die ganze Gemeinde aber ringsum schaut ihn mit verdutzten Mienen an, nicht ein vertrautes Gesicht darunter, und sie unterhalten sich mit halbfremden Lauten von einem Mönch, der vor fünfhundert Jahren hier im Kloster gelebt haben sollte. Selbiger habe unablässig dem Bibelwort von den ›tausend Jahren wie ein Tag‹ nachgesonnen und sei in den Wald gegangen, und niemand habe ihn wiedergesehen. Da kommt es wie ein Blitz über ihn, was es mit den tausend Jahren wie ein Tag auf sich hat, und er streckt die Arme gen Himmel und sinkt tot nieder. Also und auf die nämliche Art, um zu meinem tertium comparationis zu gelangen, ist es mir zu dieser Stunde ergangen, da ich Euch, Freund, hier vor mir sitzen sehe und Ihr erzählt von Vorgängen, so gestern und ehegestern sich zugetragen haben sollen, indes mich bedünken will, als seien sie vor tausend Jahren geschehen und ich selbst sei derweil steinalt geworden.«

Was das für eine grauenhafte Art von Traum sei, den er abschütteln müsse, meinte der Buchhändler fröstelnd.

»Ist Euch solche Art zu träumen so fremd?« erwiderte der Magister lächelnd. »Mir ist sie von Jugend auf wohlvertraut. Aber Ihr habt schon recht, sie ist nicht gerade vergnüglich zu nennen. Mahnt sie uns doch nur allzusehr an die Vergänglichkeit, der wir alle, als die vom Weibe Geborenen, unterworfen sind, an die vanitatum vanitas, als welche unser gemeinsames Erbe hienieden.«

Hünefeld schüttelte den Kopf und trat nahe auf Opitz zu, indem er ihm forschend in die Augen blickte.

»Was ist mit Euch vorgegangen, Herr Herzogl. Rat? Ihr kommt mir verändert vor? Ihr seid doch nicht in Wirklichkeit krank?«

Opitz lächelte wieder.

»Ihr vergesset, Freund, daß ich ja seit Wochen hier in meiner einsamen Klausur sitze und nach der mir gewordenen Order von höherer Stelle hiesiger Stadt auch wirklich krank zu sein habe.«

»So könnt und dürft Ihr Euch hinfüro guten Gewissens wieder als gesund melden und braucht uns löblichen Danzigern Euren Anblick nicht länger vorzuenthalten, dieweil ja das ganze großartige Spectaculum abgetan, die Fahnen und Girlanden in der Rüstkammer schlummern und die polnische Majestät mit dem ganzen sarmatischen Spuk auf und davon

ist, nicht ohne daß Sie achthunderttausend Gulden aus dem Stadtsäckel als Abfindung für die Seezölle hat mitgehen heißen. Wie kommt Euch das vor? Seid froh, daß Ihr dabei nicht die Hand im Spiel zu haben brauchtet!«

Opitz war aufgesprungen.

»Bei Sankt Martin, meinem Namenspatron! Woher habt Ihr die Kunde?«

»Woher denn sonst als dorthier, wo die Wasser entspringen und man den Urquell rieseln hört,« erwiderte lächelnd der Buchhändler mit einer vieldeutigen Kopfbewegung. »Vom Rathaus, versteht sich. Unsereiner muß bis an die Quellen gehen. Aber was sagt Ihr dazu?«

Der Dichter hatte einige lebhaft Schritte durch die Stube gemacht und wandte sich jetzt wieder Hünefeld zu.

»Freund! Freund!« rief er bewegt. »Da hat mir mein guter Genius wieder einmal zur Seite gestanden!«

»Ich glaub's Euch wohl, Herr Herzogl. Rat!« lachte der Zeitungsmann. »Ihr hättet die Patenschaft bei diesem wahrhaft königlichen Wiegengeschenk an die polnische Majestät nicht allzu gerne übernommen!«

»An mir wäre es hängen geblieben!« nickte der Dichter. »Bestimmt! Ganz bestimmt!«

»Sie hätten Euch auf dem Rathaus zum Sündenbock gemacht,« bestätigte Hünefeld. »Ihr wäret so bequem zur Hand gewesen.«

Opitz machte eine unwillige Bewegung, als müsse er etwas abschütteln.

»Hole der Henker das verwünschte Diplomatenhandwerk! Sie können für unsereinen doch niemals etwas um unser selbst willen tun! Um dessentwillen, daß wir mit Gut und Blut Apoll und den Musen dienen, um dessentwillen geschieht nichts für uns. Im Gegenteil, wir zahlen noch mit unserm Leben für den heiligen Dienst, in welchem wir stehen. Können sie verlangen, daß wir es ihnen noch danken, denen auf den Thronen und in den Ämtern?«

»Und doch wird man sich oben auf dem Rathaus wunder was darauf einbilden, wie man Euch entgegengekommen sei, indem man Euch aufgab, Euch krank zu stellen und Euch in Eurer Stube zu halten, so daß Ihr den Kopf nicht in die Schlinge zu stecken brauchtet! Ihr vergeßt ganz, geschätzter Freund, daß Ihr es mit Euren ›Wohltätern‹ zu tun habt.«

Hünefeld machte einige Schritte und kicherte in seiner unterirdischen Weise vor sich hin.

»Neugierig bin ich nur,« fuhr er fort, »wem sie jetzt die Schuld an dem hübschen Aderlaß zuschieben werden. Denn einen gehörigen Skandal wird es im Rat und bei der Dritten Ordnung sicherlich absetzen. Na, mir kann's recht sein. Fällt doch wieder was für meine ›Relation‹ ab. Wißt Ihr übrigens schon, Herr Herzogl. Rat, daß der Kaiser und der Sachse zu Prag einen Friedenspakt miteinander eingegangen sind?«

»Der Kaiser und der Dresdner Kurfürst? Ei! Seht einmal an!« rief der Dichter. »So scheint es doch noch einmal Friede werden zu wollen in deutschen Landen? Beinahe hätte man

geglaubt, es nicht mehr zu erleben.«

Hünefeld verzog spöttisch das Gesicht und schüttelte den Kopf.

»Freut Euch nicht zu früh, Herr Herzogl. Rat! Wie war es nach der Sintflut? Da hat auch noch nicht die erste Taube den Ölzweig gebracht. Erst nach geraumer Zeit die zweite oder gar die dritte. Vorderhand muß noch das Letzte kurz und klein geschlagen werden, und nichts, was noch aufrecht und gerade steht, darf übrig bleiben. Auch unserer löblichen Stadt, über welcher so schön trügerisch die Friedenssonne scheint, wird es über kurz oder lang einmal an den Kragen gehen.«

»Ihr seid ein greulicher Schwarzseher, Hünefeld!« rief der Dichter mit einer heftigen Handbewegung.

»Und Ihr ein unverbesserlicher Optimiste!« gab der Buchhändler zurück und verzog sein Vollmond-Eulengesicht zu einer satirischen Grimasse.

Der Dichter stand in Sinnen verloren am Tisch und hatte den Kopf auf der Brust.

»Gut! Mag es sein, wie Ihr sagt. Vielleicht gehört es nun einmal so zu mir und ich würde nicht der Martin Opitz von Boberfeld sein, der die deutschen Lande wieder zu ihnen selbst und zu ihrer angestammter, Muttersprache zurückgerufen und der deutschen Poeterei wieder in den Steigbügel geholfen hat! Wie hätte ich das vermocht, wäre ich nicht ein Optimiste, wie Ihr mich in Eures Herzens Härtigkeit schaltet.«

Hünefeld näherte sich dem versunken dastehenden Poeten und legte ihm behutsam die Hand auf den Arm, während er mit einer ungewohnten Weichheit sagte:

»Verkennt mich nicht, hochgeschätzter Meister der edlen ars poetica. Es war nicht böse gemeint mit dem Optimisten. Was sollte denn aus der mit Not und Pein beladenen Welt noch werden, so ihr Optimisten nicht wäret, ihr Poeten, als welche uns Sterblichen den Glauben schenken und die Hoffnung auf etwas Schöneres, was nachkommen wird.«

Opitz schüttelte ihm bewegt die Hand.

»Ihr ahnt vielleicht nicht, Meister Hünefeld, wie sehr Ihr mich mit dem Wort erfreut. Habe ich doch in meinem Innern schon manchmal Zweifel getragen, ob Ihr überhaupt noch an etwas glaubt in dieser oder jener Welt.«

22

Nicht lange nach dem Abzug König Wladislaws rüstete sich auch die gallische Ambassade zur Abreise. Es waren dringende Briefe Richelieus eingetroffen, die die Heimkehr anbefahlen. Offenbar wünschte der Kardinal außer dem sofort an ihn ergangenen schriftlichen Bericht über den Stuhmsdorfer Pakt noch eine baldige mündliche Einvernahme mit dem Grafen d'Avaux hinsichtlich seiner persönlichen Eindrücke und Erfahrungen an der Küste des

baltischen Meeres, besonders soweit es die Stellung des mit ihm alliierten Schwedens anbetraf.

So manchem Mitglied der Ambassade, wie etwa dem noch immer eifrig tagebuchschreibenden Herrn Charles Ogier oder dem der Dame Constanzia Gesangstunde erteilenden jungen Varenne, fiel der Gedanke an den bevorstehenden Abschied schwer genug. Man hatte unvergeßliche Monate hindurch in den ersten Häusern der gastfreundlichen Stadt die entgegenkommendste Aufnahme gefunden, war mit allen nur möglichen Ehren und Aufmerksamkeiten überhäuft worden und hatte ein Leben geführt, welches gewiß nicht hinter demjenigen zurückblieb, das dem Volksmund zufolge der Herrgott in Frankreich selbst zu führen pflegt. Daß man dabei, so man irgendwo Besuch machte, gleich die übliche große Flasche Aquavit auffahren sah und, um der Höflichkeit und der Sitte zu genügen, mehr Gläser davon hinter die Binde gießen mußte, als einem lieb und bekömmlich war, mußte als eine der Schattenseiten einer so außerordentlichen Gastfreundschaft hingenommen werden. Es waren in dieser Hinsicht auch nicht alle Franzmänner so empfindlich wie der hypochondrisch veranlagte Herr Ogier, der nach einem solchen Besuch bei dem Kaufmann und Wechsler Uphagen indigniert in seinem Büchlein vermerkte, dieser Mann habe ihm und seinem Begleiter binnen einer halben Stunde vier- bis fünfmal Aquavit zugetrunken, als ob sie an Entkräftung litten. Aber sie hätten des Wechselgeldes bedurft und hätten darum einen solchen Zins dafür leisten müssen.

Umsonst hatte Monsieur Charles Ogier, er, der Gelehrte, der Bücher- und Aktenmensch, der unverbesserliche Hagestolz, lange gegen die übermächtige Gewalt gerungen, die ihn seit seiner ersten Begegnung mit der schönen Lisbeth Hafferat in Bann geschlagen hatte; er wußte selbst nicht, wie es eigentlich gekommen war. Es war wohl im Schwarzwaldschen Hause gewesen, bei jener Gesellschaft, die man dort nach der glorreichen Rückkehr aus Stuhmsdorf dem Grafen d'Avaux und den Mitgliedern seiner Ambassade, darunter auch ihm selbst als deren verdienstvollem Sekretär und Unterhändler, zu Ehren gegeben hatte. Jenen ganzen Abend hindurch hatte er das schöne Mädchen an seiner Seite gehabt, sehr zum Verdruß dieses zähledernen, immer wie spöttisch dreinblickenden Syndikus Freder, mit dem ihn amtliche Aufträge seitdem oft genug zusammengeführt hatten.

Oh, warum hatte diese Versuchung über ihn kommen müssen! Es stünde jetzt besser um seinen Seelenfrieden und um die stille Sammlung selbstgenügsamer Arbeitsstunden. Und doch! Würde er jenes flaue schale Glück von einst, jene fade Bettelsuppe, die sein Leben bis dahin gewesen war, wieder eintauschen wollen gegen den Feuertrunk, den er seit jenem Abend mit Lisbeth Hafferat in seinen Adern glühen fühlte? Undenkbar! Es gab kein Zurück zu jenem Einst, zu jenem Zustand gleichmütigen Dahinlebens und Vertuns der Tage, wovon er nicht mehr begriff, wie es je hatte sein können. Und wenn jetzt der ach unvermeidliche

Abschied auf immerdar kam, so wußte er, daß das Bild der Geliebten, deren Hand er niemals wieder ergreifen, in deren Auge er niemals wieder blicken würde, ihn bis zum letzten Atemzug durch ein ödes und freudloses Alter begleiten werde. Doch wie auch immer! Gott der Herr hatte es ihm so auferlegt. Sein Geschöpf mußte sich beugen. Nur im Glauben war Rettung, war Erlösung zu finden. An dem Tage, an dem dieser Lichtblick den düsteren Wolkenhimmel zerrissen hatte, kniete Ogier lange vor dem Altar der Gottesmutter in der Kirche der Dominikaner und verharrte in inbrünstigem Gebet.

Nicht viel anders als dem Untergebenen mit Lisbeth Hafferat erging es seinem hohen Chef, dem Grafen d'Avaux, in seinen Gefühlen für Constanzia Kerschenstein. Niemals hatte der Graf die von Sitte und Gesetz befohlene Grenze im Verkehr mit der schönen Ratsherrnfrau durch Blick oder Wort verletzt oder zu verstehen gegeben, wie es um seinen Seelenfrieden bestellt war. In leichtem, scheinbar unbeschwertem Geplauder über tausend Dinge eines von dem franzmännischen Gast als fremdartig empfundenen Alltags, aber nicht selten auch über die Fragen von Gott, Glauben, Unsterblichkeit waren dem Grafen jedesmal die Stunden des leider nur seltenen Beisammenseins mit seiner Herzdame verstrichen, und in keiner dieser unvergeßlichen Stunden hatte er sich zu verraten gemeint.

Vergebliches Bemühen! Constanzia hätte keine Frau und gewiß nicht die, die sie war, sein müssen, wenn sie die Gefühle dieses platonischen Verehrers nicht längst helllichtig durchschaut hätte. Jede Miene von ihm, jeder seiner Blicke, das leise Vibrieren seiner Stimme, wenn er über oft gleichgültige Dinge mit ihr sprach, alles und jedes tat ihr kund, wie es in seinem Innern aussah. Von kühlem Temperament und überlegten Geistes, wie sie war (manche nannten sie kalt und berechnend), fürchtete sie nicht, daß der in ihrem Gast glimmende Funke auch auf sie selbst überspringen und ihr eigenes Herz in Flammen setzen könne. Vor dieser Gefahr glaubte sie sich schon durch das Pflichtgefühl gegenüber ihrem Mann, dem Ratsherrn, behütet. Solcherart sicher vor sich selbst und den Stürmen des eigenen Bluts, konnte sie sich in aller Seelenruhe den ihr von so vielen und gerade auch den bedeutenden Männern ihrer Zeit und Umgebung dargebrachten Huldigungen überlassen und sich in den Strahlen ihres zur Mittagshöhe gestiegenen Ruhms als die geistreichste und gelehrteste Frau Danzigs sonnen. Wenn manchmal auch ihr die Leere eines unerfüllten Herzens zu schaffen machte, so mußten gestillter Ehrgeiz und befriedigte Eitelkeit ihr eine Art von Ersatz dafür bieten. War es nicht schon genug, daß sie durch die Gaben ihres Geistes und die Stärke ihres Charakters über alle ihre Mitschwestern weit und breit triumphierte und daß der Klang ihres Namens, der schon lange bis nach Welschland gedrungen war, dank den franzmännischen Gästen jetzt auch bald in dem Paris Richelieus würde vernommen werden?

An einem düsterkalten Apriltage dieses nicht nur von den französischen Gästen sehnsüchtig erwarteten, aber noch immer auf sich warten lassenden Frühlings waren im

Kerschensteinschen Hause außer dem Hausherrn selbst der Syndikus Freder und der Rats-
herr Schroer, ein wohlbeleibter älterer Witwer, mit Herrn Charles Ogier zu einer der schon
gewohnten geschäftlichen Konferenzen versammelt.

»Wir ersuchen den sehr ehrenwerten Herrn Charles Ogier,« sagte Ratsherr Kerschenstein,
»den Bescheid entgegenzunehmen, den Bürgermeister und Rat von Danzig auf die gestrigen
Beschwerden Seiner Erlaucht des Herrn französischen Gesandten zu erteilen sich beehren.
Zuvor möchte ich jedoch Herrn Ogier bitten, Platz zu nehmen, damit auch wir, insbesondere
ich selbst, den wieder das böse Podagra plagt, uns setzen können.«

Ogier verbeugte sich auf das verbindlichste.

»Oh, certainement! Nehmen wir doch Platz!«

»Sehr werter Herr Ogier!« begann Syndikus Freder seine Ansprache. »Der Rat der Stadt
Danzig hat in die Zeitungsberichte, die der Buchhändler Hünefeld dahier vor dem Artushof
öffentlich feilgeboten hat, Einsicht genommen. Es werden gewisse darin enthaltene Meldun-
gen über einen Aufruhr in Paris gegen den Kardinal Richelieu hiermit auf Antrag des Herrn
französischen Gesandten als vollständig unwahr und lügenhaft gekennzeichnet. Sämtliche
Exemplare dieses Zeitungsdrucks werden konfisziert. Der Buchdrucker wird verwarnt. So ge-
geben am heutigen Tage Anno Domini 16.. Womit wir hoffen, der Beschwerde des Herrn
französischen Gesandten Genüge getan zu haben.«

Ogier verbeugte sich abermals mit höchstem Zeremoniell.

»Ich bezweifle nicht, daß das Ärgernis damit aus der Welt geschafft ist und keine Wieder-
holung findet.«

»Wir werden Sorge dafür zu tragen wissen,« erklärte Kerschenstein in seiner trockenen,
geschäftlichen Tonart, fuhr dann jedoch, sich dieser entäußernd, mit ausgesuchter Höflich-
keit fort, nachdem so der amtliche Teil seines Besuches abgeschlossen sei, dürfe er Herrn O-
gier als gern gesehenen Gast in seinem Hause begrüßen.

Ogier verneigte sich von neuem dankend. Er bewundere, sagte er, schon seit seinem Eintritt
jenes Gemälde dort vis-à-vis an der Wand; von welchem Meister es wohl stammen möge?

»Von Albrecht Dürer, unserm großen Nürnberger Meister,« erwiderte Kerschenstein.

»Ah! Magnifique!« rief Ogier bewundernd aus.

Mit dem Blatt in der Hand des Porträtierten stelle das Bild offenbar einen Ratsschreiber
von Nürnberg dar, demnach einen einstigen Amtskollegen, erklärte Ratsherr Schroer.

»Nur daß uns leider der Meister fehlt, Ratsherr Schroer, der unsere Züge in gleicher Weise
den Enkeln zu überliefern vermöchte,« äußerte in seiner immer etwas gnietschigen Weise
Syndikus Freder.

Kerschenstein richtete sich ein wenig aus seiner gebückten Stellung auf.

»Es gibt auch in Danzig Leute von der Zunft, die etwas können, Kollega Freder.«

Freder zuckte die Achseln.

»Aber ein Dürer ist nicht darunter.«

Wie um die etwas gereizte Stimmung abzulenken, äußerte Ogier:

»Wohin mein Blick fällt, Monsieur Kerschenstein, ringsum an den Wänden entdecke ich Gemälde von Meisterhand.«

Ogier hatte sich erhoben und ging ein paar Schritte nach dem Hintergrund zu.

»Par exemple, diese nackte Venus hier mit dem weinenden Amor, der Art nach, wie der Seidenflor gemalt ist, müßte von Ihrem deutschen Meister Lukas Cranach sein.«

»Auch Ihr, Herr Sekretarius, scheint ein Kenner zu sein,« erklärte Ratsherr Schroer mit Anerkennung.

Ogier hatte sich wieder gesetzt.

»Welch ein Stolz mag es für eine Frau sein, einem so kunstfreudigen Hause vorzustehen,« sagte er, sich gegen Kerschenstein verneigend.

Der Angesprochene hatte ein nachdenkliches Lächeln um die Mundwinkel und nickte mehrmals zum Dank. Ein kurzes Schweigen entstand.

»Sie sind unvermählt, Herr Legationssekretär?« fragte Syndikus Freder, das Schweigen unterbrechend, indem er sich an Ogier wandte.

»Amors Pfeil hat mich bisher verschont, Monsieur. So ist es.«

Die bittersüße Miene des Legationssekretärs schien auf eine tragikomische Weise dem züversichtlichen Klang, womit er seine Worte gesprochen hatte, zu widerstreben.

Freder nickte.

»Also sind wir Genossen im Glück oder im Leide, wie man's nimmt. Es ergeht mir wie Ihnen.«

»Nur daß Euch, Freund Syndikus,« fiel Kerschenstein mit trockenem Lachen ein, »Amors Pfeil schon wenigstens ein halbes Dutzendmal getroffen hat. Auch jetzt sollt Ihr ja wieder in Liebe sein?«

»Ich erhebe Protest,« erklärte Freder.

Kerschenstein strich sich sein faltiges Kinn.

Nein, er solle sich auch keine Hoffnungen machen. Diejenige, auf die er es abgesehen habe, sei schon vergeben. Man habe Lisbeth Hafferat schon Freund Schroer zgedacht.

»Es wird über meinen Kopf weg verfügt!« rief Schroer lebhaft.

»Und was noch schlimmer, auch über den Kopf von Jungfer Lisbeth hinweg,« fügte Freder hinzu. Sein Gesicht hatte sich wieder zu dem schiefen Lächeln verzogen.

Schroer lehnte sich in seinem Stuhl zurück und faltete selbstzufrieden die Hände über dem Bauch.

»Wißt Ihr denn, Kerschenstein, ob ich überhaupt will?«

»Ihr wollt!« fiel Kerschenstein ein. »Das schönste Mädchen von Danzig! Ihr wollt! ... Es wird Zeit für Euch, Kollega Schroer, nach einer Nachfolgerin für Eure selige Barbara Umschau zu halten.«

»Zeigt mir nur die richtige, Kollega Kerschenstein. Mit vierzig Jahren wird man wählerisch.«

Syndikus Freder war von seinem Stuhl aufgestanden. Er schien es plötzlich eilig zu haben.

»Erlaubt, daß ich mich empfehle, Ihr Herren.«

»Müßt Ihr so plötzlich fort?«

»Geschäfte!« sagte Freder schon in der Tür. »Der Hauptmann der englischen Komödianten ist zum Bericht auf das Rathaus bestellt. Sie bitten um die Erlaubnis, eine Historie von einem Mohren von Venedig zu spielen. Gott befohlen, Ihr Herren!« Damit war er hinaus.

Auch der Franzose hatte sich erhoben. Es sei wohl auch für ihn Zeit, zu gehen.

Ob er nicht warten wolle, bis die Damen da seien, die jeden Augenblick kommen könnten, seine Eheliebste und Lisbeth Hafferat.

Ogier machte eine Bewegung des Zögerns, die ihm nicht recht gelingen wollte, und setzte sich dann wieder, indem er ein paar Worte der Verlegenheit murmelte.

Ratsherr Schroer lachte plötzlich in die entstandene Stille hinein. Er hatte eine ungewöhnlich hohe Stimme. Es klang wie das nicht ganz geglückte Wiehern eines Fohlens.

»Freder scheint Eure Anspielung gut verstanden zu haben, Kollega Kerschenstein. Er hatte urplötzlich Geschäfte.«

»Es mußte ihm einmal beigebracht werden,« erklärte Kerschenstein und nickte bekräftigend mit dem Kopf. »Vater Hafferat will nichts von dem Luftikus für seine Tochter wissen. Man kennt seine Liaisons in der Stadt. Die Familie würde Euch bei weitem als Schwiegersohn vorziehen, Kollega Schroer.«

»Und Jungfer Lisbeth selbst?« fragte Schroer und wiegte seinen Kopf, der ihm ohne Hals auf den Schultern zu sitzen schien.

Ratsherr Kerschenstein schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Aquavitgläser klirrten.

»Seit wann ist es in unserm alten Danzig Brauch, daß die Väter ihre Töchter fragen, wen sie zum Eheherrn haben wollen und wen nicht?«

Ogier rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

»Die Damen scheinen noch auf sich warten zu lassen?« meinte er.

»Damen lassen immer auf sich warten,« entschied Kerschenstein, offenbar aus sehr eigener Erfahrung, und fügte hinzu:

»Wenn es den Herren recht ist, vertreiben wir uns bis dahin die Zeit, indem wir einer alten Spieluhr zuhören, die noch von meinem Großvater stammt.«

»Und dazu noch einen Aquavit genehmigen,« schloß Schroer ab und goß sich sein Glas voll. »Es wird uns allen gut tun.«

»Wer möchte daran zweifeln!« stammelte der Franzose und hielt dem tatbereiten Schroer gottergeben sein Glas vor die zum Einschenken erhobene Flasche.

Kerschenstein hatte sich an der im Hintergrunde auf einem Tischchen stehenden Spieluhr zu schaffen gemacht und kam an den Tisch zurück. Die Töne des alten Uhrwerks erklangen aus der Tiefe des dämmrigen Gemaches, als kämen sie aus weiter Ferne.

»Charmant!« sagte Ogier nach einer Pause, als die Töne schwiegen. »Töne wie von Silberglöckchen! Sie erinnern mich an Ihr brabantisches Glockenspiel auf dem Rathaus, nur en miniature.«

»Ja, es sind Klänge, wie man sie vor einem *säculo* kannte,« bestätigte Kerschenstein.

Schroer lachte wieder auf seine quiekende Weise.

»Also Töne, gewissermaßen einbalsamiert!«

»Mais non, Messieurs,« protestierte Ogier. »Welch ein Vergleich! Wäre es nicht treffender, man sagte, es sei die unsterbliche Seele dieses kleinen Instruments, die uns mit ihrer Silberstimme umgaukelt und uns zuflüstert: Es war einmal?«

Auf der Treppe des Hauses erklangen lebhaft Stimmen und helles Gelächter.

»Die Weiblichkeit erscheint,« sagte Kerschenstein. »Der Himmel hängt ihr noch voller Geigen.«

Es sei die Stimme von Mademoiselle Lisbeth, meinte Ogier. Er erkenne sie genau.

»Wann habt Ihr sie zuletzt zu hören bekommen, Herr Sekretarius?« erkundigte sich Schroer mit anzüglichem Lächeln.

»Nun, beim Festmahl damals, das die polnische Majestät gab,« sagte Ogier nicht ohne Verlegenheit.

»Vor sechs bis acht Wochen also?« lächelte Schroer. »Ei der Tausend! Dann habt Ihr sie gut behalten!« Er lachte von neuem auf seine besondere Weise.

Ogier rückte wieder auf seinem Stuhl hin und her.

»Aber, Messieurs ...! Wäre es ein Wunder?«

Kerschenstein drohte mit gemachtem Ernst den beiden Männern mit dem Finger.

»Schroer, Schroer! Ihr habt einen Rivalen bekommen!«

»Sie setzen mich in Verlegenheit, Messieurs« wehrte Ogier ab.

Währenddessen waren Frau Constanzia und Lisbeth Hafferat in das Zimmer getreten.

»Guten Tag,« rief Constanzia. »Da sind wir, mein Herr Gemahl!«

Lisbeth Hafferat, die im Gegensatz zu ihren meist blonden Danziger Mitschwestern von einer mehr dunklen bräunlichen Schönheit war, machte einer Knicks gegen Kerschenstein und Ogier, die allein zu sein schienen, da Ratsherr Schroer sich vor dem Eintreten der Damen

in den Hintergrund zurückgezogen hatte.

»Ebenfalls guten Tag!« sagte Lisbeth. »Ja, da sind wir! Wir kommen offenbar recht ungelogen. Man macht Leichenbittergesichter.«

»So? Seid Ihr's?« bemerkte Kerschenstein in seiner trockenen Art. »Es bedurfte keiner Anmeldung. Man hörte Euch schon unten im Flur.«

Lisbeth knickste nicht ohne Anzüglichkeit von neuem.

»Große Ereignisse werfen eben ihren Schatten voraus. Aber wen sehe ich da? Monsieur Ogier? Sind Sie es wirklich?«

Ogier verbeugte sich mit der Hand auf der Brust.

»Ich kann es nicht leugnen, Mademoiselle Hafferat.«

»Gott, wie förmlich!« rief Lisbeth. »Ich heiße Lisbeth. Oder etwa nicht? Wir waren doch schon gute Freunde, als wir uns das letztemal sahen.«

»Ich bin glücklich, daß Sie sich meiner noch erinnern.«

»Sehen Sie, das klingt schon anders.« Sie klatschte übermütig in die Hände.

»Und *ich* wäre glücklich, wenn Sie sich auch meiner noch erinnern würden, mein Herr Ogier,« fiel hier Constanzia mit Ironie ein. »Oder hat Sie der Anblick von Lisbeth so geblendet?«

»Oh! Tausendmal Pardon! Ich küsse die Hand!« stammelte der Franzose.

»Wer spukt denn da eigentlich hinten herum?« erkundigte sich Lisbeth und wandte sich dem von dort herkommenden Geräusch zu.

»Ich bin es, nur ich, Ratsherr Barnabas Schroer!« quiekte eine helle Stimme aus dem Hintergrunde.

Lisbeth lachte laut auf.

»Aha! Bei den Schnapsflaschen und zu Häupten die Venus von Lukas Cranach gemalt! Himmlische und irdische Liebe!«

Constanzia schüttelte ärgerlich den Kopf.

»Seht nur das vorlaute Ding! Du solltest überhaupt noch nichts von Dingen der Liebe wissen. Aber weshalb verkriecht Ihr Euch eigentlich so hartnäckig, Vetter Schroer?«

»Wie es einem bescheidenen Danziger zukommt, Base Constanzia, wenn ein Wiedersehen mit Fremden von Distinktion vor sich geht.«

»Oh! ... Mein Herr!« wehrte Ogier ab.

Lisbeth trat wie schützend vor ihn.

»Ach, hören Sie doch nicht auf ihn! Er ist eifersüchtig und weiter nichts.«

»Bilde dir nur keine Schwachheiten ein, du kleiner Racker!« rief Schroer aus der Tiefe des Gemachs. »Im übrigen habe ich hier das Kästchen, das ich Euch beiden Weibsen zu zeigen versprach.«

»Ach ja!« rief Lisbeth mit einem kleinen Freudensprung. »Zeigt! Zeigt, Ohm Schroer! Zeigt uns das Kästchen des Kaisers Ferdinand! Ist es wirklich so kostbar?«

Kerschenstein sah verwundert um sich.

»Was höre ich, Kollega Schroer? Ihr habt das Kästchen des Kaisers, das er verpfändet haben soll?«

Schroer näherte sich dem Tisch, an dem die Damen standen, bis etwa zur Mitte des Zimmers und blieb hier stehen. Vor sich her trug er auf beiden flachen Händen wie auf einem Präsentierbrett ein nicht allzu großes, mit Edelsteinen ausgelegtes Ebenholzkästchen.

»Nur für ein paar Tage leihweis' überlassen vom Wechsler Uphagen, der es in Kommission hat. Es kann hier in Augenschein genommen werden. Wird aber nicht aus der Hand gegeben.«

Constanzia und Lisbeth waren bereits bei Schroer und umringten ihn.

»Oh! Wie schön! Wie herrlich! Rubine! Smaragde! Diamanten!«

Auch Kerschenstein hatte sich genähert und besichtigte das Kästchen.

»Tatsächlich ein seltenes Stück,« sagte er. »Warum schwiegt Ihr davon?«

»Eine kleine Überraschung, Kollega,« erwiderte Schroer. »Auch ein simpler Danziger Ratsmann hat manchmal dergleichen.«

»Sollte es wirklich aus dem Besitz des Kaisers stammen?« zweifelte Ogier.

Schroer zuckte die Achseln.

»Warum nicht? Die kaiserliche Majestät braucht Geld zum Kriegführen. Euer Kardinal Richelieu zwingt ihn ja dazu.«

Der Legationssekretär richtete sich aus seiner betrachtenden Haltung auf.

»Seine Eminenz der Herr Kardinal wird gewiß seine Gründe dafür haben, Herr Ratsherr,« erwiderte er nicht ohne Bestimmtheit.

»Zehntausend Reichstaler soll es kosten, sagtet Ihr neulich, Ohm Schroer,« warf Lisbeth ein, die sich von dem Anblick der Edelsteine nicht trennen zu wollen schien. »Eine Kleinigkeit! Ihr kauft es doch?«

Schroer zog ein komisch feierliches Gesicht.

»Nur wenn ich die Dame finde, der ich es als Angebinde zugleich mit dem Verlobungsring überreichen kann.«

Lisbeth Hafferat lächelte anzüglich.

»Wie wäre es, wenn Ihr Euch an Base Schwarzwald wenden würdet, an die schöne Cordula? Sie ist meine Freundin und ich gönne Euch ihr.«

Frau Constanzia erhob wie mit einer bannenden Gebärde die Hand.

»Genug mit dem Geplapper! Herr Ogier, Sie müssen es ihrer Jugend zugute halten.«

Ogier machte eine tiefe, gleichsam beschönigende Verbeugung. Es sah aus, als knicke er

ganz in sich zusammen.

»Oh, was mich betrifft ...!«

Constanzia schien die Zügel, die sie einen Augenblick sich hatte entgleiten sehen, wieder fest an sich nehmen zu wollen.

»Jetzt zu dir, mein lieber Mann,« sagte sie mit Entschiedenheit. »Mache dich fertig! Wir müssen zum Vater auf unser Landhaus nach Altschottland. Unsere Kalesche wartet unten vor der Tür.«

»Und warum das?« fragte Kerschenstein.

Lisbeth, die sich endlich von dem Kästchen getrennt hatte, war nähergetreten und fiel jetzt lebhaft ein:

»Haltet Euch am Stuhl fest, Vater Kerschenstein. Euer Schwager Gottfried, Constanzias Lieblingsbruder, ist von seiner großen Reise nach Frankreich und Italien unversehens nach Hause gekommen. Ganze zwei Jahre war er fort. Jetzt haben wir ihn wieder!«

Kerschenstein, der Lisbeths Freude nicht recht zu teilen schien, bemerkte trocken:

»Ist er vielleicht durch die Luft geflogen?«

»Auf einem Zaubermantel! Jawohl!« rief Lisbeth. »Von Venedig über Wien geradeswegs hierher. Er hat sich kaum eine Stunde in Danzig aufgehalten. Ist dann nach Altschottland geritten.«

Sie habe versprochen, ihm auf dem Fuße nachzufolgen, erläuterte Constanzia. Der Vater werde es sicher gern sehen, wenn auch er, Kerschenstein, sich anschließen werde, und Lisbeth werde sie beide begleiten.

Kerschenstein lächelte ironisch.

»Zur Feier des Tages! Darum wohl auch das Festkleid, Lisbeth?«

»Wie denn anders? Soll man sich etwa nicht putzen, wenn der Jugendgespieler aus fernen Landen zurückkommt? Mit dem man sich gekatzbalgt und wieder vertragen hat?« erwiderte Lisbeth und hatte dabei eine sehr gleichgültige Miene, die mit dem Ton ihrer Worte nicht ganz übereinzustimmen schien. »Aber jetzt fackelt nicht lange, Vater Kerschenstein! Und auch Ihr, Ohm Schroer! Nicht zu vergessen auch Sie, Herr Ogier! Schade, daß es jetzt nicht Traubenzeit im Zierenbergschen Garten ist! Es wachsen so schöne Trauben am Hausspalier dort, sind nur leider etwas sauer. Habt Ihr's gehört, Ohm Schroer? Auf! Auf! Die Zeit vergeht! Und das Licht verbrennt!«

Mit einer tiefen, vielleicht allzu tiefen Verbeugung vor den Anwesenden war sie zur Tür hinaus. Gleich darauf hörte man ihre eiligen Tritte die Treppe hinunter. Frau Constanzia sah ihr achselzuckend und kopfschüttelnd nach.

»Fort ist sie wie ein Wirbelwind! Ach ja! Noch einmal zwanzig! ... Komm, lieber Mann, gib mir den Arm, mit deinem bösen Podagra!«

Kerschenstein hängte sich ein wenig ächzend in ihren Arm ein.

»Noch einmal zwanzig, sagst du, Constanzia? Ich wäre auch mit dreißig zufrieden. Also Vorsicht, die Treppe hinunter!«

Das Ehepaar hatte sich ohne besondere Förmlichkeit verabschiedet und die Tür hinter sich geschlossen. Schroer und Ogier, die beiden Zurückbleibenden, sahen sich mit ungewissem Lächeln an. Der erste, der das Wort ergriff, war Schroer.

»Die sauren Trauben, Herr Sekretarius! Habt Ihr es vernommen?«

»Oh, deutlich genug, mein Herr! Jedoch durch strahlende Augen und einen lachenden Mund versüßt.«

Ogier hatte seine Worte mit einer gutgespielten Jammermiene gesprochen. Er hätte vielleicht auch einen guten Komödianten abgegeben, dachte Schroer, und mußte lachen.

»Einerlei!« sagte er. »Saure Trauben! Ich glaube, ich bleibe zu Hause.«

»Warum?« rief Ogier. »Nehmen wir, was sich uns bietet. Mademoiselle Lisbeth wartet. Folgen wir dem Ruf der Jugend. Vita brevis est.«

Er stand schon an der geöffneten Tür, um den Ratsherrn voranzulassen.

»Meinetwegen!« rief dieser. »Ich komme mit! Nach Euch, Herr Sekretarius, nach Euch!« Beide gingen gemessenen Schrittes die steile Treppe hinunter.

23

Der Tag des Abschiednehmens der gallischen Ambassade war gekommen. Nach finsternen verdrießlichen Kältewochen schien vom hellblauen wolkenlosen Himmel eine leuchtende Sonne auf die von langer winterlicher Enge aufatmende Stadt. Man hatte den großen parkähnlichen Zierenbergschen Garten, draußen vor den Toren in Ohra, als Rendezvous für das letzte Beisammensein gewählt, wie um durch die Maienherrlichkeit der Natur der Melancholie der Scheidestunde den bittersten Stachel zu nehmen. Der Park erstreckte sich zwischen der munter sprudelnden Radaune und dem sich neben ihr entlangziehenden Höhenrücken ein gutes Stück weit in die Tiefe und war ein buntes Gemisch von Blumenbeeten, grünen Rasenflächen, Parkwiesen, um schließlich im Schatten frühlinggrüner Waldbäume zu enden. Säulenhallen wechselten mit Laubengängen, labyrinthisch verschlungenen Wegen, Obstbäumen, verborgenen Fontänen, die den Vorübergehenden plötzlich anspritzten, und Reben- sowie Obstspalieren ab. Es war ein merkwürdiges Kunterbunt der verschiedensten Naturperspektiven, welches alles darauf hinwies, daß eine längere Folge von Geschlechtern, Zeitaltern und Zeitstilen hier ein Abbild ihres jeweiligen Wesens und ihrer besonderen Art und Weise, sich die Natur zu eigen zu machen, hinterlassen hatte. So uneins auch jedes einzelne mit dem andern erschien, so war doch alles zusammen von der Wirkung völliger Einheit und

Harmonie, wie es immer zu sein pflegt, wenn ähnlich geartete Menschengeschlechter, stetig einander ablösend, an einem gemeinsamen Werk, wie an den Domen und Stadtbauten im großen, so auch hier im kleinen weiterarbeiten. Die Verschiedenartigkeit künstlerischen Strebens und Gestaltens äußert sich für den Nachfahren nicht als eine verletzende Dissonanz, sondern scheint nur für den Reichtum schöpferischer Möglichkeiten und die künstlerische Vielfältigkeit derer, die einstens am Werk waren, Zeugnis abzulegen. Den späten Betrachter überkommt es bei diesem Bilde überzeitlicher Harmonie mit einer Art von lächelnder Rührung, die auch das scheinbar Ungereimte willig hinnimmt.

Als die kleine Zahl der Eingeladenen – außer dem Gastgeber Bürgermeister Zierenberg und dem gräflichen Chef der Ambassade mit seinem Gefolge nur noch das Ehepaar Kerschenstein sowie Lisbeth Hafferat – versammelt war und sich rings in weitem Kreise auf dem weichen grünen Rasen an der Seitenfront des einstöckigen Landhauses gelagert hatte, ließen sich plötzlich die hellen Töne eines Trompetensolos irgendwoher aus dem Garten vernehmen.

»Es ist unser Abschiedsständchen, Madame, für Sie als die Königin dieses Kreises,« flüsterte Graf d'Avaux der neben ihm im Grase lehrenden Dame Constanzia zu.

»Wie schön und rührend die Weise!« lächelte sie und nickte versonnen vor sich hin, ein paar Noten leise für sich mitsummend. »Und wie rein die Töne kommen! Ein Meister in seiner Kunst, Ihr Gesandtschaftstrompeter, Erlaucht!«

»Ein hohes Lob!« erwiderte d'Avaux, als die Weise verklungen war. »Darf ich es ihm überbringen, unserem braven Fouquier de Timbal, der schon unter unserem großen Henri Quatre hochseligen Angedenkens zur Attacke geblasen hat? Ich werde ihm sagen, die baltische Sirene, eine Meisterin der Töne, wie ich noch keine hörte, habe die seinen zu rühmen gewußt.«

Er hatte sich ihr voll zugewandt. Seine Stimme schien vor innerer Bewegung manchmal zu ersticken. Er mußte sich gewaltsam zusammenehmen, um Herr seiner selbst zu bleiben.

»Nicht wieder diese Worte, die mich beschämen, Erlaucht!« wehrte Constanzia kaum hörbar ab.

Aber es war, als sei der Riegel, der ihm bis zu diesem Tage die Seele verschlossen hatte, plötzlich gesprengt und sein Mund müsse überfließen von all dem so lange gewaltsam Gebändigten.

»Nicht einmal in dieser Stunde des Abschieds, dem kein Wiedersehen jemals folgen wird, darf man die Sprache des Herzens sprechen, Madame?« ging sein heißes, halb ersticktes Flüstern weiter. »Wie grausam sind sie doch, diese schönen Frauen von Danzig!«

»So ist es wirklich Ihr voller Ernst, Danzig zu verlassen, Erlaucht?« erwiderte sie, seine letzten Worte scheinbar überhörend. »Ich kann es noch immer nicht glauben.«

Graf d'Avaux wandte sich mit einem Seufzer ab. Ihre ruhige Sicherheit schien ihn zu ernüchtern.

»Des Königs Majestät ruft uns zurück, Madame,« sagte er. »Diplomaten sind meist nur flüchtige Gäste. Und oft nicht einmal gern gesehene.«

»Aber Sie waren es bei uns, Erlaucht!« rief Constanzia, und es schien ihr von Herzen zu kommen

Eine ferne Vogelstimme schluchzte irgendwo ihr Lied.

»Welch betörende Töne!« rief d'Avaux und lauschte mit der Hand am Ohr. »Ganz fern! Aus der Tiefe des Parks, wie es scheint.«

Constanzia nickte.

»Es ist eine Nachtigall, Erlaucht. Sie singt nur um diese Zeit. Der Mai hat sie verzaubert.«

»Ich vergleiche sie mit dem Zauber Ihrer Stimme, schöne Freundin,« erwiderte er leise.

»Und doch! Wieviel größer ist dieser! Er hat uns das ganze Jahr hindurch beglückt.«

»Und wird es nun nie mehr tun.«

Sie senkte mit einem schwermütigen Lächeln den Kopf.

»Oh! Madame!« rief er, nun vollends überwältigt. »Nur noch einmal lassen Sie meine Seele der Ihren lauschen, ehe wir für immer gehen müssen.«

»Vielleicht. Ein wenig später,« sagte sie und schien über etwas nachzudenken. »Wissen Sie, was mir gerade eingefallen ist?«

»Sprechen Sie!«

»Sie nannten uns grausam, uns Danziger Frauen. Sind denn die Frauen Ihrer Heimat so viel weniger grausam?«

»Oh, viel weniger grausam!« entgegnete er mit einem Lächeln ebenso des Schmerzes wie der Selbstironie. »Wo denken Sie hin, Madame! Die Frauen Frankreichs? Die Frauen von Paris? Oh, viel, viel, bedeutend viel weniger sind sie grausam!«

»Und haben Sie geglaubt,« fragte lächelnd Constanzia, »als Sie kamen, auch uns soviel weniger grausam zu finden?«

d'Avaux wiegte den Kopf und lächelte ebenfalls.

»Ich wage nicht, es zu leugnen, Madame.«

»So kehren Sie also enttäuscht in Ihre Heimat zurück und werden dort von uns kalten Nordländerinnen erzählen, die ihr Herz unter Eis verbargen?«

»O nein! Nein, Madame!« wehrte d'Avaux lebhaft ab. »Keineswegs enttäuscht! Nur wieder um eine Erfahrung reicher auf diesem Gebiet, auf dem noch niemand ausgelernt hat.«

Er schwieg, wie über einen Gedanken sinnend, und fuhr dann fort:

»Ich hatte geglaubt, das Zeitalter der Troubadours in unserer schönen Provence sei längst zu Grabe gegangen ...«

»Nun?«

d'Avaux lachte in sich hinein. Es war ein Ton bitteren Spottes in seinen Worten.

»Ich habe mich getäuscht! Es lebt! Es lebt noch heute! Es lebt in dieser Stadt! Unsere Provence ist auferstanden am baltischen Meer! Und ich selbst, ich habe den Troubadour an einem Minnehof in Danzig gespielt – den Troubadour, der ebenso keusch wie erfolglos um die Liebe seiner Herrin geworben hat.«

»Wie schön das aus Ihrem Munde klang, Erlaucht!« erwiderte Constanzia in einem Ton zwischen Ironie und Bewegung. »Man wäre beinahe versucht, es zu glauben.«

»Glauben Sie es nur, holde Dame!« rief Graf d'Avaux feurig. »Oh, glauben Sie es nur! Scheidende sprechen die Wahrheit.«

Bürgermeister Zierenberg war vom Hause her in den Garten heruntergekommen und lautlosen Schrittes auf dem weichen Rasen hinter die beiden getreten.

»Es ist vom Scheiden und Abschiednehmen die Rede, Erlaucht? Also bleibt es unwiderruflich dabei?«

Graf d'Avaux wandte den Kopf zu dem hinter ihm Stehenden ein wenig zurück.

»Unwiderruflich, Eure Herrlichkeit! Nur noch eine kurze Frist, und wir besteigen das Schiff, das uns für immer von Ihrer magnifiques Stadt und unseren Freunden hier entführen wird.«

Er hatte sich erhoben und stand dem alten Herrn gegenüber.

»Sie haben uns,« sagte dieser, »durch Ihre erfolgreiche Vermittlung in den polnisch-schwedischen Händeln einen großen und wichtigen Dienst erwiesen. Achtzehn Jahre rast die Kriegsfurie nun schon durch alle deutschen Gaue. Nur Danzig blieb bis jetzt verschont. Eine Insel des Friedens nennt uns in einem Brief aus Thorn, den ich heute empfang, unser größter lebender Poet, Herr Martin Opitz von Boberfeld. Eine Insel des Friedens! Wer weiß, wie lange das noch gilt?«

Constanzia machte eine lebhafte Bewegung, um sich von ihrem Sitz auf dem Rasen zu erheben.

»O Madame!« rief Graf d'Avaux und beugte sich hinab, um ihr mit seiner Hand aufzuhelfen. Aber sie stand schon mit festem Boden unter den Füßen und neigte mit einem Lächeln des Dankes den Kopf gegen ihn.

»Ein Schreiben von Herrn Martin Opitz, Vater?« fragte sie. »Aus Thorn? So ist er wieder einmal unterwegs?«

Zierenberg nickte, mit einem vielsagenden Lächeln um die Mundwinkel.

»Gewiß, es geschieht mit meinem Einverständnis. Der König hält gerade wieder Hoflager in Thorn. Ein Berittener brachte heute den Brief.«

»Darf man ihn nicht sehen?« fragte sie.

»Er enthält gewisse Politica,« erwiderte der Alte ausweichend. »Nur soviel magst du wissen, daß wir Herrn von Boberfeld bald wieder bei uns in Danzig haben werden.«

»Opitz bald wieder in Danzig? O wie schön!« rief Constanzia mit Wärme.

Aus einem nahen, in jungem Grün prangenden Laubengang traten nebeneinander lustwandelnd Herr Ogier und die schöne Lisbeth Hafferat in die lichte Maienhalle des Gartens.

Der Bürgermeister schmunzelte wohlgefällig vor sich hin.

»Ah! Lisbeth, unsere Jungverlobte!«

Graf d'Avaux trat lebhaft einen Schritt näher.

»Verlobt? Demoiselle Lisbeth? Wußten Sie es, Madame?«

Constanzia nickte lächelnde

»Es sollte einstweilen im stillen bleiben, Erlaucht.«

»Und der Glückliche? Wer ist es? Darf man fragen?«

»Warum nicht!« erwiderte Zierenberg statt ihrer. »Es ist Gottfried, mein jüngster Sohn. Constanzias Bruder.«

»Ja,« setzte Constanzia hinzu. »Wir sind sehr glücklich, daß nun doch noch ein Paar aus den beiden wird. Sie waren ja schon lange miteinander versprochen, müssen Sie wissen, Erlaucht.«

Der Bürgermeister strich sich seinen Seemannsbart.

»Es wird auch noch etliches Wasser die Mottlau hinunterfließen, ehe die beiden sich kriegen,« sagte er. »Mein Sohn hat sich auf ein Jahr in Tractament beim schwedischen Dragonerregiment Graf Horn begeben. Erst wenn er wiederkommt, wird Hochzeit sein. Da hören Sie es vorüberziehen!«

Aus der Ferne jenseits des Gartens erklang kriegerische Musik von Hörnern, Trommeln und Trompeten.

»Was ist das?« rief d'Avaux. »Etwa schon wieder Krieg?«

Zierenberg schüttelte den Kopf.

»Es ist das schwedische Dragonerregiment Graf Horn, Erlaucht. Kommt aus Livland. Wir haben ihm den Durchmarsch durch Danzig freigegeben. Sie reiten nach Pommern ab und den Krieg nehmen sie von unserer Friedensinsel mit sich fort.«

Lisbeth Hafferat, die mit Ogier herangekommen war, hatte die letzten Sätze gehört.

»Und meinen Gottfried,« rief sie, »meinen armen Jungen, nehmen sie auch mit fort! O Vater Zierenberg! O Schwester Constanzia!« Sie schluchzte laut. »Mein armer Junge! Was macht er ohne mich? Aber ich bin sehr stolz auf ihn, und er wird wiederkommen! Nicht wahr, Constanzia, er wird doch wiederkommen?«

»Bitte den Himmel, daß er wiederkommt,« sagte Constanzia.

»Er wird! Er wird!« rief Lisbeth und schluchzte von neuem. »Oh, ich bin sehr glücklich!«

Zierenberg lachte kurz auf.

»Dabei kullern ihr die Tränen rechts und links herunter«

»Ja, ich weiß, ich bin eine dumme Margell!« rief Lisbeth und schluckte mehrmals. »Sehr dumm! Sehr dumm, daß ich so glücklich bin und so weinen muß. Aber was soll man anderes tun, wenn man an einem und demselben Tage seinen Verlobten und seinen besten Freund, beide auf einmal, findet und wieder verliert?«

Constanzia sah lächelnd um sich. Ihr Blick traf den etwas abseits stehenden Gesandtschaftssekretär.

»Ja, es ist Herr Ogier hier!« rief Lisbeth und legte ihre Hand auf Ogiers Arm. »Denn als ich ihm erzählte, daß der arme Junge zu den Schweden geht aus dummer, närrischer Eifersucht auch seinetwegen, und daß ich mich deshalb heute morgen vor seinem Abmarsch noch schnell mit ihm verlobt habe, da hat mir Herr Ogier so herzlich dazu gratuliert und mich mit so lieben, ehrlichen Worten zu trösten versucht ...«

»O Mademoiselle!« stammelte Ogier mit komisch verlegener Miene. »Ich bin sehr, sehr froh über das, was Sie sagen!«

»Sie auch?« rief Lisbeth, von neuem in ihr Schlucken verfallend. »Also dann wir alle! Sehr, sehr froh! Ich fange schon wieder an zu heulen!«

Zierenberg breitete seinen Arm um Lisbeths Schultern.

»Nimm sie zu dir, meine Tochter!« sagte er, zu Constanzia gewandt.

Constanzia faßte die noch immer schluckende Lisbeth unter den Arm und ging mit ihr auf das Haus im Hintergrund zu. Der Bürgermeister machte eine einladende Gebärde gegen d'Avaux und Ogier.

»Folgen Sie mir, meine Herren! Constanzia wird Ihnen zu Ehren noch einmal singen.«

Während Zierenberg mit seinem breiten Schritt voranging, schlenderten d'Avaux und der Sekretär gemächlich hinterher.

»Scheiden wir nun als Sieger oder als Besiegte, Freund Ogier, aus diesem Land, das uns der Kardinal entdecken ließ?«

Er blieb stehen und sah lächelnd seinen Untergebenen an.

»Wir haben ihnen den Frieden gebracht,« meinte nachdenklich Ogier, »den wir für uns selbst so nötig brauchen. Aber wir lassen unsere Seelen dafür bei ihnen zurück. Ich glaube, die Besiegten sind wir, Erlaucht.«

Die kriegerischen Töne der Marschmusik verklangen in weiter Ferne. Aus dem Gartensaal des schon nahen Hauses vernahmen sie Constanzias Stimme, die eine italienische Arie hören ließ.

»Was schwärmen wir von Liebe, von Seele!« rief d'Avaux mit seiner alten Entschiedenheit. »Haben Sie nicht die Stimme der Kriegsdrommeten gehört? Noch immer regiert Mars die Stunde.«

Ogier hatte ein feines verneinendes Lächeln um die Mundwinkel, während er sich vor

seinem Chef verbeugte.

»Mars schweigt, Erlaucht. Uns erklingt nur noch die Stimme der holden Muse dieses Zauberlandes an den Grenzen der Welt. Werden wir es je vergessen können?«

24

Unter dem immerwährenden Donnerrollen des bald näheren, bald fernereren Kriegsgewitters am Horizont waren über der wehrhaften Stadt die Jahre nach dem Gesetz der Vergänglichkeit dahingezogen. Es ging nun schon einige Monate in das vierte Jahr, seit Martin Opitz von Boberfeld, der in allen deutschen Gauen berühmte Verfasser der »Deutschen Poeterey«, zum erstenmal der Türme von Sankt Marien und Sankt Katharinen ansichtig geworden und in den Bannkreis Danzigs getreten war. Er war mit seinen Spitzenmanschetten und dem großen weißen Spitzenkragen über der dunklen Gelehrtentracht längst eine von jedermann gekannte Erscheinung in den Gassen und auf den Spazierwegen vor den Wällen und Toren der Stadt geworden, und manches Gesicht von Neugierigen, nicht zuletzt der vorüberwandelnden Frauen und Mädchen, wandte sich nach dem immer in tiefes Sinnen versunkenen berühmten Manne mit dem gepflegten alamodischen Äußern um.

In der guten Gesellschaft Danzigs, die sich vor Fremden sonst streng zu verschließen pflegte, war er überall ein willkommenener Gast geworden. Und längst war die Zeit vorbei, wo man ihn in Rats- und Bürgermeisterkreisen ob geheimen Einverständnisses mit gewissen polnischen Aspirationen auf die Freiheiten Danzigs beargwohnt hatte. Die Bereitwilligkeit, mit der er vor Jahren dem ihm erteilten Wink, sich während des polnischen Königsbesuches zurückgezogen zu halten, Folge geleistet hatte, war unvergessen geblieben und hatte gute Früchte getragen. Sein Jahressalär war ihm bald danach auf unbestimmte Zeit verlängert worden.

»Man scheint mir also in rebus politicis endlich zu trauern,« hatte sich der Dichter damals gesagt. »Oder man hält mich auf diesem Felde, wo ich auch wirklich nichts zu suchen habe, für gänzlich abgetan und bewilligt mir das Gnadenbrot. Nun gut! Non olet, sagte jener römische Imperator. Warum sollte ich strenger darüber denken als er? Werde wohl meiner Lebtag ein fahrendem Vagant bleiben, so von den Brosamen der Mächtigen lebt, wie weiland mein großer olympischer Ahnherr, der Vogelweider.«

Es war wieder einmal Silvestertag, und ein glückliches Friedensjahr, das der Stadt zu den früheren vom Himmel geschenkt worden war, neigte sich zur Rüste. Tagsüber hatte ein wilder Schneesturm durch die Gassen gefegt, der mit Abendwerden immer mehr nachließ und schließlich in einen sanften dichten Flockenfall überging. Martin Opitz, der noch immer sein Gelehrtenheim im Hause des Predigers Nigrinus bewohnte, hatte, um dem bedeutungsvollen

Tage einen würdigen Abschluß zu geben, seine beiden ihm im Augenblick am nächsten stehenden Freunde, den Drucker und Verleger Hünefeld und den Professor der Mathematik und der Poetik am Gymnasio Academico Peter Krüger, mit dem er seit einiger Zeit in eine engere Beziehung gekommen war, zu ein paar Gläsern Punsch bei sich eingeladen.

Am Vormittag des Tages war Jochen, der Reitknecht des Hauses Kerschenstein, mit einem großen Korb am Arm bei ihm erschienen und hatte ihm von seiner Gönnerin Constanzia eine Anzahl verstaubter, recht vertrauenswürdig sich anlassender Flaschen franzmännischen und hispanischen Weins als Abschiedsgruß des alten Jahres und Bewillkommnung des vor der Pforte stehenden neuen auf den Tisch gestellt. Sie kamen grade recht für den heutigen Abend, für den sonst der vorhandene Stoff am Ende nicht gereicht hätte. Denn sowohl Hünefeld wie Peter Krüger waren wackere Zecher, die nicht so leicht die Waffen streckten, und Opitz, als ein Sohn des Ostens, hatte in seinem bewegten Leben auch so manchen guten Trunk getan.

Er hatte aus seinem bescheidenen Jungesellenhausrat zwei silberne Leuchter, Geschenke des Grafen Dohna unerfreulichen Angedenkens, hervorgeholt und ein paar dicke Wachskerzen daraufgesteckt. Sie würden gut und gern die wenigen noch übrigen Stunden des alten Jahres vorhalten, so daß man in ihrem weichen Licht dem Abschiedsgruß der Mitternachtsglocken entgegenharren konnte.

Als erster erschien, pünktlich wie immer, mit dem Glockenschlag der zehnten Stunde auf Sankt Marien, Andreas Hünefeld und brachte aus den Taschen seines Wolfspelzes einige sorgfältig in Papier verpackte Präsente zum Vorschein. Es war außer einem großmächtigen Pfefferkuchenherz noch ein gewichtiger Ballen dabei. Vorsicht! mahnte der Buchdrucker, als die beiden Männer sich ans Auspacken machten. Es seien Flaschen darin. Ein guter Portugieser Tropfen, grade noch vor Einbruch des winterlichen Frostes von Oporto für Rechnung des Weinhändlers Kopp in der Paradiesgasse hier angelandet. Man könne ihn vielleicht als Einleitung des Festgelages kredenzen.

Gesagt getan. Schon war der Stöpsel entfernt. Der dunkelgoldene Tropfen funkelte in den bunten Venediger Kelchgläsern, dem sorglich gehüteten Schatz des Dichters, den er von seinen Kreuz- und Querfahrten durch Europas Lande glücklich bis hierher gerettet hatte. Die beiden Männer ließen die Kelche gegeneinander klingen und tranken sich zu.

Man hätte wohl auf Peter Krüger warten sollen, meinte Opitz, dessen Gewissen sich regte. Aber Hünefeld tat das Bedenken kurz ab. Auf Peter Krüger sei mit Einladungen kein Verlaß. Vielleicht lasse ihn Malchen, seine Wirtschafterin, im Kreise der Eingeweihten der »Bär« genannt, nicht fort. Sie halte ihm Haus und Bett warm und ihn selbst gehörig unter der Fuchtel. Er könne ebensogut erst um Mitternacht erscheinen. Ob man denn derweil verdursten solle?

Aber kaum war dies gesagt, als draußen auf der Treppe Schritte, offenbar im Dunkeln aufwärts stolpernd, die anzügliche Rede des Spötters zu widerlegen schienen.

»Er kommt! Da habt Ihr's!« rief Opitz und eilte, einen Leuchter in der Hand, zur Tür, die er weit öffnete.

»Seid Ihr's, Freund Krüger? Ich leuchte Euch! Brecht Euch nicht den Hals!«

»Es wäre die genialischste id est bündigste und schlüssigste Katharsis, die sich für das jämmerliche Machwerk von Tragödia finden ließe, so sich Leben benamset!« gellte die Stimme des aus dem Dunkel der Treppe in den Lichtschein der Kerze Eintretenden. »Bei allen Göttern des Olymps! Warum habt Ihr mir geleuchtet, Maestro Opitz? Es läge jetzt schon alles hinter mir.«

Der Ankömmling warf seine schneebedeckte Kapuze, die er nach welscher Art zu tragen liebte, in kühnem Schwunge, daß die nassen Flocken in der Stube herumstäubten, auf einen an der Wand stehenden Schemel und trat näher an den Tisch mit den Weinflaschen heran. Opitz, der ihm gefolgt war, stellte die Kerze wieder auf den Tisch.

»Nehmt Platz, wo Ihr solchen findet, Freund Krüger,« sagte er und setzte sich ebenfalls. »Sagt mir doch,« fuhr er fort, den andern näher ins Auge fassend, »was ficht Euch an? Habt Ihr's wirklich so eilig, zum Kocytus hinabzusteigen und die Schar der auf den stygischen Gefilden Traumwandelnden durch Euren höchsteigenen Schatten zu vermehren?«

Krüger hatte sich auf einen Stuhl geworfen, daß es krachte, und stützte den mächtigen Kopf auf die erhobene Hand.

»Und wenn es so wäre?« erwiderte er. »Was ließe sich dawider einwenden? Wofern Ihr zu wählen hättet, Freunde, was wäre vorzuziehen? Ein Ende mit Schrecken, nicht länger als ein paar flüchtige Sekunden, oder ein Schrecken ohne Ende? Wie es meinem erhabenen Protektor und Gönner, dem göttlichen Galileo Galilei, leider hat widerfahren müssen, der auf der Folter den Lohn dafür erntete, daß er dem Menschengeschlecht die Gesetze der im Weltall kreisenden Sonnen und Sterne enthüllte, hierin die Erkenntnisse unseres unsterblichen Landsmanns Kopernikus ...«

»Eigentlich Käpernick geheißten,« warf Hünefeld dazwischen.

»Die Welt kennt keinen Käpernick! Die Welt kennt nur einen Kopernikus, dessen leuchtende Bahn mein großer Lehrer Galilei fortsetzte, um zu guter Letzt deshalb auf die Folterbank zu kommen. Hätte er nicht klüger getan, sich vorher den Hals zu brechen?«

Der Dichter nickte mehrmals zustimmend.

»Es ist schon so, wie Ihr sagt,« erwiderte er mit melancholischem Lächeln. »Es läßt sich kaum etwas dawider argumentieren.«

Der Buchdrucker hatte sich rittlings auf seinen Stuhl gesetzt und die Arme über der Stuhllehne verschränkt. So starrte er den Professor eine Weile unverwandt an, um dann mit der Frage herauszurücken:

»Wollt Ihr mit Eurem löblichen Vorhaben nicht wenigstens das Stündchen warten, bis die

Neujahrsglocken läuten? Eis wäre schade um den trefflichen Portugieser und Hispanier, der Euch damit entginge. Besser, Ihr brecht zuerst mal diesen Flaschen die Hälse, ehe Ihr Euch den Euren brecht.«

Krüger holte zu einem kräftigen Schlage auf die Schulter des ihm Gegenübersitzenden aus.

»Den Nagel auf den Kopf getroffen, alter Schwarzkünstler! Euer Ratschlag ist angesichts dieser Flaschenparade nicht von der Hand zu weisen. Vertagen wir also die Abreise zum Acheron bis nach Neujahr. Sie läuft einem ja nicht weg. Auf ein paar Tage kommt es angesichts der Unendlichkeit, die uns erwartet, nicht an.«

»Wir werden Euch beim Wort zu nehmen wissen, Professor!« lachte Hünefeld. »Es gilt! Stoßt mit mir darauf an!«

Peter Krüger erhob sein Kelchglas gegen das seines Gegenübers.

»Es gilt! Gleich nach Neujahr! Auf die Unendlichkeit!«

Der Klang der beiden Gläser zirpte durch den Raum.

»Was ist denn mit Euch, Großmeister der ars poetica?« fragte Krüger, zu Opitz gewandt, der in sich versunken dasaß und in sein Glas stierte. »Ihr träumt? Wovon träumt Ihr?«

»Vielleicht von der Unendlichkeit, in die wir alle einmal eingehen werden,« erwiderte der Dichter. »Aber im Ernst, Ihr Herren! Treibt Ihr es nicht etwas zu weit mit Eurem Spiel vom Acheron und vom Styx? War mir's doch eben, als erblickte ich Freund Hein leibhaftig hinter Euch, wie er Euch über die Schulter guckte und mich angrinste!«

Krüger schlug eine helle Lache auf.

»Habt Ihr ihn auch erblickt? Justament so sah ich ihn Euch über die Schulter gucken! Also dann auf gemeinsame Fahrt zum Kocytus!«

Sie stießen zu dreien an.

»Achtung, Freunde!« rief Opitz. »Zerteppert mir nicht meine schönen Venediger Kelche! Mein einziger Reichtum, der mir aus meinen Schiffbrüchen geblieben ist!«

»Wollt Ihr sie etwa Euren Erben hinterlassen?« fragte mit einer schmetternden Lache Krüger. »Ihr vergeßt ganz, daß Ihr die Fahrt zum Kocytus mit mir gemeinsam anzutreten gedenkt?«

Opitz nickte zerstreut und ging zum Ofen, in dem Buchenklötze hellauf prasselten. Er hatte eine Anzahl Flaschen hispanischen und franzmännischen Weins in einen bereitstehenden Kessel entleert und setzte ihn auf die rotglühende Platte der Ofenröhre, deren er sich zum Kochen zu bedienen pflegte.

»Vorsicht!« rief Hünefeld. »Daß der Wein ja nicht zu sieden anfängt! Sonst ist der Spiritus zum Teufel!«

Der Dichter kam zum Tisch zurück und sah mit einem mitleidigen Achselzucken auf Hünefeld hinunter.

»Wollt Ihr Eulen nach Athen tragen? Es wäre das gleiche, als wenn Ihr mich das Punschbrauen lehren wolltet.«

Kardamom, Muskatnuß und Gewürznelken harrten in offenen Döschen des Augenblicks ihrer Vermählung mit dem bereits zum Brodeln sich anschickenden Gemisch in der Ofenröhre. Alle drei sprangen auf, um den entscheidenden Moment ja nicht zu verpassen. Aber der Dichter vertrat mit einer magischen Gebärde den allzu Eilfertigen den Weg.

»Hinweg, ihr vorschnellen Geister! Zurück auf eure Plätze! Ein Höherer waltet hier seines Amtes!«

Er trug den dampfenden Kessel zum Tisch, tat die bereitgehaltenen Gewürze in sorgfältig bemessenen Prisen in das wallende Gebräu, rührte es mit einem mächtigen Schöpflöffel gleichsam rhythmisch durcheinander und breitete zum Schluß segnend seine Hand über die lieblich duftende Flüssigkeit.

»Abracadabra Schiboleth!
All' Erdenlust verwelkt, vergeht.
Gleichwie der Dampf gen Himmel wallt,
So unser Geist entschwebet bald.
Denn alle Erdenlust zerstiebt, verweht.
Abracadabra Schiboleth.«

Der Dichter hatte die aus dem Augenblick geborenen Reime mit einer feierlich beschwörenden Stimme gesprochen und rief, während bereits von Sankt Marien der erste Stunden-schlag der Mitternacht, zugleich mit dem majestätisch einsetzenden Glockengeläut herüberschallte, den beiden am Tisch stehenden Zechgenossen mit gebietender Stimme zu:

»Den Kehrreim sprecht mir nach, ihr Brüder der Mitternachtsstunde,« und gemeinsam erklangen die Stimmen des Dichters, des Professors der Poetik und des Zeitungsdruckers durch den Raum:

»Denn alle Erdenlust zerstiebt, verweht
Abracadabra Schiboleth!«

Sie stießen ihre zinnernen Becher aneinander und leerten sie auf einen Zug.

Hünefeld, der bei solchen Anlässen gern als Festredner aufzutreten pflegte, rief plötzlich in den hellen Becherklang und das dumpfe Glockengeläut hinein:

»Silentium, ihr Ritter vom Einhorn! Ihr Brüder der Mitternachtsstunde, wie Freund Opitz, der Horatius Flaccus dieses Säkulum, uns vorhin getauft hat! Wir haben soeben den Einzug

des Jahres des Herrn 1639 durch das geöffnete Tor des Chronos feierlich mit Zauberspruch und Becherklang in solenner Manier begrüßt. Da geziemt es sich wohl auch, einen wenn auch vorwitzigen Blick in die Zukunft zu tun, als welche ja in der Silvesternacht für auserwählte Geister auf ein paar flüchtige Momente ihren Schleier zu lüften pflegt. Wisset denn, Ritter vom Einhorn, daß ich in meinen Rocktaschen, in der linken wie in der rechten, je eine Botschaft von Gewicht und Bedeutung für das kommende Jahr mit mir führe, die ich Euch schon längst hätte annonciieren können, mir aber klügligh für diesen Jahresanfang aufgespart habe. Die eine ist von saturnischer Art und kündet nahendes Unheil. Die andere dagegen trägt einen Zweig des Ölbaums vor sich her und das Geläut ihrer Silberglöckchen klingt gar lieblich in die Ohren.«

Krüger, der rasch hintereinander mehrere Becher des starken Punsches hinuntergestürzt hatte, sprang auf und rief:

»Heraus damit! Heraus mit Eurer Himmelsbotschaft und Eurem Rabengekrächze! Wollt Ihr Höllenhund uns noch länger auf die Folter spannen? Heraus damit! Heraus!«

»Welche von den beiden Botschaften, die ich Euch bringe, wollt Ihr zuerst vernehmen? Die segensreiche oder die saturnische?«

»Die saturnische!« schrie Krüger, ganz aus dem Häuschen, packte Hünefeld beim Rockkragen und schüttelte ihn mehrmals kräftig. »Die saturnische Botschaft natürlich zuerst, Ihr Gallapfel!«

»Seid Ihr von Sinnen?« keuchte Hünefeld und riß sich von dem Tobenden los. »Ihr erfahrt es noch früh genug! ... Was ist Eure Meinung, Freund Opitz? Welche Rocktasche wählt Ihr? Die rechte oder die linke? In jeder steckt ein Schreibebrief, den mir heute die reitende Post von meinen Korrespondenten im Reich ins Haus brachte. In der nächsten Nummer meiner ›Danziger Relation‹ bring' ich sie in Druckschrift unter die Leute. Aber ihr, meine Mitbrüder der Mitternachtsstunde, sollt sie als mein Neujahrspäsent vor allen andern Danzigern zu Gehör bekommen. Also welche von meinen beiden Taschen wählt Ihr als erste, Freund Opitz? Rechts oder links?«

»Links! Immer links!« rief Opitz. »Links vom Leben meinen Weg zu gehen, war mein Schicksal hienieden. Kam darum wohl auch niemals vor die rechte Schmiede.«

»Ihr habt gewählt! Gut!« erklärte Hünefeld mit feierlichem Ton und zog ein Schreiben aus der Tasche, dessen fünf schwarze Siegel aufgebrochen waren und gegen das Kerzenlicht düster abstachen.

»Was ist denn das für ein lamentables Skriptum, das Ihr da in der Luft schwenkt?« gellte die Stimme des Professors, der grade dabei war, sich aus dem schier unerschöpflichen Punschessel seinen Becher neu zu füllen.

»Hab' ich's Euch nicht vorausgesagt?« erwiderte Hünefeld. »Eine Meldung saturnischer

Art aus den papistischen Landen jenseits des Donauflusses. Sie kommt! Sie kommt!«

»Wer kommt? Was kommt?« riefen Opitz und Krüger wie aus einem Munde.

Hünefeld erhob feierlich seine beiden Arme zum Himmel und ließ sie dann langsam sinken.

»Wer denn anders als die Pest! Seit Jahren wütet sie ja in Kurbayern. Sie haben da in einem von der Pestilenz überaus schlimm heimgesuchten Dorf im Alpengebirge, Oberammergau geheißten, ein eigens für die Gottesmutter erfundenes und versifiziertes Passionsspiel alle zehn Jahre zu tragieren das Gelübde getan und, glaub's wer's wolle, hat daraufhin die Seuche auch realiter ihren Abzug aus besagtem Dorf vollführt und ist gen Norden über den Donaufluß ins Böhmerland hinübergewechselt, allwo sie jetzt unter den Hussitenbrüdern ganze Hekatonben von Opfern fordert. All das mit manchen sonstigen Kuriositäten und Unterhaltsamkeiten steht hier in dem Schreibbrief mit den ominösen fünf Siegeln zu lesen, welchen mir mein Korrespondent aus Regensburg dieser Tage hat zukommen lassen. Ihr werdet ihn in meiner nächsten Relation, als welche auf Dreikönig aus der Presse kommt, schwarz auf weiß gedruckt vorgelegt bekommen.«

»Auf Dreikönig?« fragte Krüger, der halb eingenickt war und jetzt plötzlich zu erwachen schien. »Auf Dreikönig?« wiederholte er.

»Ja! Warum fragt Ihr? Ist es etwas so Besonderes, daß das Zeitungsblatt auf Dreikönig herauskommt?«:

»Und ob es etwas Besonderes ist, Mann Gottes oder vielmehr des Satans!« schrie der Professor und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Wißt Ihr nicht, daß auf den Dreikönigstag die nächste Sonnenfinsternis fällt? Ich habe es ja neulich den Danzigern nach meinen Tabellen und Berechnungen, auf die ich mich verlassen kann, vorausgesagt. Und wenn Ihr Satanskerl dann an dem Tage noch mit Eurer herannahenden Pestilenz kommt, so ist das *wohl* etwas Besonderes!«

»Sonnenfinsternis und Pestilenz?« kicherte Hünefeld in sich hinein. »Meine Druckblätter werden reißend abgehen!«

»Was spendiert Ihr daraufhin?« fragte Krüger mit kratziger Stimme.

»Fünf Bouteillen exzellenten Portugieser Weines von Oporto! Ist es Euch genehm so, Ihr Ritter vom Einhorn?«

»Topp! Wir nehmen Euch beim Wort!« bellte Krüger. »Aber nicht lange damit gefackelt! Auf Dreikönig steigt Eure Libation an Pluto, den Herrscher der stygischen Gefilde, und steigt gleichzeitig meine Sonnenfinsternis! Habt Ihr verstanden, erhabener Geistverzapfer?«

Hünefeld hatte wieder sein unterirdisches Lachen und erhob seinen Becher.

»Vollkommen und totaliter! Es lebe Eure Sonnenfinsternis! Und nicht zu vergessen, es lebe die Pestilenz!«

»Sie sollen leben! Sollen leben alle zwei! Vivant hoch!« brüllten die drei Mitternachtsbrüder im Chorus und leerten ihre Becher.

Nach dem mißtönigen Durcheinander der sich überschlagenden Stimmen fiel eine augenblickliche Stille ein. Opitz, als erster sie unterbrechend, sagte mit einem nachdenklichen Lächeln:

»Wißt ihr auch, Freunde und liebe Gefährten, daß wir mit unserm Trinkspruch soeben die Unterirdischen aufs schönödeste herausgefordert haben? Wenn unser Tusch bis zu ihnen gedrungen ist, so komme es auf Euer Haupt, Hünefeld. Denn Ihr habt uns dazu aufgestachelt.«

»Und der hier etwa nicht?« lachte Hünefeld und deutete auf den Professor, der mit dem Kopf auf der Brust bereits wieder am Einnicken war, aber jetzt wie auf ein Stichwort aufsprang und schrie:

»Glaubt Ihr etwa, ich fürchte mich vor Gott Pluto und seinen acherontischen Sendboten? Da seid Ihr schief gewickelt. Nehmt das dafür!«

Damit schleuderte er in plötzlich ausbrechender Wut seinen gerade wieder leergewordenen Zinnbecher gegen Hünefeld, der ihn jedoch mit einem geschickten Griff knapp vor seinem Kopf abfang und kichernd dem anderen zurief:

»Fehlgeschossen! Besser zielen lernen, Professor! Man kennt ja Eure lieblichen Angewohnheiten zur Mitternachtsstunde, wenn Ihr des Gottes voll seid!«

»Noch ein Wort und Ihr seid die erste Leiche im neuen Jahr!« keuchte Krüger. Er schien vergebens nach Worten zu ringen und stand mit Schaum vor dem Munde und geballten Fäusten da, halb schon auf dem Sprunge gegen Hünefeld. Ehe er den Sprung jedoch vollends tun konnte, hatte sich Opitz zwischen die beiden Kampfhähne geworfen, indem er den nun gänzlich trunkenen Mathematiker mit beiden Armen umschlang und auf seinen Stuhl zurückdrängte, dabei durch vernünftigen Zuspruch ihn nach Möglichkeit zu sänftigen bemüht.

»Ihr ... seid ... ein guter ... Mensch, Opitz ...« lallte Krüger und ließ sich von dem Poeten willig wie ein reumütiges Kind auf seinem Stuhl mittels eines von Hünefeld herbeigeholten Polsterkissens zur Ruhe bringen.

»Euch zuliebe ...« lallte er einschlafend, »schenk' ich ... dem ... hier ... für diesmal ... noch das Leben.«

Opitz mußte hellauf lachen.

»Ihr seht,« sagte er zu dem neben ihm stehenden Hünefeld, »er ist kein Unmensch, er bläst Euch heute am Neujahrstag noch nicht Euer Lebenslichtlein aus. Das kommt erst später.«

»Wie oft hat er mir das zu nachtschlafender Zeit schon angedroht!« kicherte der Buchdrucker.

»Ihr solltet ihn, so er voll ist, eben nicht reizen.«

»Aber wann *ist* das, so er *nicht* voll ist? Es wird einmal kein gutes Ende mit ihm nehmen!«

»Mit wem von uns allen *wird* es einmal ein gutes Ende nehmen?« erwiderte der Dichter mit tiefernster Stimme. Er schien völlig nüchtern geworden zu sein. »Sagt mir das, Hünefeld!«

»Wollt Ihr in der Silvesternacht die Cassandra spielen, Meister Opitz von Boberfeld?«

»Warum nicht! Man sagt ja, Prophezeiungen und Ahnungen in der Silvesternacht erfüllen sich, noch ehe der neue Jahresring sich wieder geschlossen hat.«

»So möge denn dieses Skriptum aus meiner rechtsseitigen Rocktasche als ein gutes Omen für das neue Jahr 1639 anzusehen sein!« rief der Zeitungsmann und zog ein zweites Schriftstück, nicht unähnlich jenem ersten, jedoch ohne dessen fünf schwarze Siegel, aus seiner Rocktasche hervor.

»Was ist es denn?« fragte Opitz.

»Von meinem Korrespondenten aus Wien, aus der Kaiserstadt. Direktament aus der Kaiserlichen Hofkanzlei. Mein Gewährsmann ist im nächsten Vertrauen der jungen Majestät Kaiser Ferdinands III.«

»Und was schreibt Euer Geheimkorrespondent? Vielleicht, daß das Faßlrutschen zu Klosterneuburg am Leopolditag wegen der herrlichen Zeitläufte um einen ganzen Monat verlängert werde? Oder daß unter dem neuen kaiserlichen Regiment am Neujahrstag vom Gebetläuten in der Frühe bis zum Abendläuten aus sämtlichen Wiener Brunnen Heuriger statt Wasser fließen solle, weshalb man sich rechtzeitig mit Schöpfeimern versehen möge? Irgend etwas Derartiges schreibt Euer Gewährsmann doch stell' ich mir vor?«

»Ich sehe, Ihr seid bei gutem Humor,« entgegnete schmunzelnd der Zeitungsmann, »und im übrigen gar nicht so weitab von der Realität. Denn wofern das, was mein Korrespondent zu erzählen weiß, auf Wahrheit beruht, so könnte es sich bald begeben, daß die Wiener Brunnen sich rüsten müssen, nach so viel Jahren Kriegsnot Wein zu dem großen Friedensfest auszuspeien.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Daß die junge kaiserliche Majestät, die seit einem Jahr die Krone des Heiligen Römischen Reiches trägt, Kaiser Ferdinand III., des noch vom Vater überkommenen, schon mehr als zwanzigjährigen Krieges und Blutvergießens müde geworden ist und mit der Intention umgeht, den Grafen Clam-Gallas, den bekannten Sieger von Donauwörth, als seinen Unterhändler zu den Schwedischen abzuordnen, um über einen endlichen Frieden zu verhandeln. Und was vielleicht noch mehr bedeuten mag, wie ein seit kurzem am kaiserlichen Hoflager umlaufendes Gerücht wissen will, so soll auch der weltberühmte Ränkespinner, der seit so vielen Jahren zu Paris am Werke sitzt, der allmächtige Kardinal Richelieu, sich mit Friedensgedanken tragen, ehbevor ihm die Parze den schon längst schadhaf gewordenen Lebensfaden abschneidet! So! Da habt Ihr's! Lest es selbst!«

Opitz stand am Tisch und las, während Hünefeld ihm von der Seite mit der erhobenen

Kerze dazu leuchtete, langsam und sorgfältig das glückverheißende Schriftstück durch.

»Wunderschön!« äußerte er, als er fertig war, kopfschüttelnd. »Wunderschön! Nur leider zu schön, um sich erfüllen zu können! ... Aber selbst *wenn* es sich so und nicht anders verhielte, wie lange glaubt Ihr wohl, daß die Herren Diplomaten brauchen werden, ehe sie nur über die allerersten Präliminarien einen Akkord finden werden, so etwa, wem beim ersten Pourparler der Vortritt zustehe, den Kaiserlichen oder den Schwedischen oder dem Gesandten Seiner Allerchristlichsten Majestät? Nein, glaubt mir's nur, Hünefeld! Wir alle werden noch alt und grau darüber werden, ehbevor Friede wird, sofern wir's überhaupt noch erleben.«

Hünefeld hatte wieder sein unterirdisches Kichern.

»Es scheint, Herr poeta laureatus, Ihr und ich, wir beide haben die Rollen miteinander vertauscht. Ihr seid mit einemmal zum Schwarzseher am politischen Himmel geworden und ich, fast macht es mich lachen, ich erblicke, wohin mein Auge fällt, nur lauter Rosenwölken.«

»Wolle Gott, daß Ihr recht behaltet und nicht ich!« sagte der Dichter mit einem Seufzer aus tiefster Brust. »Kommt, Freund Zeitungsschreiber! Trinken wir darauf, daß aus Euch die Zukunft sprechen möge! Trinken wir, soviel der Kessel des leider schon kaltgewordenen Punsch noch hergeben will!«

Die beiden Becher klangen noch einmal aneinander.

»Daß der Frieden für unser altes Römisches Reich bald, bald kommen möge!« sagte Hünefeld mit beinahe feierlichem Ton.

»So sei es,« bekräftigte der Dichter im gleichen Ton. »Unser altes Heiliges Reich! Gott sei ihm gnädig, wenn sie erst am grünen Tuch sitzen und ihre Federkiele spitzen!«

25

Noch immer waltete in seiner Eckstube des rechtstädtischen Rathauses Altbürgermeister Zierenberg seines seit einem Menschenalter versehenen Amtes als Ratspräsident und Leiter der politischen Geschicke der Stadt. So mancherlei ebendaher stammende Sorgen hatten seinen Scheitel gelichtet und gebleicht, über dessen jugendliche Blondheit und Fülle seinerzeit Martin Opitz gestaunt hatte, als er ihm zum erstenmal in diesem Gemach gegenüber saß. Zuvörderst war es das leidige Problema der Seezölle, das noch immer in den Köpfen der polnischen Kronratgeber und der polnischen Majestät selbst spukte und allen polnischen Gelöbnissen zuwider nicht zur Ruhe kommen wollte.

Am frühen Morgen des Neujahrstages – Opitz war soeben erst mit einem geradezu zentnerschweren Kopf aufgestanden – hatte ein Ratsbote ein kurzes Billett des Bürgermeisters

überbracht, mit der Aufforderung, der Herzogl. Rat möge ihm noch vor der Mittagsstunde seine Aufwartung im Rathause machen. Es handle sich um eine Materie von Wichtigkeit.

Das Erstaunen des Dichters war nicht gering. Seit Jahren war kein derartiges Ansinnen mehr an ihn ergangen. Sollte es sich wieder um politica handeln? Am Ende gar neuerdings um solche mit der polnischen Krone? Aber was sollte ihm das? Hatte er diesem ganzen intriganten Treiben, allen den meschanten Händeln und Zwischenträgereien, mit denen sich die Großen dieser Erde gleich Roßtäuschern übers Ohr zu hauen suchten, nicht längst abgesagt? Vor Zeiten – es kam ihm wie eine kleine Ewigkeit vor – hatten ihn das Mischen und gelegentliche Vertauschen der Karten im diplomatischen Spiel als Unterhändler wechselnder Auftraggeber mit allen seinen Erregungen und seinem unvermeidlichen Auf und Nieder im Bann gehalten, wie er etwa die Landsknechte in den Kriegszelten dieses Zeitalters ihre Seele an den verteufelten Würfelbecher hatte hängen sehen. Ja, war es nicht oftmals die pure irdische Notdurft, der Zwang, sich über Wasser zu halten, selbst um den Preis des guten Gewissens, der ihn auf den Weg des politischen Agenten geführt hatte? Und war es denn so manchem seiner berühmten humanistischen Vorgänger, vorab des vergangenen Säkulums, etwa einem Bembo, einem Strozzi in Welschland, oder noch früher in deutschen Landen einem Konrad Celtes oder einem Erasmus, soviel anders als nachmals ihm selbst beschieden gewesen? Hatten nicht auch sie sich und ihr von Gott ihnen zugewiesenes Pfund an die Mächtigen dieser Zeitlichkeit verkaufen müssen, um ihr nacktes Leben fristen zu können?

Opitz atmete, die Straße betretend, die reine Winterluft des hellen Neujahrmorgens ein, ein Befreiter, der er war (wie weit lagen alle jene Kämpfe und Ränke und Nöte hinter ihm!), und machte sich wohlgenut, da auch sein Schädel nicht mehr brummte, auf den Weg zum Rathaus.

»Seid mir willkommen im neuen Jahr, Herr Magister!« rief der Bürgermeister dem die Schwelle Überschreitenden aus der Tiefe des Gemachs entgegen. »Ihr seid einer der ersten heute bei mir,« fügte er hinzu. »Sei es uns beiden ein glückverheißendes Omen!«

Opitz verneigte sich dankend und bat nähertretend, die guten Wünsche Seiner Herrlichkeit zum neuen Jahr mit allem gebotenen Respekt und aller schuldigen Ehrerbietung erwidern zu dürfen. Auch sei es ihm verstattet, die besten Wünsche für Glück und Wohlergehen der der weisen und umsichtigen Führung Seiner Magnifizenzen anvertrauten ebenso schönen wie mächtigen Stadt damit zu kommunizieren. Auf eine einladende Gebärde Zierenbergs nahm er ihm gegenüber am Tisch Platz. Eine Zeitlang sahen die beiden Männer schweigend einander in die Augen. Jeder schien seinem Gegenüber den Vortritt lassen zu wollen.

»Ihr schweigt, Herr Magister?« bemerkte mit verhaltenem Lächeln schließlich der Bürgermeister. »Es überrascht Euch sichtlich, daß ich Euch wieder einmal zu mir rufen ließ. Wie lange schätzt Ihr wohl, daß Ihr nicht an diesem Tisch gesessen habt?«

Es seien wohl drei Jahre seither ins Land gegangen, erwiderte der Dichter, seine Zeitschätzung vorsichtig abwägend.

»Ist's die Möglichkeit?!« rief der Alte. Es sei bedauerlich genug, daß jemandem wie ihm, der tagaus tagein hier zu sitzen und alten Quark breitzutreten habe, nur äußerst selten, genau gerechnet also nur alle drei Jahre, wenn das Glück es wolle, die Gelegenheit sich biete, mit Männern von Einsicht und Erfahrung, nicht nur auf dem Gebiete der schönen Künste, sondern, was gerade für ihn noch mehr ins Gewicht falle, auch mit vollkommenem Wissen von den öffentlichen Dingen Umgang zu pflegen und ihrer klugen und gebildeten Rede sein Ohr zu leihen. Aber das solle und müsse hinfüro anders werden, und da es ja keine tauglichere Zeit für gute Vorsätze gebe als diese jährlich einmal sich wiederholende Zäsur, die Chronos selbst in das unaufhörlich abrollende Räderwerk der Tage und Monde eingefügt habe, nämlich den Jahresanfang, so habe er den heute gefaßten löblichen Vorsatz am besten gleich in die Tat umsetzen wollen und den Herrn Herzogl. Rat zu sich gebeten, um mit ihm die ihn wieder einmal bewegende Sorge und Frage der polnischen Angelegenheiten unter vier Augen abzuwandeln.

»Ihr erinnert Euch gewiß noch, Herr Magister, der seinerzeit zwischen uns mehrfach traktierten, aber auch vor dem öffentlichen Forum viel besprochenen Seezölle, die uns während der schwedischen Kriegshändel auferlegt worden und uns beinahe an die Gurgel gegangen sind, dann aber durch den Stuhmsdorfer Pakt von uns genommen, nach einer kleinen Weile jedoch wider Treu und Glauben von der polnischen Krone sind aufgegriffen und für sich selbst usurpiert worden. Habt Ihr nicht damals selbst auch die Hand mit im Spiele gehabt, Herr Herzogl Rat?«

Diese nach der längeren, mit eintönigem Bedacht vorgetragenen Einleitung schier abrupte, wenn auch durch ein harmloses Lächeln äußerlich verhöflichte Anfrage brachte, wie es nicht anders sein könnte, den etwas schläfrig zuhörenden Dichter mit einem Schlag auf die Beine.

»Meine Hand mit im Spiele gehabt?« rief er bestürzt. Es könne sich dabei nur um einen bedauerlichen lapsus memoriae Seiner Magnifizenz, um einen durch die Vielheit seiner ihn bedrängenden Geschäfte veranlaßten und leicht erklärlichen Gedächtnisfehler seines verehrlichen Gönners handeln. Seinem Erinnern nach habe er nichts weiter getan, als für ein ihm von der polnischen Majestät übergebenes Handschreiben an Seine Herrlichkeit den simplen Botengänger abzugeben. »Nicht weniger, aber auch nicht mehr, Eure Magnifizenz!« schloß er seine Beteuerung ab.

Zierenberg hob mit einer ungeduldig abwehrenden Gebärde die Hand.

»Genug! Übergenug, Herr Magister, mit Eurer zweifelsohne aus bestem Gewissen entspringenden Selbstverteidigung. Mag es damit sein, wie ihm wolle ... Ihr wißt, daß wir Euch nichts nachgetragen haben, Euch vielmehr in unserer Stadt, ja auch in unserem engsten

circulo gehegt haben, soviel wir konnten, es auch ...« er hielt einen Augenblick inne ... »entschuldigt, wenn ich das Kind beim rechten Namen nenne, es auch an Barem nicht haben fehlen lassen, Ihr somit schon längst einer der Unseren und noch dazu einer der geschätztesten Bürger unserer alten Stadt geworden seid.«

Opitz hatte sich von seinem Stuhl erhoben und verneigte sich vor dem listig lächelnden Alten mehrmals tief.

Der Bürgermeister machte von neuem eine abwehrende Geste.

»Laßt es des Dankes genug sein, Herr Magister von Boberfeld. *Wir* wissen, was wir an *Euch* haben, und *Ihr* wißt, wieviel Ihr *uns* wert seid. Also entschuldigt meinen lapsus memoriae. Es mag wirklich einer gewesen sein, ich bin ein alter Mann, der bald ausgedient hat. Laßt mich denn zur Hauptsache kommen, weshalb ich Euch zu mir rufen ließ.«

Es sei, so fuhr der Alte nach einer kleinen Atempause fort, dem Herrn Magister ja aus eigener Wissenschaft bekannt, wie im vorigen Jahr und ebenso auch Anno 37, also zweimal kurz nacheinander, die dänische Flotte hier auf der Reede und vor der Münde eine höchst unwillkommene Visite abgestattet habe, mitten im Frieden hier ankernde polnische Schiffe gekapert und nach Kopenhagen eingebracht, auch manchen sonstigen Unfug angerichtet habe, woraus denn allerlei diplomatische Weiterungen und ein ausgedehnter Schriftwechsel zwischen Warschau und Kopenhagen ihren Ausgang genommen hätten. So sehr nun das eigenmächtige Einschreiten Dänemarks auch zu verurteilen sei, und niemand habe dies deutlicher bekundet als der Rat der Stadt Danzig, voran er, der Bürgermeister und Ratspräsident, in feierlicher und öffentlicher Sitzung, so sei doch dieses Einschreiten insofern zu begreifen und zu entschuldigen, als es darauf abgezielt habe, den freien Handel auf der Ostsee wiederherzustellen, der durch die eigenmächtige Weitererhebung der Seezölle polnischerseits in Unordnung geraten sei. Hierüber seien ja zahlreiche Streitschriften dafür und dawider in deutscher, polnischer und lateinischer Sprache erschienen, darunter auch eine lateinische von dem weithin bekannten Danziger Ratsmann Barnabas Schroer und eine zweite vom Syndikus Freder im direkten Auftrag der Stadt.

Dies alles sei dem Herrn Herzogl. Rat gewiß sattsam bekannt. Was ihm aber höchstwahrscheinlich noch verborgen geblieben: In Warschau sei von Reichstag und Senat ein hochnotpeinliches Verfahren gegen die Stadt Danzig eingeleitet. Man erhebe harte Anklage gegen die Stadt. Bezichtige sie des geheimen Einverständnisses mit den Feinden der polnischen Krone und habe jetzt sogar ein Kontumazurteil gegen die Danziger als Verbrecher gegen die königliche Majestät und als Meineidige, die des Kopfes, der Ehren und Güter verlustig zu erkennen seien, vom Stapel gelassen.

Opitz war den Eröffnungen des Bürgermeisters als einem besonderen Vertrauensbeweis mit Spannung gefolgt und fuhr jetzt unwillkürlich auf. War es schon so weit? Davon wußte in

der Stadt außer den Eingeweihten zweifelsohne noch niemand, selbst Freund Hünefeld nicht, der ja sonst seine Ohren überall hatte.

»Habe ich recht gehört, Eure Magnifizenz,« rief er, sich umsehend, mit gedämpfter Stimme. »Danzig in die polnische Reichsacht erklärt?! Am Ende gar schon bewaffnete Streitkräfte von Warschau auf dem Marsche hierher? Welch ein Unheil bedroht die Stadt?«

Zierenberg hatte wieder sein verschmitztes Lächeln.

»Beruhigt Euch, Herr von Boberfeld! Es freut mich natürlich von Herzen, wie sehr Ihr unserer Stadt zugetan seid und wie sehr sie Euch zur zweiten Heimat geworden ist. Nichtsdestoweniger braucht Ihr Euch keine Sorge zu machen. Gedenket des alten Spruches der Vorfahren: Die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn. Und so auch der Pole mit uns. Wir werden uns notfalls schon unserer Haut zu wehren wissen. Der Pole hat jetzt andere Sorgen, als sich in innere Fehden mit Waffengewalt einzulassen. Von außen drohen der Moskowiter und der Türke schlimmer denn je. Aber nicht allein zu Lande, auch zu Wasser muß sich Wladislaw vorsehen. Nicht umsonst hat vor acht Wochen der Däne zum zweitenmal seine Flotte vor unseren Hafen gelegt. Es ging nicht gegen uns, wie es gemeinhin ausgelegt wurde, es ging gegen die polnische Majestät und ihre vertrackten Seezölle, von denen sie um keinen Preis lassen zu wollen scheint. Ja, seid versichert, Herr Magister, es ging noch viel weiter. Es ging gegen das *Dominium maris baltici*, gegen die Seeherrschaft über unser Ostmeer, worauf der Polenkönig und nicht allein er, sondern auch Reichstag und Senat unbändigen Appetit zu haben scheinen. Und das wird der Däne nie und nimmer zulassen. So habe ich es aus dem Munde des dänischen Admirals in persona. Ein harter Seevogel, kann ich Euch sagen, mit dem nicht zu spaßen ist. Also schlägt Euch die Sorge um uns nur aus dem Kopf. Es wird uns schon kein Leid zustoßen, wenn wir nur fest bei der Stange bleiben und natürlich auch nicht mit dem Kopf durch die Wand wollen, sondern es geschickt anzustellen wissen. Eben deshalb habe ich an Euch, Herr Magister, gedacht und an Eure in aller Welt berühmte Eloquenz, wodurch Ihr ganz besonders auf Frauenzimmerherzen Eindruck zu erzielen versteht.«

Opitz rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Dies war nun schon die zweite überraschende Wendung in dem weitausholenden Diskurs des Alten und womöglich, so fand er, sprang sie ihm noch direkter ins Gesicht als vorhin die erste. Was plante man? Alles das war ihm nicht recht geheuer. Doch ehe er noch sprechen konnte, fuhr der Bürgermeister fort:

»Ich sehe an Eurer verdutzten Miene, daß Ihr Euch auf mein ganz ernstgemeintes Kompliment keinen Reim zu machen wißt. So hört denn. Es kommt uns aus Warschau gutverbürgt die Nachricht, die ja nach Lage der Dinge auch allerlei für sich hat, daß König Wladislaw bis über die Ohren in seine ihm jüngst angetraute Ehehälfte aus dem Erzhause verliebt ist. Ihr wißt, Cäcilia Renata, die Kaisertochter und Schwester Ferdinands III., sie haben ja erst vor kurzem in Warschau ihr Beilager gehalten ... Soll man sich also verwundern, daß der König,

wir alle kennen ihn als einen höchst galanten und für Amors Pfeil zugänglichen Herrn –, daß er also über die Maßen in seine Gemahlin verschossen ist und unter Höchstdero Pantoffel steht. Was sie sagt, tut er, und was sie will, geschieht. Käme also jemand wie Ihr, Herr Magister von Boberfeld, mit Eurem allenthalben berühmten Namen, mit Eurer anerkannten Eloquenz und Geschicklichkeit und Eurem hofmännischen Auftreten und gewänne das Ohr der Königin, so wäre damit auch das Ohr des Königs gewonnen, was gleichbedeutend wäre mit einem gewonnenen Spiel für unsere Stadt Danzig und ihre gerechte Sache.«

»Und welches wäre die mir nach Eurem Willen anzuvertrauende Kommission?« fragte Opitz mit mehrmaligem bedenklichem Kopfschütteln.

»Schüttelt nicht abweisend den Kopf, Herr von Boberfeld!« entgegnete der Bürgermeister. »Hört mich zu Ende an. Wir bieten dem König zu der früheren, von ihm seinerzeit vorbehaltenen Abfindung für die Seezölle eine abermalige, aber auch letztmalige Abfindung in anständiger Höhe, die Zahl erfahrt Ihr noch, und wollen damit den ewig wieder auftauchenden Zankapfel scheidlich friedlich aus der Welt schaffen. Der König kann dafür in allen rebus politicis, die ihm am Herzen liegen, auf unsere guten Dienste rechnen.«

»Nur nicht gerade in der Sache des Dominiums über das Ostmeer,« warf Opitz lächelnd ein.

»Nein! Darüber wäre nicht mit uns zu reden,« entschied der Bürgermeister und ließ seine schwere Faust auf den Tisch fallen, daß es dröhnte. »Darüber niemals! Über alles mögliche andere ja, so zum Exempel über Subsidien gegen den Moskowiter oder den Türken. Warum nicht! Aber über das Dominium maris baltici unter keinen Umständen!«

Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

»Also wie wollt Ihr es halten, Herr Magister? Es ist nichts Unrechtes noch Ungebührliches, so wir Euch zumuten wollen. Ihr hättet nichts weiter zu tun, als daß Ihr in schicklichen und beredten Worten, wie sie Euch so gefällig von den Lippen fließen, Ihrer Majestät unsern Standpunkt und unser bares Angebot, das ja am Ende auch nicht von Pappe ist, zu Gehör bringt und in das rechte Licht setzt ...«

»Aber posito den Fall, die hohe Dame will nichts davon wissen. Ja, sie will mich nicht einmal anhören, will mir zum Exempel keine Audienz erteilen?« fiel Opitz dem Bürgermeister in die Rede.

Der schüttelte überlegen den Kopf.

»Sie *wird* wollen! Verlaßt Euch darauf! Es wird nur an Euch liegen, ob sie will oder nicht.«

»Um Gottes willen!« rief Opitz und sprang mit abwehrend erhobenen Händen auf. »Welch eine Verantwortung wälzt Ihr auf mich!«

»Sie wird wollen!« wiederholte hartnäckig der Alte. »Und soll ich Euch sagen, warum? Weil ihr daran liegen muß, die Hände auch mit in dem Spiel zu haben, das hier am Ostmeer

gespielt wird. Sie wäre denn keine Tochter Habsburgs. Sagt man doch, daß der Kaiserhof eben darum dieses polnische Konnubium so angelegentlich betrieben und ins Werk gesetzt habe. Nicht bloß Warschau, auch Wien drängt es nach dem Ostmeer, Auge in Auge mit dem schwedischen Glaubens- und Erbfeind. Kann die Habsburgerin einen besseren Anlaß finden, als denjenigen, den wir ihr durch Euch an die Hand geben? Also darum laßt Euch kein graues Haar wachsen! Eure Audienz bei Ihrer Majestät bekommt Ihr! ...«

Zierenberg hielt wieder einen Augenblick inne und setzte dann mit einem sardonischen Lächeln hinzu:

»Und wenn es schon aus keinem anderen Grunde wäre, als weil Ihr es seid, Herr poeta laureatus, der um die Audienz nachsucht! Muß ich Euch daran erinnern, daß man Euch einst am Kaiserhof mit dem Lorbeer gekrönt hat? Ihre Majestät müßte kein Frauenzimmer sein, wenn es sie nicht nach einer Zwiesprache mit dem berühmten Mann gelüstete, von dem man ihr in ihrer Kindheit erzählt und viel Wesens gemacht hat. Also schlaget ein!«

Er streckte dem Poeten seine Rechte entgegen. Aber dieser stand mit bedenkenvoll gesenkten Kopf da und zögerte, die Hand des Alten zu ergreifen.

»Eure Herrlichkeit möge es nicht für ungut nehmen! Ich fürchte, es übersteige meine Kräfte. Ich bin leider nicht mehr, der ich einmal war. Auch sind wir in tiefster Winterszeit. Ja, wäre ich noch dreißig! Nichts könnte mich abhalten, Eurer Magnifizienz und Eurer großmächtigen Stadt, die mir in denen Jahren ans Herz gewachsen ist wie kaum etwas anderes, den von Euch gewünschten Dienst zu leisten. Ich bitte Eure Herrlichkeit daher inständigst, entbindet mich von diesem Auftrag, dem meine Kräfte, noch dazu in Schnee und Frost, sich nicht mehr gewachsen fühlen.«

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf.

»So seid Ihr in Eurem Alter schon am Ende?« sagte er frostig.

»Nicht alle sind von solchem Kernholz wie Eure Magnifizienz,« gab der Dichter geschmeidig zurück und fuhr dann mit unerwarteter Wendung fort: »Es sind jetzt fast auf den Tag drei Jahre her, da ließ Eure Herrlichkeit mir während eines kurzen Unwohlseins, das mich befallen hatte, durch Euren Herrn Syndikus Freder äußerste Schonung anempfehlen, besonders was die Teilnahme an dem Besuch der polnischen Majestät, die grade nach Danzig kam, anbetraf. Und damals hätte ich nicht durch Schnee und Eis zu reiten brauchen, um dem König meine Aufwartung zu machen. Es wäre nur ein Weg um die nächste Ecke gewesen. Laßt mich das Gedächtnis an Eure damalige rührende Sorge um meine Gesundheit ungetrübt durch Euer heutiges so viel *geringeres* Wohlwollen in meinem Innern bewahren!«

Zierenberg hatte sich mit gekreuzten Armen in seinen Stuhl zurückgelehnt und lachte kurz auf.

»Nicht schlecht pariert, Herr von Boberfeld! Eine gut angebrachte Finte! Ihr seid ein

gewandter Fechter! Ich wußte es ja. Nur schade, daß Ihr Eure schätzbaren oratorischen Künste nicht an dem richtigen Ort zu Gehör bringen wollt. Aber wir zürnen Euch nicht weiter darob. Werden uns auch nach wie vor freuen, Euch bei uns zu haben. Gehabt Euch wohl, Herr Magister!«

26

Dreikönige, an welchem Tage, zufolge der Ankündigung Peter Krügers, eine Sonnenfinsternis vor sich gehen sollte, standen vor der Tür. Opitz hatte den Professor seit jener Silvesternacht nicht mehr zu Gesicht bekommen, nur von Hünefeld, dem Alleswisser, in Erfahrung gebracht, daß Krüger seitdem bettlägerig sei. Die Umstände, unter denen dieser in der eisigen Winternacht seinen Heimweg von Opitzens Wohnung zur eigenen Behausung unternommen hatte und in der Morgenfrühe des Neujahrstages von der Wirtschafterin Malchen, dem »Bären«, auf seiner Haustreppe schlafend aufgefunden worden war, mochten genugsam erklären, wie es zu dieser Unpäßlichkeit gekommen war. Krüger hatte, als er sich auf den Heimweg machte, starrköpfig wie stets, wenn er sich »die Stiebel vollgeschöpft« hatte (so nannte er es), jedes Geleit auf dem Nachhauseweg zurückgewiesen und wäre um ein Haar handgreiflich geworden, als Hünefeld ihn unter den Arm fassen wollte. Man hatte ihn also, wie schon so manches frühere Mal, gewähren lassen und auf den Schutzengel vertraut, der nach dem Volkswort sich der Kinder wie der Betrunknen anzunehmen pflegt. Aber der hatte in der verhängnisvollen Silvesternacht offenbar alle Hände voll auf den Gassen der löblichen Stadt Danzig zu tun gehabt und darüber den so oft betreuten Professor der Poetik gänzlich aus den Augen verloren, man wußte es nicht genau. Sehr wohl möglich, daß Krüger nicht nur auf seiner Haustreppe, sondern unterwegs auch noch auf irgendeiner Beischlagtreppe im Freien genächtigt und sich dabei, wie nicht anders zu erwarten, meinte Hünefeld, einen Riesenschnupfen geholt haben werde. Jedenfalls handle es sich bei der ganzen Unpäßlichkeit um nichts weiter als um einen mordsmäßigen Katzenjammer, von welchem der Patient sich nach einigem Nächten gründlichen Ausschlafens wieder zum Leben werde zurückgefunden haben. Bis zu »seiner« Sonnenfinsternis am Dreikönigstag werde der in so manchen Sitzungen mit Gott Bacchus erprobte Ritter vom Einhorn bestimmt wieder auf den Beinen sein und an der von ihm, Hünefeld, ins Werk zu setzenden Portwein-Libation, so hatte er es ja am Silvesterabend verheißen, in alter Frische mittun können.

Im ewigen Buch des Schicksals und in der Schrift der am Himmel ihre Bahn beschreibenden Gestirne, deren Erforschung Peter Krüger einst an der Seite Galileis die ganze Kraft seiner jungen Jahre gewidmet hatte, stand es jedoch anders beschlossen. Am Vorabend des ominösen Dreikönigstages sah Martin Opitz in seiner Studierstube eine mit ihren Tränen

kämpfende Frau vor sich stehen. Es war der »Bär«, des Professors vollbusige, übrigens sehr resolute und nicht leicht kleinzukriegende Wirtschafterin, die ihm unter verhaltenem Schluchzen erzählte, daß es mit ihrem Brotherrn nicht zum besten stehe. Sie habe dessen Unpäßlichkeit bislang auch keine Bedeutung beigemessen und dahinter nur einen ungebührlich verlängerten Katzenjammer vermutet. Die drei Herren schienen in der Silvesternacht gehörig über die Stränge geschlagen zu haben. Aber das sei man ja gewöhnt und habe es auch kaum anders erwartet. Der Professor sei ja noch immer mit einem blauen Auge davongekommen. Aber seit gestern abend sei sie doch von schwerer Sorge befallen. Es habe eine ernste Wendung mit ihm genommen. Mit einem ganz schlimmen Schüttelfrost habe es angefangen. Fürchterliche Brustschmerzen und Stiche im Rücken seien gefolgt und in der Nacht sei der Kranke ganz von Sinnen gekommen, habe wie verrückt um sich geschlagen, auch irrezureden begonnen und im Wahn nach »seiner Sonnenfinsternis« gerufen. Ihr sei ganz angst und bange geworden, da sie ja schon immer geahnt habe, daß es mit dieser schon seit langem von ihm prophezeiten Sonnenfinsternis kein gutes Ende für ihn und für sie alle nehmen werde. Gott der Allmächtige lasse sich nun einmal nicht ins Handwerk pfuschen, auch nicht von ihrem Herrn Professor, so neunmal klug und gescheit er auch sei, das habe ihr auch einer der heiligen Väter in Altschottland draußen vor der Stadt, der hochwürdige Jesuitenpater Athanasius, schon vor Wochen gesagt und ihr ins Gewissen geredet, ihm keinen Glauben zu schenken, was immer er ihr auch erzählen möge von einem Erdball, der ringsherum rund sei und oben und unten abgeplattet, so daß doch von Rechts wegen wir alle herunterfallen müßten. Aber das sei eine Irrlehre des Teufels, der sich klüger dünke als Gott der Herr selbst, und es werde ein Ende mit Schrecken nehmen, wenn verblendete Geister wie der Professor und alle, die mit ihm seien, nicht endlich zu Vernunft kämen und in sich gingen, ehe es zu spät sei. Sie habe ihren Herrn daraufhin auch ordentlich ins Gebet genommen, wie es Christenpflicht sei. Aber der habe sie nur ausgelacht und sie ein total vernageltes Frauenzimmer geheißen. Jetzt liege er zur Strafe für seine Vermessenheit auf den Tod darnieder, und Satanas stehe schon in der Tür und präsentiere seine Rechnung.

Ob sie denn nach keinem Medikus geschickt habe? fragte Opitz.

Sogar nach dem allerberühmtesten in der ganzen Stadt, gab sie weinend zurück. Nach dem Doktor Sartorius, dem Wunderdoktor, wie man ihn allgemein nenne. Aber selbst der schüttelte bedenklich den Kopf und mache ein sehr ernstes Gesicht. Es sei ein akuter Brustkrampf, den lateinischen Namen habe sie nicht behalten können, in Kommunikation mit einem pernaziösen, ja so habe er es genannt, mit einem pernaziösen Nervenfieber. Wenn der Kranke die heutige Nacht mit der kommenden Krisis überstehe, so sei vielleicht noch Hoffnung, durchzukommen. Wenn aber nicht, so werde er die morgige Sonne schwerlich mehr erleben, die ja sowieso, nach des Kranken Prophezeiung, kaum am Himmel sich werde erblicken lassen. Als

sie das gehört habe, da habe sie genug gewußt und sich auf alles gefaßt gemacht und sei zum Flause raus und auf den Weg zu ihm, dem Herrn Herzogl. Rat, für den Fall, daß er den teuren Mann noch einmal sehen und sprechen wolle.

So der zuletzt von einem Tränenstrom fast erstickte Bericht der aufgeregten Frau. Opitz war bereits in seinen Pelz gefahren und stand schon in der geöffneten Tür, um keine vielleicht kostbare Minute zu verlieren. Krügers Wohnung lag ein gutes Stück weit weg in einem der schmalen himmelhohen Giebelhäuser der Altstadt, die sich auf höchstens doppelte Armlänge gegenüberstanden und schon bei Tage die dazwischenliegende Gasse mit halbem Dunkel zudeckten, nun gar bei Nacht sie in eine Art von ägyptischer Finsternis hüllten. Der Weg dahin führte den Dichter und die ihm voraneilende Frau über die zugefrorene Radaune an der Großen Mühle und der hoch und schlank zum Schneehimmel emporragenden Katharinenkirche vorbei, auf der grade die Glocken den morgigen Dreikönigstag einläuteten. Klangen die feierlichen durch die Lüfte dahingetragenen Glockentöne dem im Innersten aufgewühlten Dichter nicht schon wie das Sterbegeläut für den scheidenwollenden Freund?

Als Opitz dann in der von zwei Talgkerzen nur schwach erleuchteten Stube am Lager des schwer röchelnden Kranken stand und dessen tief eingefallene Wangen sah, aus denen die starken Backenknochen und die zwischen den flackernden Augen scharf sich abzeichnende Nase vorsprangen, da fühlte er auch den letzten Schimmer von Hoffnung für das Leben des andern dahinschwinden und glaubte, das Antlitz eines Sterbenden vor sich zu haben. Dem schienen freilich die Worte, mit denen Krüger sich aus seinen Kissen aufzurichten suchte, gradehin zu widersprechen.

»Seid Ihr's, Freund Opitz?« keuchte er fast tonlos. »Kommt Ihr Euch auch mal ... nach dem Höllenbraten ... umsehen ... den es diesmal ... gründlich erwischt ... hat? ... Eine schöne Bescherung, was? ... Aber was man sich eingebrockt hat ... muß man auch ... auslöffeln ...« Seine Hand langte nach der Hand des andern, und Opitz fühlte es wie glühendes Eisen in der seinen.

»Nur Mut, alter Freund! Nur Mut!« suchte er den Kranken zu trösten und empfand selbst, wie fremd seine Stimme klang und wie wenig Mut sie hergab. »Alles wird wieder gut,« setzte er nach einem Augenblick, sicherer werdend, hinzu. »Ihr werdet wieder hochkommen. Wir werden noch manches Glas miteinander leeren.«

»Werden wir auch!« rief der Kranke mit einer plötzlich ganz hellen Stimme und machte eine Bewegung, als wolle er sich aus den Kissen emporschnellen, fiel aber sogleich kraftlos wieder zurück. »Und hochkommen ...? Eo ipso ... wird man wieder ... hochkommen ...« fuhr er, immer mühsamer Atem holend, fort. »Seit nachmittag ... oder heute früh ... man weiß ja gar nicht ... was für eine Zeit ist ... hab' ich das Gefühl ... als ob ich mich ... in die Luft erheben müßte ... als ob ich Flügel angewachsen ... bekäme ... und weit, weit weg ... fliegen müßte ...

hoch hinauf ... bis an die Sonne ... und mitten hinein ... in die Finsternis ... Es wird ... schon ganz ... dunkel ... um mich ... ich sehe ... nur noch ... Protuberanzen ... und ... da ist ... Galileo Galilei ... irgendwo ... im Weltraum ... Lebt wohl!«

Der ein wenig erhobene Kopf des Sterbenden sank in die Kissen zurück. Es war zu Ende. Peter Krüger war von seinem Fluge in den Weltraum und von der Begegnung mit seinem einstigen Meister Galilei nicht wieder hierher zurückgekehrt. Opitz, der sich auf einem Stuhl am Bett niedergelassen hatte, fühlte die Hand des Entschlafenen, die die seine umklammert hielt und sie nicht lassen zu wollen schien, langsam erkalten und wie ein Stück Eis in der seinen liegen. Ein Schauer schüttelte ihn. Dicht neben ihm schrillte die Stimme der Frau.

»Jesus Maria! ... Tot! ... Tot!«

Er sah die völlig entgeisterte Frau sich in maßlosem Jammer über den Toten werfen und löste sacht und behutsam seine Hand aus der fest geschlossenen Hand des in der Unendlichkeit untergetauchten Freundes.

27

Drei Tage später begruben sie Peter Krüger, den Professor der Mathematik und der ars poetica am Gymnasio Academico, auf dem Friedhof der Katharinenkirche. Ein düsterschwerer Himmel, der sich nach kommandem Tauwetter anließ, lastete über Plätzen und Gassen, über den Häusern und Kirchen der alten Stadt. Unter den zahlreichen Trauergästen, die dem allgemein geschätzten und beliebten Manne auf seinem letzten Wege hienieden das Geleit gaben, fehlte mit den vollzählig erschienenen Zechkumpanen der Einhornrunde auch Martin Opitz von Boberfeld nicht. Wieder erklangen aus der Turmeshöhe über ihm in langem, feierlichem Schwunge die Glockentöne, die er an jenem Abend auf dem Wege zu dem sterbenden Freund das Fest des Dreikönigstages hatte einläuten hören, und riefen ihm die Erinnerung an all das Finstere zurück, das sich dann vor seinen Augen begeben hatte.

Es war ja gewiß nicht das erstemal, daß er dem allgebietenden Sensenmann gegenüberstanden und seinen eisigen Hauch verspürt hatte. Aber es wollte ihn bedünken, daß er ihm noch nie so tief hinter das Geheimnis seiner knöchernen Maske geblickt habe wie eben diesmal: ein Schritt nur vom flüchtig wachen Lebenstraum, der unsere irdischen Sinne für eine kurze Weile gefangen gehalten hat, hinüber in die beflügelte Traumseligkeit der immerwährenden Nacht. Wie hatte es Peter Krüger in seinen letzten Minuten genannt? Ihm war, als wüchsen ihm Flügel und er erhöbe sich in die Lüfte. Wie fernab mochte der seiner leiblichen Fesseln entledigte Geist in dieser Stunde, da man sein armseliges, von Irrtümern, Leidenschaften, Lastern beflecktes Irdisches gleich einem verpesteten Gewand in die Erde vergrub, sich bereits auf dem Fluge durch den Weltenraum befinden und nur noch gleich einem schon

halb verklingenden Echo die sonoren Töne der schön stilisierten Trauerrede vernehmen, mit welcher der Pastor von Sankt Katharinen, Johann Mochinger, der Gelehrtesten und Berühmtesten einer aus der in Danzig lehrenden und schreibenden Humanistengilde, dem Andenken des so jäh aus dem Leben geschiedenen Freundes und Kollegen vom Gymnasio Academico huldigte.

»Habt Ihr's vernommen, Freund Opitz?« flüsterte der Buchdrucker Hünefeld dem neben ihm am offenen Grabe stehenden Dichter zu. »Gibt es noch irgendeine Tugend, welche unser armer Professor nicht besessen hätte und von welcher weder wir anderen noch er selbst leider etwas gewußt hat?«

»Haltet doch wenigstens jetzt Euren Mund, Hünefeld!« gab der Angeredete ärgerlich zurück und nahm die vom Totengräber dargereichte Schaufel zur Hand, um dem für immer entrückten Freunde die letzten Erdengrüße auf den Sarg hinabzusenden. Als das Trauergefolge dann das Friedhofstor schon wieder hinter sich hatte und jeder sich auf den Heimweg machte, trat Plavius, das Oberhaupt der Einhornrunde, hieran hatte auch Opitzens Erscheinen in Danzig nichts geändert, an diesen heran und begrüßte ihn mit feierlichem Hand- und Augenaufschlag.

»Ein wackrer Mann von hinnen ging;
Wir schätzten ihn nicht gar gering«

reimte er, von einer plötzlichen Eingebung seiner Muse befruchtet, und Opitz sah wieder die ihm wohlbekannte Träne der Rührung im Auge des Dichterkollegen blinken. Aber ihm selbst war nicht nach viel Worten zumute. So nickte er nur und wandte sich schweigend zum Gehen. Unter den älteren Scholaren des Akademischen Gymnasiums, die es sich nicht hatten nehmen lassen, dem beliebten Lehrer die letzte Ehre zu erweisen, befand sich auch Christian von Hofmannswaldau. Opitz hatte den jungen schlesischen Landsmann seit einiger Zeit nicht mehr zu Gesicht bekommen und winkte ihn, als der große Haufe sich verlaufen hatte, zu sich heran. Der junge Mann, der nur darauf gewartet zu haben schien, trat mit einer ihm sonst nicht eigenen Befangenheit an seine Seite. Er hielt den Kopf gesenkt und irgend etwas schien seine Schritte hemmen zu wollen.

»Nun, junger Freund, wie treibt Ihr's?« fragte Opitz im Ton freundlicher Ermunterung. »Man hat Euch lang nicht mehr in der Brotbänkenklause erblickt.«

Der Scholar schwieg, noch immer gesenkten Kopfes.

»Nun?« drängte Opitz und klopfte ihm auf die Schulter. »Hapert es irgendwo mit der Muse? Will der Kastalische Quell nicht sprudeln wie er soll?«

»Ach, wüßtet Ihr!« rief Hofmannswaldau, aus dem es plötzlich wie mit Urgewalt

herausbrach. »Wüßtet Ihr, hochgeschätzter Gönner und Meister, wie es einem von allen guten Geistern der heiligen Poeterei Verlassenen zumute ist!«

Opitz lächelte schwach.

»Ich weiß es leider nur zu gut! Beichtet nur! Es wird Euch Herz und Sinn erleichtern.«

Der junge Poet hob zum erstenmal wieder den Kopf und sah dem Älteren ins Gesicht.

»Auch Ihr, lieber Gönner? Auch Ihr, der die poetische Form meistert, wie man einen sein störrisches Roß zureiten sieht? Der in allen Sätteln der heiligen Dichtkunst gerecht ist! Der alle poetischen Regeln und metrischen Gesetze in- und auswendig beherrscht wie seit der Minnesänger Zeiten keiner mehr! Auch Ihr wißt von dieser grauenhaften Öde und Dürre zu künden, die sich wie ein Leichenlaken über uns breitet! Von diesem Alpdruck, daß wir bei lebendigem Leibe im Grabe zu liegen meinen!«

»Mir will scheinen, mein Freund, Ihr schätzt mir die äußere Gewandung, die Einkleidung in unserer löblichen ars poetica, mit einem Wort ihre Form und Gestalt allzu hoch ein. Am Ende rührt es *daher*, daß es Euch nicht recht von der Hand will?«

Dem jungen Mann schien es einen Ruck zu geben.

»Aber habe ich es *so* nicht aus Eurem eignen Munde, Meister? Lehrtet Ihr mich nicht jederzeit, die Form sei alles in der Poeterei? Und verleugnet Ihr mit Eurem jetzigen Verdikt nicht alles, was Ihr bis dato gewesen seid und dem Zeitalter mit maßgeblichen Worten gleichsam eingehämmert habt? Euren ganzen Kampf gegen die nichtswürdige Reimerei von Gevat-ter Schuster und Seifensieder, die sich mit ihren holprigen Knittelversen an die göttliche Muse heranmachen und sie zu vergewaltigen trachten? Verleugnet Ihr ihn nicht kurzweg mit Eurem abschätzigen Wort gegen die Form in der Poeterei?«

Opitz erhob abwehrend seine Hand.

»Haltet ein, Hofmannswaldau, und lasset die Kirche beim Dorfe stehen! Was ich habe sagen wollen, sollte nur gegen das ›Zuviel‹ auf der Suche nach edler Form und Gestalt in der Poeterei gesagt sein. Es kann auch eine Übertreibung beim Maßhalten geben, so närrisch es klingen mag, vor allem beim Maßhalten in der Poeterei. Ich weiß wohl, daß ihr Heutigen meine Lehre so auslegt, als hätte ich jedem Jünger Apolls das Maul verbinden wollen, laß keiner mehr seine eigne Sprache reden dürfe, wie sie ihm aus dem Herzen quillt. Ich weiß es wohl, junger Freund, und glaubt es mir oder glaubt es auch nicht, ich schlage manchmal an meine Brust, wenn ich um mich blicke und sehe, was ich angerichtet habe, und ...« er senkte seine Stimme zu einem kaum noch hörbaren Flüstern, »und – da habt Ihr mein Geständnis! – worüber ich auch selbst nicht mehr hinwegzukommen vermag!«

Opitz war stehen geblieben, strich sich über die Stirn und atmete tief auf, um dann gewendet zu dem jungen Scholaren an seiner Seite, der ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte, ruhiger und nicht ohne ein stilles Lächeln fortzufahren:

»Wohin sei ich geraten? werdet Ihr denken. So hört denn auch dieses Letzte für heute noch! Manchmal beneide ich im stillen jenen Nürnberger Schuster, den ich in meiner Jugend für einen schlimmen Verderber in der Poeterei gehalten habe und am liebsten ganz vom Parnaß verjagt hätte!«

Hofmannswaldau konnte sich nicht mehr halten.

»Meister Opitz von Boberfeld! Ihr? Ihr beneidet den Schuster Hans Sachs? Den hölzernen hanebüchernen Gesellen, der Euch nicht bis an den Nabel heranreicht an Gelehrsamkeit und poetischer Kunstfertigkeit?«

Opitz hatte seine überlegene Haltung gegenüber dem jüngeren Adepten wiedergefunden.

»Es ist, wie ich sagte,« erwiderte er mit einem jetzt ganz offenen Lächeln, das dem andern wie Selbstironie vorkommen wollte. »Und wißt Ihr auch warum? Weil jener Nürnberger Schuster noch dichten konnte, wie er wollte, wie es ihm ums Herz war und wie ihm der Schnabel gewachsen war. Seitdem ich als Wächter am Parnaß erschienen bin, steht das keinem Jünger Apolls mehr frei!«

»Auch Euch selbst nicht?« stammelte Hofmannswaldau.

»Auch mir selbst nicht!« gab Opitz grimmig in sich hineinlachend zurück. »Mir am allerwenigsten! Jetzt gehet hin, junger Mann, und verratet mein Geheimnis allen, so es hören wollen!«

»Verstattet vielmehr, hochgeschätzter Meister,« entgegnete Hofmannswaldau mit einem Lächeln halb des Selbstbewußtseins, halb der Ehrerbietung, »daß ich Euer Geheimnis, wie Ihr es mit gutem Grund nennen mögt, streng im Busen bewahre. Denn es taugt bei Gott nicht für den Troß der Hinterhermarschierenden. Mir aber gilt Euer Bekenntnis nicht allein als eine Auszeichnung hohen Grades, deren Ihr mich für würdig erachtet habt. Es bedeutet noch weit mehr für mich ...«

Er schien zu stocken. Opitz, verwundert über die plötzliche Wandlung, die mit dem jungen Mann vorgegangen zu sein schien, wandte ihm seinen fragenden Blick zu.

»Ja, Ihr werdet es vielleicht nicht erwartet haben,« setzte der junge Dichter seinen Satz fort. »Aber was Ihr mir da anvertraut habt, bedeutet für mich gradehin die Erlösung von jenem fürchterlichen Alpdruck, wovon ich Euch vorhin Kunde gab, der mich seit langem bedrängt. Denn jetzt weiß ich, er wird von mir weichen. Eure Worte werden mir die Kraft dazu leihen. Und fortan wird es in deutschen Landen wenigstens *einen* Jünger Apolls geben, der seine Leier nach dem Puls seines Herzens stimmen wird und nicht nach einem von außen aufgedrungenen Gesetz oder Formelkram.«

»Und wer wäre dieser Vorwitzige? So müßte man ihn wohl heißen?« fragte Opitz mit frostigem Ton.

»Der wäre,« erwiderte Hofmannswaldau und hob nicht ohne einen gewissen Trotz den

Kopf, »der wäre, haltet mich nicht für vermessen, der wäre ... ich selbst.«

Opitz lächelte sarkastisch.

»Und glaubet Ihr, mein Bester, daß viele von den jüngeren ebenso von sich dächten, wie Ihr jetzt, wären sie Ohrenzeugen unseres Diskurses geworden oder erführen durch Euch davon? Zum Exempel Euer einstiger Herzbruder hier, der Gryphius?«

»Gryphius ganz bestimmt! Und mancher andre gewiß auch,« erwiderte Hofmannswaldau nach kurzem Besinnen. »Was Ihr mir anvertraut habt, wäre für uns alle einer Befreiung gleichzuachten, wenn jeder der Stimme in seiner eigenen Brust folgen dürfte und nicht mehr auf einen vorgeschriebenen Kodex der ars poetica zu hören brauchte.«

»Sonach das allgemeine Chaos hereinbräche!« warf Opitz unwillig ein. »Bleibt mir mit solchen Deduktionen und Konsequenzen meiner unbedachten Worte, ich gebe es zu, zehn Schritt' vom Leibe! Auch auf dem Parnaß müssen Ordnung und Regel herrschen, so gut wie in allen übrigen Bezirken der Sterblichen. Wohin es führt, wenn dies einmal aufhört, möge jeder aus den gegenwärtigen öffentlichen Zuständen im Reich und wo immer sonst, außer in dieser friedevollen Stadt, abnehmen.« Er blickte auf. »Aber ich sehe, wir stehen schon seit geraumer Zeit vor meinem Hause und holen uns kalte Füße. Also lassen wir es für heute genug sein. Macht Euch ans Werk und berichtet mir wieder einmal von Euren Taten, wenn Ihr ganz mit Euch einig seid, der poetische Messias des Zeitalters zu werden. Wie nennt es sich denn, das jüngste Kind Eurer Muse?«

»Die grausame Tragödie von ›der Jungfrau Judith und dem erschrecklichen Feldherrn Holofernes‹. Judith wird von Holofernes vor dem Publikum entehrt!« antwortete der junge Dichter.

»À la bonne heure!« rief Opitz. »Ich sehe, Ihr geht ordentlich ins Zeug. Aber verfehlt mir nicht den richtigen Weg zwischen Zuviel und Zuwenig. Es wäre nicht nur Euer eignes Verderben. Es wäre auch ein Verderben für so manche, die Euren Spuren folgen wollten.«

Als Opitz gleich darauf die seit Jahren gewohnte Treppe zu seiner Studierstube hinaufstieg, kam ihm plötzlich wieder in den Sinn, wie er in den ersten Monaten seines Hierseins so manches liebe Mal einen gewissen leichten und dennoch festen Schritt sich von obenher hatte nähern hören und gleich darauf belegend in zwei helle blaue Augen unter einem üppigen blonden Kraushaar geblickt hatte, die seines Grußes, vielleicht gar eines fröhlichen oder mitteilenden Wortes von seinen Lippen zu harren schienen. Wie weit lag das alles nun schon zurück! Seit sie des Nigrinus Ehehälfte geworden, war Marie Dorothee allen diesen häuslichen Begegnungen mit dem Gastfreund ihres Mannes ausgewichen. Opitz entsann sich nicht, daß er sie in diesen drei Jahren noch jemals auf der Treppe angetroffen hatte, wenn er vom Spazierweg oder sonst einem Gang gedankenverloren zu seinen häuslichen Penaten zurückfand. Es war ihm noch nie so zum Bewußtsein gekommen wie heute und er fühlte es grade an

diesem Tage des unwiderruflichen Abschieds von dem dahingegangenen Freunde als ein neues Zeichen der Vergänglichkeit, das ihm einen Stich ganz nahe am Herzen versetzte.

Aber was war das? Schloß sich im obern Stockwerk, das über dem seinen lag, nicht grade die Tür hinter jemandem, der gleich darauf mit jenem wohlbekanntem Schritt die Treppe hinab ihm entgegenkam und vor seiner Stubentür ihm begegnen mußte? Sollte es wirklich Marie Dorothee, das Weib des Predigers Nigrinus, sein? Täuschte ihm der Puls seines Blutes, das er gegen seine Schläfe hämmern fühlte, nicht irgend etwas Falsches vor?

Aber es war keine Täuschung und kein Selbstbetrug seiner Sinne. Als er, seine Schritte beschleunigend, grade vor seiner Stubentür stand, im Begriff, sie aufzuklinken, traf es sich, daß auch Marie Dorothee, die letzte Stufe hinabsteigend, ebendort anlangte. Einen Augenblick standen sich beide im Dämmerlicht des Treppenflurs gegenüber, ohne Worte zu finden. Nur mühsam rang Opitz sich den ersten Ton ab.

»Seid Ihr's wirklich, Frau Prediger? Ich erkannte Euch nicht gleich mit der Reisetasche in der Hand.«

»Frau Prediger ...?!« stieß Marie Dorothee mit bitterem Lachen heraus. »Nennt mich nicht mehr so! Ich bin's nicht mehr! Will's nicht mehr sein!«

Opitz trat bestürzt einen Schritt zurück.

»Was ist vorgefallen? Ihr erschreckt mich! Euer Mann ...?! Ist er oben? Er könnte uns hören?«

Von neuem gellte ihr bitteres Lachen.

»Mein Mann ...?! Seid ohne Sorge! Er hört Euch nicht. Der Herr Prediger ist vor einer halben Stunde zur Tür hinaus, die Treppe hinunter und aus dem Hause gestürzt, als sei der Leibhaftige selbst hinter ihm her! Vielleicht war er's auch wirklich!«

Opitz schüttelte aufgeregt den Kopf.

»Ihr redet in Rätseln, Marie Dorothee! Was ist geschehen? Erklärt mir doch! ... Ein Zank, wie oftmals zwischen Eheleuten ...?«

»Kein Zank wie oftmals zwischen Eheleuten!« gab sie mit blitzenden Augen zurück. »Ein Zank vielmehr, wie er nur ein einziges Mal zwischen Mann und Weib sich begeben kann und dann niemals mehr wieder! Ein Zank, das Wort ist viel zu wenig dafür, wonach es aus sein muß für immer und alle Zeit zwischen ihm und mir!«

Opitz suchte besänftigend ihre Hand zu fassen und sah sich fassungslos und nicht ohne Sorge um, ob irgendein Zeuge nahe sei.

»Ich verstehe dich nicht, Marie Dorothee,« sagte er mit halblauter Stimme. »Erzähle mir, was geschehen ist. Aber nicht hier auf der Treppe. Komm in meine Stube.«

Er stand auf der Schwelle und suchte sie durch die halboffene Tür zu sich hereinzuziehen. Aber da sie sich nicht vom Fleck rührte, gab er sein vergebliches Bemühen auf und verharrte

in der offenen Tür, Auge in Auge mit ihr.

»Noch immer versteht Ihr mich nicht mit all Eurem Witz und Verstand?« rief sie ihm mit einer höhnischen Lache entgegen.

»Mäßigung! Mäßigung, Marie Dorothee!« mahnte er mit beschwörend erhobener Hand.

»Mäßigung verlangt Ihr von einem zertretenen Weib? Was hat er mir alles vorgeschmissen! Daß ich mit andern zu tun gehabt hab', eh' er mich genommen hat! Mit dem jungen Menschen, mit dem Scholaren, der zu uns ins Haus kam ... Und auch ...!«

Sie stockte, senkte den Kopf und schwieg.

»Doch nicht ...?« stammelte er und wies zögernd auf sich selbst.

»Ja, auch! Auch!« rief sie heftig nickend. »Grade auch das! Und deshalb habe Gott der Herr mich gezeichnet, daß ich ihm keine Kinder bringen solle! Nach drei Jahren noch keine Kinder im Haus! Da ist es mir zuviel geworden! Hab' ihm die Maske heruntergerissen! Die gottesfürchtige Maske, die er vor aller Welt zur Schau trägt! Vor aller Welt! Und was das Schlimmste, auch vor sich selbst! Hab' ihn einen Heuchler genannt! Einen nichtswürdigen Heuchler, der sich mit seiner nackten Gier und Fleischeslust hinter der gottesfürchtigen Maske versteckt. Alles wollt Ihr gewußt haben, wo nichts zu wissen war, schrie ich ihm ins Gesicht, und habt mich dennoch zum Weibe genommen vor lauter Brunst und Gier? Fragt Euch selbst, wie Ihr damit nackt und bloß in all Eurer Verworfenheit vor Gottes Richterstuhl stehen wollt, Herr Oheim! Denn das seid Ihr von jetzt ab nur noch für mich! Wie ich ihm das gesagt hab', war's wie ein Schlag vor den Kopf. Er hat mir den Rücken zugekehrt und ist davongestürzt!«

»Und jetzt?« fragte Opitz, dem es gelungen war, die wie von einem wilden Taumel Ergriffene, ihrer selbst unbewußt, in seine Stube hereinzuziehen und die Tür hinter ihr zu schließen. »Und jetzt?« wiederholte er. »Was jetzt?«

Sie sah mit irrem Blick um sich.

»Wo bin ich? Bei Euch? ... Nein! Ich will nicht! Laßt mich hinaus! Ich will nicht hier bleiben! Um alles in der Welt nicht hier!«

»Und wo denn sonst? Arme, arme Frau!« sagte er leise und suchte wieder ihre Hand zu fassen.

»Überall anderswo! Nur nicht hier! Die Welt ist weit!« rief sie. »Ich geh' mich irgendwo als Magd verdingen, wo mich kein Mensch kennt! Wo ich mit meiner Schande allein sein kann! Aber um keinen Preis hier im Hause! ... Hier bei dir! Nicht hier, wo ich glücklich war! Nicht hier! Laß mich fort!«

Sie zerrte an ihrer Hand, die er noch immer festhielt. Aber er gab nicht nach.

»In Nacht und Nebel hinaus?« rief er. »In die eisige Finsternis? Wo kämest du hin? Ins Elend? In Schimpf und Schande? Nein! Ich lasse dich nicht! Es wäre dein Untergang! Es wäre

auch der meine!«

Sie senkte den Kopf und schien ruhiger zu werden, zur Besinnung zu kommen.

»Und hier bei dir?« erwiderte sie. »Wär's nicht zehnmal gewisser unser beider Untergang? Frage dich selbst! Er kommt zurück! Der Ohm! Der Prediger! Er findet mich hier! Hat er dann nicht recht gehabt in allem und jedem? Hat er mich dann nicht mit Grund beschimpft? Meinst du, er werde schweigen über dich und mich?«

»Ja, das wird er! Das muß er! Schon um seiner selbst willen!« warf Opitz ein, sich schon halb widerlegt fühlend.

Sie stampfte heftig mit dem Fuß auf.

»Er wird *nicht* schweigen! Er bringt die ganze Stadt gegen dich auf! Es gibt ein Geschrei, wie schon lange keins war in dieser scheinheiligen Gesellschaft! Der große Opitz und des Predigers Nigrinus ehrvergessenes Weib! Ich hör' sie schon schreien! Ich hör' sie geifern! Du bist verloren, armer Freund, wenn ich bleibe! Nur fort! Fort! Eh' es zu spät ist! Er kann jeden Augenblick wiederkommen! Er sucht mich! Er findet mich hier bei dir! Allmächtiger auf deinem Thron! Fort! Fort!«

Mit einem heftigen Ruck entriß sie sich seiner umklammernden Hand und war, ehe er zu sich kam, zur Tür hinaus.

»Marie Dorothee! Bleib! Bleib!« rief er der Enteilenden über die Treppe hinunter nach.

»Leb' wohl! Leb' wohl!« hallte es schon von unten her zu ihm herauf. Gleich darauf hörte er, wie die Haustür hinter ihr ins Schloß fiel.

Halb von Sinnen wankte er in seine Stube zurück und sank auf einen Schemel zunächst der Tür. Alles schien sich um ihn zu drehen.

»Sie ist verloren! ... Verloren!« murmelte er vor sich hin und unaufhaltsam kamen ihm die Tränen.

28

Es waren noch keine vierundzwanzig Stunden verstrichen, eine Nacht und kaum ein Tag, seit Marie Dorothee in jäher Flucht das Haus des Nigrinus verlassen hatte, als Martin Opitz ein hartes Pochen an seiner Stubentür vernahm. Er hatte die wie unwirklich dahinschwindenden Stunden seither in dumpfer Betäubung verbracht, in der Nacht wenig geschlafen, nur wirr und wüst geträumt und den ganzen heutigen Tag eben auf dieses unentrinnbare drohende Klopfen an seiner Tür gewartet. Nun da es in sein Ohr drang und Gewißheit kam, schien es in seinem Innern ruhiger und fester zu werden.

Er ging aufrechten Schrittes zur Tür und öffnete sie. Der Prediger, der sich wieder mit seinem Landsknechtskoller umgürtet hatte, trat ohne weiteres über die Schwelle und bis dicht

vor Opitz hin.

»Was wißt Ihr von meinem Eheweib?« fragte er finster und kalt und sah sich nach allen Seiten in der Stube um. »Wo habt Ihr sie? Wo haltet Ihr sie versteckt? Gebt sie auf der Stelle heraus, damit sie vor ihrem dichter stehe!«

Opitz zuckte sich beherrschend die Achseln.

»Und wer wäre denn ihr Richter, Herr Prediger Nigrinus?«

Dieser blickte aus seiner vollen Höhe auf die vor ihm stehende schmale Gestalt hinab.

»Das fragt Ihr noch, Herr Magister Opicius?« grollte seine tiefe Kanzelstimme. »Wer denn anders als ich, ihr Eheherr? Glaubt nicht, amice, daß mit dem Prediger Nigrinus zu spaßen sei. Also heraus damit! Wo ist die Ehebrecherin? Die Meineidige? Wo ist sie? Gebt mir Bescheid!«

»Gebt ihn Euch selbst, den Bescheid, Prediger Nigrinus! Schlagt an Eure Brust und fragt Euch, wo sie sein kann, nachdem Ihr selbst sie ins Elend gestoßen habt, vielleicht in den Tod, durch Eure falsche Beschuldigung, durch Eure selbstgerechten Anklagen, womit Ihr eine wehrlose Frau beschimpft habt! Dafür kann keine Vergebung sein, weder im Himmel noch auf Erden!«

Über des Predigers verzerrte Miene zuckte es wie ein Blitz der Erkenntnis des Vorgegangenen.

»Ah! Sie hat Euch beschwätzt? Ihr wißt, was geschehen ist? Sonach wißt Ihr auch, wo sie zu finden ist?«

»Weiß es nicht!« entgegnete der Dichter und wandte sich achselzuckend ab. »Weiß nur, daß sie zu allem entschlossen ist. Zum Allerletzten! Zum Allerschlimmsten! Zu Nacht und Grauen! Und wo nicht anders, auch zum Tod!«

»Wäre nur die gerechte Strafe für die Sünderin! Sie hat nichts andres verdient!« kam es von des Predigers zusammengekniffenen Lippen. Plötzlich sah er sich wieder wie suchend in der schon dunkelnden Stube um. »Wo habt Ihr sie versteckt? Auf der Stelle gebt sie heraus!«

Opitz hatte sich auf seinen Stuhl am Arbeitstisch gesetzt.

»Sucht sie doch selbst, da Ihr Eurer Sache so sicher seid!« sagte er mit einem kurzen bitteren Auflachen. »Die ganze Stube, jede Ecke, jeder Winkel, steht Euch offen und frei. Sucht alles ab! Und wenn Ihr bis morgen abend suchtet, Ihr werdet sie nicht entdecken! Euer Weib ist von Euch gegangen! Findet Euch damit ab!«

Nigrinus hatte, ohne auf des andern Worte noch weiter achtzugeben, sich in der Tat darangemacht, an den Wänden und Bücherregalen entlang auf eine irre Weise Nachschau zu halten, und sank jetzt wie vernichtet auf einen Schemel.

Opitz war dem verkrampten Tun und Gehaben des Predigers von seinem Stuhl aus kopfschüttelnd, fast mit Neugierde gefolgt. Jetzt brach er in ein hohnvolles Lachen aus.

»Fühlt Ihr nicht selbst, Prediger Nigrinus, wie Ihr Euch mit Eurem vergeblichen Herumstöbern rings in der Stube nur vor mir heruntersetzt? Euch in meinen Augen nur lächerlich macht? Wollt Ihr nicht am Ende noch unter das Bett kriechen, ob Ihr sie nicht etwa dort entdeckt? Es ist Euer unwürdig! Kommt zur Besinnung!«

»Ich kann nicht ohne sie sein!« stöhnte der Prediger mehrmals vor sich hin und hielt den Kopf in die Hände gepreßt. »Herrgott Jehovah! Warum strafst du mich armen Sünder so schwer?« ächzte er. Es klang dem andern fast wie ein Schluchzen. Der bis ins innerste Mark getroffene Mann begann sein Mitleid zu erwecken. Er stand auf und näherte sich dem ganz Zusammengebrochenen.

»Kommt Ihr endlich zur Erkenntnis, Prediger Nigrinus? Gelangt Ihr zur Einsicht, wer der wirkliche und wahrhaftige Sünder vor dem Auge des ewigen und gerechten Richters da droben ist, Ihr oder Euer zur Verzweiflung getriebenes Weib? Prüft Euch! Fragt Euch! Es kann nur *eine* Antwort geben. Ihr selbst seid es, Prediger Nigrinus! Ihr habt Euch die Macht angemaßt über Eurer leiblichen Schwester Kind! Entsinnt Ihr Euch noch, wie Ihr an jenem ersten Abend, da Ihr mich in Euer Haus aufnahm, mir die Mär aufgebunden habt, sie sei Eurer verewigten Ersten Schwesterkind, sonach Ihr mich wolltet glauben machen, Marie Dorothee sei *nicht* Euer Fleisch und Blut? Oh! Ich hab' es *wohl* im Gedächtnis behalten! Damals schlug Euren noch das Gewissen, daß Ihr Euch vor mir und vor Euch selbst Eures Plans schämte, sie an Euch zu reißen! ... Ja! An Euch gerissen habt Ihr sie, gleichwie man sich eine Pflaume vom Baum pflückt! Habt sie gezwungen, die Eure zu werden, um Eure Lust an ihr zu stillen! Und nun, da das Maß voll ist, da es über ihre Kraft geht und sie ins Dunkel, ins Elend flüchtet vor Euch, nun wollt Ihr Euch zum Richter aufwerfen über sie? Aber bedenket, es gibt noch einen höheren Richter, als Ihr es seid. Der da droben thronet und dessen Gericht Ihr nicht entkommt!«

Opitz hatte, wiewohl aufs tiefste bewegt, seine Worte mit ruhigem, sicherem Bedacht gesprochen und stand am Tisch dem auf seinem Schemel Zusammengesunkenen gegenüber. Plötzlich schien es diesem einen Stoß zu geben. Er sprang wie vom Bösen besessen auf und schrie:

»Recht so! Recht so! Häuft nur alle Schuld der Welt auf *mich*! *Ich* bin der Sünder! Ich! Ich! Ich gesteh' es in christlicher Demut ein! Der alte sündige Adam, die Fleischeslust war allzu stark in mir. Hätt' ich sie nicht vor des Herrn Altar zu meinem rechtmäßigen Weibe gemacht: Satanas, der Verführer, der da suchet, wen er verschlingen könne, er hätte mich getrieben, mich ihr mit Gewalt zu nähern! Die Pflaume, wie Ihr sie mit einem nur allzu treffenden Bilde nanntet, hing mir in den Mund und war reif zum Verspeisen. Deshalb mußte sie mein werden! Und nahm sie zum ehelichen Weibe! Um mich selbst für meine böse Lust zu strafen, um mit dem alten sündigen Adam in mir in die Schranken zu treten, deshalb nahm ich sie!«

»Um Euch selbst für Eure Sündhaftigkeit zu strafen, deshalb zwingt Ihr sie in Euer eheliches Bett?« rief Opitz und lachte bitter auf. »Ihr narret Euch selbst, Prediger Nigrinus, sofern es Euch ernst damit ist. Aber glaubet nicht, daß Ihr damit auch den Ewigen da droben narren könnt!«

»Um mich selbst für meine Sünden zu strafen, nahm ich sie zum Weibe!« donnerte der Prediger und ging mit irren Schritten durch die Stube. »Und auch um sie zu strafen, die von Sünden befleckt war über und über! Deshalb nahm ich sie, ob Ihr es Narrheit nennt oder nicht, und deshalb muß ich sie mir wieder holen, damit der Spruch des Herrn an ihr und an mir vollzogen werde und unser beider Buße sich vollende.«

»Und mit solchem Lug und Trug gedenkt Ihr Euch freizukaufen vor der ewigen Gerechtigkeit? Und schickt kalten Blutes Euer Weib ins Verderben?« entgegnete der Dichter, den es kalt überlief.

Nigrinus schien sich gefaßt zu haben. Er hielt in seinen Schritten inne und blickte mit ver-schränkten Armen auf den kopfschüttelnden Dichter nieder.

»Ihr widerlegt mich nicht, Magister Opicius! Ich weiß, mein Herr und Heiland lebt und blickt wie durch spiegelklares Glas in meine Brust. Er wird mich erhöhen zu sich, dieweil ich mich erniedrigt habe vor Euch wie noch vor keinem andern Sterblichen in dieser Welt.« Er ging weit ausgreifenden Schrittes und erhobenen Hauptes zur Tür, öffnete sie und wandte sich noch einmal zurück:

»Gehabt Euch wohl, Magister Opicius! Ich gehe jetzt sie zu suchen, die davongelaufen ist aus Eid und Pflicht. Die Meineidige! Die Sünderin! Und irgendwo, das glaubet mir, irgendwo im Schmutz der Gasse werd' ich sie finden!«

Er war weg. Man hörte seinen schweren Schritt auf der nach oben führenden Treppe. Erst jetzt fiel Opitz wieder ein, was er dem Prediger gleich zu Anfang hatte sagen wollen, daß er es für seine Pflicht halte, auch seinerseits das Feld hier im Hause zu räumen und irgendwo in der Stadt sich ein anderes Logis zu suchen. Aber als er seine Tür gleich darauf öffnete und zur Treppe hinaufrief, ob der Prediger ihn noch höre, kam keine Antwort mehr. Nigrinus hatte sich in seiner vereinsamten Wohnung eingeschlossen. Als einzige Gefährten blieben ihm, wie es Opitz vorkommen wollte, nur tödlicher selbstvernichterischer Haß und dessen schleimiges Stiefgeschwister, eiskalte Gleimerei. Welche der beiden dämonischen Mächte, die jetzt da droben zu Gast waren, wohl die stärkere sein mochte? fragte sich der Dichter, als er in seine Stube zurückkehrte und wieder mit seinen ihn bestürmenden Gedanken allein war.

Früher als er geahnt hatte, sollte ihm Antwort werden. Vom Turm der Marienkirche hallten soeben die Schläge der siebenten Abendstunde und gleichzeitig mit ihnen begann das Glockenspiel auf dem Kathausturm seine stündliche Weise, als in der Wohnungstür des Nigrinus der Schlüssel umgedreht wurde und der Prediger die Treppe hinabzusteigen begann. Opitz,

dem von des Tages Aufregungen und Durcheinander übermüdet der Kopf auf die Brust gesunken war, sprang aus flüchtigem Vergessen auf und hastete zu seiner Tür, um des Predigers womöglich noch habhaft zu werden und ihm auf Biegen oder Brechen die Frage seines Bleibens im Hause zu stellen. Die Antwort, die er von dem die Treppe Hinabsteigenden auf seine Frage erhielt, war überraschend genug für ihn. Was er sich denn beikommen lasse? entgegnete Nigrinus dem Dichter. Es sei doch nichts zwischen ihnen vorgefallen, weshalb er sein Haus zu verlassen gedächte. Eine kleine Auseinandersetzung von Mann zu Mann, zwischen christlichem Mitbruder und christlichem Mitbruder, weiter nichts! Er für sein Teil verzeihe dem andern jedes harte und bittere Wort, das von dessen Lippen gekommen, und bitte seinen geschätzten langjährigen Gast und Freund, auch ihm in christlicher Nachsicht zu verzeihen, wo er ihm etwa, sehr wider sein besseres Ich, mit einem heftigen oder unchristlichen Wort zu nahe getreten. Wenn jeder von ihnen beiden solcherweise des Heilands und Erlösers Beispiel folge, werde die kleine Irrung gleich einem Wölkchen am Himmelsgewölbe in nichts zerfließen. Einzig und allein so sei es für christliche Mitbrüder und Mitstreiter der gleichen Heilslehre geziemend und ihrer würdig. Wer sich selbst erniedrige, der solle erhöht werden und die Krone des Lebens solle ihm dargereicht werden. So besage es die Schrift und darnach gedenke er sich auch fürderhin zu halten.

»Ihr bleibet, Herr Magister Opicius,« so schloß er, »auch *nach* diesem als geschätzter Gastfreund unter meinem Dach. Wollt Ihr mir das in die Hand versprechen? Oder sollen wir unsern Feinden und Widersachern noch extra Wasser auf ihre Mühlen leiten, damit sie straßauf, straßab ins Horn stoßen können: Wißt ihr's schon? Der Nigrinus ...! Erst ist ihm sein Weib fortgelaufen! Und jetzt auch der große Opitz! ... Schlaget ein!« Er hielt ihm seine Hand hin.

Der Dichter, dem ein Stein vom Herzen fiel, tat, wie ihm geheißsen. Von dieser Seite habe er es noch gar nicht angesehen. Der Prediger habe nicht ganz unrecht mit den bösen Mäulern. Wenn dies also des andern aufrichtiger und göltiger Entschluß, so sei auch er es zufrieden und schlage gern in die dargebotene Hand der Versöhnung ein. Sie standen sich beide noch einen Moment schweigend gegenüber und hefteten ihre Blicke ineinander, als könne keiner von ihnen so recht an des andern Friedfertigkeit und Nachgiebigkeit glauben. Als erster wandte sich der Prediger ab, um seinen Weg die Treppe hinunter fortzusetzen.

»Bleibt es dabei, daß Ihr Euer Weib suchen geht, Prediger Nigrinus?« rief Opitz ihm nach.

»Ihr sagt es!« rief Nigrinus kurz und hart zurück.

»Gebe Gott, daß Ihr sie noch am Leben findet und sie vor dem Schlimmsten bewahrt!« erwiderte der Dichter, sich über das Treppengeländer hinunterbeugend.

Es kann keine Antwort mehr herauf. Der Schritt des Fortgehenden verhallte unten vor der Haustür.

»Wie er den Verzeihenden spielte ...!« dachte Opitz. »Heuchelei und Augenverdrehung

sind doch noch stärker bei ihm als Haß und Rachedurst. Arme, arme Marie Dorothee!«

*

Tage waren vergangen. Opitz sah und hörte nichts mehr von seinem Hauswirt und Gastgeber. Der Dichter versuchte seiner inneren Unruhe und so mancher ihn bedrängenden Gewissenszweifel Herr zu werden, indem er seine durch die Erschütterungen der letzten Zeit fühlbar unterbrochenen Übersetzungen und eigenen dichterischen Erzeugnisse wieder aufnahm. Aber auch sie, diese altbewährten Trostbringer in Widerwärtigkeiten, versagten diesmal ihre Hilfe. Stets von neuem tauchte vor ihm das Bild der immer noch – warum es sich verschweigen? – tief im Herzen gehegten und geliebten Frau auf, wie sie bleich und gehetzt durch des Predigers Schuld sich aus seiner Stube und aus dem Hause geflüchtet hatte in eine finstere und weglose Zukunft. Hätte er sie nicht, ungeachtet alles ihres Widerstandes und allen von ihr vorgebrachten Vernunftgründen zum Trotz, von diesem äußersten und irreparablen Schritt, sei es auch mit Zwang, zurückhalten, sie erst zu klarer Besinnung und Vernunft sollen kommen lassen? Nun war es zu spät! Hatte er sich nicht zum Mitschuldigen des Nigrinus damit gemacht? Ja, trug er nicht auch schon darum ein gerüttelt Maß von Mitschuld, wenn jetzt das Verderben über sie kam, weil er von allem Anfang an mit dem Gefühl des unerfahrenen Mädchens sein Spiel getrieben, den aufglimmenden Funken ihrer Liebe willentlich und wissentlich genährt und schließlich zur Leidenschaft entfacht hatte? Aber konnte man es einem Manne von gesunden Sinnen und Trieben wie ihm, der zudem auch durch keine andere Fessel gebunden war, verdenken, wenn er eine ihm aus freien Stücken gebotene Gunst der Venus ebenso willig hinnahm und erwiderte?

Nein! Gegen alle solchen Gewissenskrupel und -zweifel, die weiter nichts waren als Fallen und Einflüsterungen des bösen Feindes, fühlte er seine Seele gewappnet und stark genug. Hatte er Marie Dorothee nicht auf das ernstlichste von dem unseligen Bund mit dem Oheim und Prediger abzubringen gesucht? Hatte er nicht sich selbst, sein eigenes Leben, mit in die Waagschale geworfen und dem Mädchen seine Hand geboten, um es aus den Fängen des andern zu retten? Beim ewigen Gott! Ihn konnte keine Schuld treffen, wenn jetzt das Verderben seinen Weg nahm!

Aber wenn er im Zuge seiner Gewissenszweifel und Selbstanklagen soweit war und schon das Feld gegen sie zu behaupten glaubte, so erhob sich da eine Stimme in ihm (oder war es über ihm?), die ihm zurief, das seien alles nur Sophismen, nicht um ein Haar besser als jene, mit denen der Prediger neulich alle Selbstvorwürfe wegzudisputieren gesucht, und einer belüge sich ebensowohl selbst wie der andere. Gleiche Brüder, gleiche Kappen, wie sich schon darin offenbare, daß er, Opitz, noch bis zu dieser Stunde von der ihm aus klar erkennbaren Gründen auch weiterhin gewährten Gastfreundschaft des Nigrinus Gebrauch mache und nicht längst sein Quartier mit einem andern vertauscht habe. So oft er auch diese

selbstquälereische Anklage jenes »Andern« in ihm, jenes fatalen Doppelgängers, jenes lästigen zweiten Opitz, der sich als Richter über ihn aufspielte, entkräftet zu haben glaubte, sie stieg immer von neuem schlangenzüchtig vor ihm auf und fiel ihm mit dem Gift ihres Bisses an. Wo war sein vielberufenes leichtes Blut, das ihm bis dato noch über alle Skrupel und Nöte ähnlicher oder gleicher Art hinweggeholfen hatte? Er kannte sich selbst nicht mehr. War es das Alter, die vor ein paar Jahren überschrittene Schwelle der vierzig, was ihn so verwandelt hatte?

Gab es denn keine Menschenseele, der er sich anvertrauen, zu der er sich mit seiner Bedrängnis flüchten konnte? Und wieder fiel ihm die Frau ein, die ihm, seit er in dieser Stadt eine neue und, wie ihm scheinen wollte, bleibende Heimat gefunden, in allen solchen Stunden der innern Nöte Zuflucht und Stütze geworden war: Constanzia Zierenberg. Es war zwischen ihnen in diesen Jahren ständige Übung geworden, daß er allwöchentlich am Freitag nachmittags zur Vesperzeit auch unangemeldet auf ein Plauderstündchen zu Besuch zu ihr kommen durfte und mit einer Tasse Schokolade oder einem Glas hispanischen Weins bewirtet wurde. Die düsteren Erlebnisse und Begebenheiten dieser letzten Wochen hatten ihn eine Zeitlang von der Schwelle der aufrichtig verehrten Freundin und Gönnerin ferngehalten. Es war an der Zeit, das Versäumte nachzuholen und sie um ihren Rat, falls es sich tun ließ, um Ihre Hilfe anzugehen. Man stand am Anfang der Woche, ohnehin mußten also noch einige Tage vergehen.

An einem dieser dazwischenliegenden Tage klopfte wieder einmal Andreas Hünefeld bei ihm an, der seit Peter Krügers letztem Erdengang sich nicht mehr hatte sehen lassen. Opitz wollte es vorkommen, als ob der andere irgend etwas auf dem Herzen habe, nun aber damit wie mit einer Übeln Post hinter dem Berge halte, so daß kein rechtes Gespräch sich ansinnen wollte.

»Also was habt Ihr, Meister Hünefeld?« fragte schließlich Opitz in ein bedrückendes Schweigen hinein. »Ich sehe es Euch an der Nasenspitze an: Ihr habt irgend etwas, was Euch auf der Zunge liegt und womit Ihr Euch nicht herauszurücken getraut. Also sprecht! Es wird ja wohl nicht gleich ans Leben gehen, wie man es den Giftpulvern jener Borgias zu Rom im vergangenen Säkulo nachgesagt hat?«

Schlimm genug sei es immerhin, erklärte Hünefeld und wiegte bedenklich den Kopf hin und her und ob es todbringend sei, so hänge das, wie bei allen solchen Giftmischereien, hauptsächlich von der mehr oder minder gesunden Konstitution desjenigen ab, dem die Dosis verabreicht werde.

»Nur her damit!« lächelte Opitz und fühlte, wie sein Herz heftiger zu klopfen begann. »Wollt Ihr mich noch länger auf die Folter spannen?«

»Wohlan denn! Aber laßt den Boten die Botschaft nicht entgelten.« Durch die Stadt, fuhr der Buchdrucker fort, laufe ein von Tag zu Tag sich verstärkendes Gerücht, das zu Anfang

nur im engsten Kreise des Rats umgegangen, jetzt aber schon bis auf den Fischmarkt gedrun- gen sei, wonach die soviel jüngere Ehehälfte des Predigers Nigrinus ihrem Eheherrn davon- gelaufen sei und, so gehe das Gemunkel weiter, man glaube auch zu wissen, was oder wer der Urheber und Anstifter dieses Skandals sei.

Und wen man denn nun als den fraglichen Inkulpaten nenne? erkundigte sich der Dichter mit zugeschnürter Kehle.

Hünefeld sah ihn lange an und schwieg.

»Euch selbst, hochgeschätzter Freund,« entfuhr es ihm plötzlich, »hält man für den Schul- digen, so sehr auch manches dawider zu sprechen scheint, insbesondere der Umstand, daß Ihr nach wie vor unter dem Dach des betrogenen Ehemanns weilt, als dessen Gastfreund so- gar, und Euch der nicht schon längst von sich aus den Laufpaß gegeben hat. Da habt Ihr das üble Geschwätz, das in der Leute Mäulern ist.«

»Und dem Ihr mit dem eben von Euch vorgebrachten Argument leicht den Garaus machen könnt, Freund Hünefeld,« entgegnete Opitz. »Fragt Euch selbst oder fragt diejenigen, die Euch solches auftischen, ob es auszudenken sei, daß ich unter besagten Umständen noch län- ger unter dem Dach des Predigers bliebe oder daß dieser als der streitbare und mannhafte Geist, für den ihn doch die ganze Stadt nimmt, es zuließe. Und jetzt, so dünkt mich, ließen wir am besten das üble Thema fallen und gingen zu erfreulicheren Dingen über.«

Damit erhob er sich von seinem Sitz, und auch der Buchdrucker stand langsam und nach- denklich auf.

»Ihr nehmt mir eine Bergeslast von der Seele, hochgeschätzter Freund und Meister,« sagte er schließlich, mit einem prüfenden Blick auf des andern Miene. »Ihr wißt nicht, wie mich das ruchlose Geschwätz, dem man auf Schritt und Tritt begegnet, im Innersten um Euretwil- len bedrückt und mir die gute Laune verdorben hat. Denn um es Euch offen zu bekennen, es stünde schlimm um Eure Position und Euer ferneres Verbleiben am hiesigen Ort, wofern et- was Wahres an dem Klatsch und Tratsch wäre.«

»Sorgt Euch nicht länger um mich, bester Freund,« wehrte Opitz mit dem Versuch eines schwachen Lächelns ab, »ich bin mir keiner Schuld bewußt an den Mißhelligkeiten zwischen dem Prediger und seinem Weibe, das ja, wie Ihr bedenken möget, seiner Schwester Kind, sonach sein eigenes Fleisch und Blut ist, womit er sich kopuliert hat, daher denn das Zerwürf- nis seinen Ausgang genommen haben mag.«

Hünefeld nickte mehrmals zustimmend und verabschiedete sich, offenbar ehrlich erleich- tert, mit einem kräftigen Händedruck von dem Dichter, der ihn, noch immer lächelnd, zur Tür geleitete, um dann, als er allein war, die Hände gegen den Kopf zu pressen, in dem es wie in einem Eisenhammer klopfte und dröhnte.

Constanzia Zierenberg-Kerschenstein saß an einem der Straßenfenster ihres Hauses und blickte gedankenvoll vor sich hin. Eine von den Handarbeiten, in deren kunstvoller Anfertigung sie weit und breit berühmt war, hatte sie vor sich im Schoß liegen. Sie mochte ihr mitten in der Träumerei, von der sie befallen war, aus den Händen entglitten sein.

Plötzlich schrak sie zusammen. Unten war die Haustür auf- und wieder zugegangen. Wahrscheinlich war es ihr Mann, der Ratsherr, der jetzt zur Mittagsstunde aus seiner Amtsstube im Rathaus zurückkehrte. Wieder spielte bei dem Gedanken daran der flüchtige Schein dieses Lächelns, das noch keiner so recht ergründet hatte, um ihre Mundwinkel. Sie strich sich mit der Hand leicht über ihre Stirn.

Wo war sie gewesen? Was waren das für Erinnerungen, die aus dem immer mehr sich vertiefenden Nebel der Jahre um so klarer und zum Greifen sichtbar vor sie hintraten, so daß sie wie von einem unerklärlich bangen Weh an ihr Herz greifen mußte? Nein, es war nicht der junge franzmännische Baron, mit dem sie damals – mein Gott! es war nun schon im vierten Jahr seitdem – jene französischen Lieder in gewohnter italienischer Manier gesungen und sich dann auf dessen französische Modulation eingeübt hatte. Wie hätte sie, die reife Frau, um die nun schon große Kinder aufwuchsen, ihr Herz an einen nichtssagenden jungen Fant, dessen einzige Vorzüge seine wohllautende Stimme und gute Manieren waren, verlieren sollen? Konnte man ihr wirklich dergleichen Selbstvergessen und Verblendung zutrauen? Und doch hatten es gewiß so manche von den lieben Verwandten und nun gar von den noch liebeneren Freundinnen getan. Ach! Wozu die alte Wunde wieder aufreißen? Sie hatte in dieser dumpfen Stadt, in dieser engen Welt, darin ihr Leben verfloß, keine Menschenseele, mit der sie sich einmal aus tiefstem Herzensgrund aussprechen, der sie sich anvertrauen, sich entdecken, von der sie sich verstanden, begriffen fühlen konnte. Wo sie um sich blickte, wo ihr Herz auch suchte, es war niemand da: nicht ihr Mann, der Ratsherr, dem sie auch in wärmeren Stunden kaum mehr als respektvolle Achtung, gepaart mit dem Mitgefühl für sein quälendes Leiden, entgegenbrachte; nicht ihre Base Anna, die seit Jahren kaum mehr ihren Fuß in die Stadt gesetzt hatte und da draußen bei ihrem Proen, bei ihren Kühen, Pferden und Jagdhunden langsam zu verbauern schien. Aber auch nicht er, auf den sie damals vor Jahren bei seinem ersten Erscheinen noch alle ihre Hoffnung gesetzt hatte, er, der Meister der deutschen Poeterei, Martin Opitz: war nicht auch er nur eine Enttäuschung, nur ein Blendwerk mehr gewesen? Zu seiner Göttin, zu seiner Muse hatte er sie erkoren, hatte ihren Namen an den Sternenhimmel schreiben wollen gleich dem einer Laura des großen Petrarca! Und was war aus allen den schönen Reden, den großen Worten des Leichtfertigen geworden? Was hörte man jetzt von ihm? Als ein zügelloser Libertiner und Abenteurer, dessen Muse zu sein man

sich schämen mußte, paradierte er vor dem Angesicht der ganzen Stadt! Nein, nur *einer* hatte die ganze Empfindsamkeit ihrer mimosenhaften Seele richtig verstanden! Hatte das Feuer seiner Liebe – ja, wozu es vor sich selbst verhehlen? –, seiner Leidenschaft, seiner Anbetung in strenger Zucht bis zum allerletzten Moment gezügelt, gebändigt, so daß es zu reiner klarer Flamme geläutert gleich dem Scheidegruß der untergehenden Sonne die Stunde des Abschiednehmens »pour toujours« sanft und hold verklärte und weiterleuchtete bis heute nach so manchen Jahren noch. Ruhte nicht ein zärtlicher Schimmer davon auch noch auf dem Brief, den ihr an diesem Morgen die Post aus Paris von ihm, dem Grafen d'Avaux, dem einstigen Chef der gallischen Ambassade, ins Haus gebracht hatte und den sie jetzt wieder aus ihrem Busen zog, um ihn ein fünftes oder sechstes Mal wiederzulesen? Welch ein Meister des galanten und doch so beherrschten, niemals über das Ziel schießenden Briefstils ebenso wie einst der mündlichen Rede und Gegenrede war doch dieser überlegene weltmännische Kavalier! Welch ein Genuß für den nachempfindenden Geist, nicht nur für eine trügerische weibliche Eitelkeit, war es doch, sich dem Zauber dieser volltönenden französischen Sätze und geschmeidigen Wendungen hinzugeben, hinter deren jeder sie die zeitüberdauernde unverbrüchliche Verehrung und Anbetung des fernen platonischen Liebhabers zu vernehmen glaubte!

Sie hörte ein leises Geräusch hinter sich und steckte mit einer raschen Wendung den teuren Brief wieder an die Stelle zunächst ihrem Herzen zurück. Gleich darauf fühlte sie den Hauch von zwei bärtigen Lippen, die ihr Haar berührten.

»Du bist es, bester Mann?« sagte sie, in ihrer zurückgelehnten Stellung verharrend.

»Ja, ich bin es, Constanzia! Ich, dein Mann! ... Wer sollte es denn sonst sein?«

»Ja, du hast recht, Kerschenstein. Wer sollte es sonst sein!« erwiderte sie mit einem kaum noch hörbaren Seufzen. »Verzeih! Es war dumm und albern von mir. Man verfällt nur zu leicht in das Alltägliche und Triviale und sollte doch darauf bedacht sein, es von sich fernzuhalten, wie man den Rost von seinen Messern und Gabeln fernhält.«

»Wie hübsch du das wieder in Worte gefaßt hast, Constanzia!« erwiderte er, jetzt vor ihr stehend. »Man merkt, daß du immer noch bei deinen einstigen Freunden von jener Ambassade in die Schule gehst.«

Sie errötete leicht und nahm ihr Tüchel zur Hand.

»Es waren auch die deinen, Bester.«

»Doch wohl mehr aus zweiter Hand, Constanzia.«

Er stand noch vor ihr, wiegte den Kopf, wie es seine Gewohnheit war, und blickte auf sie hinunter. »Was schreibt Seine Erlaucht, der Graf?«

»Willst du es lesen?« lächelte sie und machte eine Bewegung, wie um den Brief hervorzuziehen.

Er schüttelte den Kopf und trat einen Schritt zurück.

»Ich bin nicht eifersüchtig, Constanzia. Ich war es nicht auf den gegenwärtigen Verehrer. Wie sollte ich es auf den Abwesenden sein?«

»Sage das nicht, lieber Mann. Manchmal kann der Abwesende gefährlicher sein als der Anwesende.«

»Wieder eine von deinen beliebten Paradoxien, Constanzia, mit denen der einfache Verstand von Alltagsmenschen, wie ich einer bin, nicht so leicht fertig wird. Nein, nein, ich *will* es gar nicht verstehen. Versuche erst gar nicht, es mir zu erklären. Ich könnte ja doch nichts damit anfangen,« sagte er, ihre schon beginnende Erwiderung mit einer entschiedenen Handbewegung abschneidend, und ging zu einem nahen Stuhl, um sich zu setzen.

Sie wandte sich zu ihm um und musterte ihn.

»Du hast Verdrießlichkeiten gehabt, Bester?«

»Wer hat sie nicht, der ein Amt versieht und dem Gemeinwohl dient?«

»Willst du mir nicht anvertrauen, was es wieder gegeben hat, Mann? Sprich dich aus. Es wird dich erleichtern. Oder ist das auch wieder eine von meinen beliebten Paradoxien, wie du es wenig freundlich nennst?«

Kerschenstein stand vom Stuhl auf, trat neben sie und strich ihr leicht über das Haar.

»Nimmst du es mir übel? Es kann dich doch eigentlich nicht kränken?« äußerte er, sich zu ihr hinunterbeugend. »Aber du weißt ja, wir Alltagsmenschen ...?!«

Sie machte eine unwillige Gebärde.

»Was hast du nur heute immer mit deinen Alltagsmenschen?«

»Weil es mit denjenigen, welche keine sind, nur zu leicht Anstoß und Widrigkeiten gibt.«

»Ich wüßte nicht, daß ich dir Anlaß dazu gegeben hätte, Kerschenstein.«

»Wer spricht denn von *dir*?«

»Nun ja, wegen des Briefes aus Paris?«

»Habe ich mich je mit solchen Nichtigkeiten abgegeben oder gar Rechenschaft von dir gefordert, Constanzia?«

Sie senkte schweigend den Kopf.

»Na also! Du gibst es zu?« fuhr er fort. »Nein, es handelt sich um den Magister. Um unsern poeta laureatus.«

»Ah! Du sprichst von *ihm*?« nickte sie. »Man hat mir schon allerhand zugetragen.«

Der Ratsherr lachte kurz auf.

»So? Haben die Basen und die Tanten sich schon gemeldet?«

»Hast du es anders erwartet, Kerschenstein? Von dir bekommt man ja doch nichts heraus. Was die öffentlichen Dinge anbetrifft, so hast du ein Schloß vor dem Mund.«

»Wie sich das für jemand gehört, der im Dienste unserer löblichen Stadt steht.«

»So muß ich es mir also von den Tanten und Basen zutragen lassen.«

»Es ist ja auch gleich,« wehrte er mit einer müden Gebärde ab. »Erfahren mußt du es ja doch, so sehr es dich betrüben mag.«

»Ist es so schlimm?« fragte sie, sich aufrichtend.

»Schlimm genug für einen hergereisten Skribifax, dem wir Gastrecht in unserer Stadt und obendrein ein Salär auf unbestimmte Zeit für nichts und wieder nichts gewähren.«

»So sage es mir,« entschied sie. Ihre Stimme klang klar und bestimmt. »Ich weiß offenbar noch nicht alles.«

»Gut denn!« hub er an. Das Maß der Sünden des Herrn Opitz sei voll und übervoll und schreie zum Himmel. Er sei ein notorischer Verführer, habe Buhlschaft getrieben mit seines Nächsten Weib, mit des Predigers Nigrinus angetrauter Ehegemahlin, die allerdings, das müsse leider gesagt werden, das Kind von des Predigers leiblicher Schwester sei. So habe eine Sünde die andere im Schoß getragen und was ans Licht getreten, sei ein Greuel vor Gott und Menschen. Das pflichtvergessene Weib sei aus der ehelichen Behausung schmähdlich fortgelaufen und kein Mensch wisse, wo sie sich herumtreiben möge. An den Schandpfahl gehöre sie und aus der Stadt gepeitscht, zusammen mit ihm, mit dem sie es getrieben habe!

Das sei allerdings schlimm genug und schlimmer, als man ihr bisher überbracht habe, gab sie zu. Aber woher man denn wisse, daß grade der Herr Opitz von Boberfeld, der Magister, der schuldige Verführer sei. Er sei ja gewiß kein Tugendspiegel, wie man es in Ansehung seines gehabten Lebensweges nur zu begreiflich finden und gewiß auch er selbst zugestehen werde. Aber ehe man ihn dieses Frevels schuldig spreche, müsse man ihn gerechterweise selbst gehört haben. Wer denn der eigentliche Ankläger gegen ihn sei? Etwa der hochwürdige Herr Nigrinus selbst, der seiner leiblichen Schwester Kind geheiratet habe, für einen Diener Gottes immerhin ein starkes Stück?

Ja, dies sei eben der schwache Punkt in dem ganzen Gewebe, fiel der Ratsherr mit einer nahezu hilflosen Miene ein. Jedermann wisse, daß besagter Nigrinus, wenn auch leider der gleichen calvinistischen Konfession mit ihm zugehörig, ein unerträglicher Streithammel und Besserwesser, zudem auch ein Augenverdreher sei, der Gottes Wort nur auf den Lippen, aber nicht im Herzen trage, wofür diese sündhafte Kopulation mit seiner eigenen Nichte der schlüssigste Beweis sei. Aber dürfe man deshalb diesen himmelschreienden Skandal einfach ad acta legen und gegenüber dem vermuteten und vermutlichen Verführer ein Auge oder gleich beide Augen zudrücken?

»Dem vermuteten Verführer? Von wem denn nun vermutet?« fragte sie.

»Von wem?« wiederholte er mit scharfem Ton. »Von aller Welt! Alle Welt weiß etwas! Was sich die ganze Stadt erzählt, daran wird ja wohl nicht zu rütteln sein?«

»Aber Kerschenstein? Ich kenne dich nicht mehr!« rief sie und faßte seine Hand. »Willst

du einen, der womöglich schuldlos ist, ungehört verdammen? Ist das deine ganze Gerechtigkeit, auf die du dir soviel zugute hältst?«

Kerschenstein sann schweigend vor sich hin. Endlich sah er auf.

»Was rätst du mir zu tun, Constanzia? Es hängt viel davon ab. Wisse denn, daß der Alte den ganzen Kasus in meine Hand gelegt hat.«

»Du sollst entscheiden, Kerschenstein? Und Vater will es? Oh, dann wird noch alles gut!«

Sie ging mit lebhaften Schritten hin und her, trat dann wieder an ihn heran und legte ihm die Hände auf die Schultern.

»Also wie wollen wir es halten? Unkraut und übles Gerede soll man mit der Wurzel ausjäten. Zuvörderst müssen wir uns aber vergewissern, was Wahres daran und was nicht, und ob außer der schuldigen Frau auch Opitz mit im Spiel oder nicht. Natürlich wäre es in aller Vorsicht und Geheimhaltung zu bewerkstelligen.«

Der Ratsherr nickte lebhaft zustimmend.

»Zur Vermeidung von noch mehrerem öffentlichen Ärgernis! Wie klug von dir, Constanzia! Wie klug! Ich habe mir schon öfter gedacht, du hättest auch einen jener doctores utriusque juris abgeben können, wie ich ihrer so manche auf der Hohen Schule zu Padua habe dozieren hören.«

Sie machte von neuem ein paar Schritte, hielt plötzlich inne und warf den Kopf zurück.

»Willst du mich also gewähren lassen, Kerschenstein? Ich glaube, es wäre etwas für mich. Und mir scheint, auch Vater wird es recht sein?«

»Das glaube ich auch,« erwiderte er trocken.

Sie sah ihn forschend an und kam näher.

»Du hast wieder deine ironische Miene. Warum?«

»Weil mich bedünken will, der Alte habe mir den ganzen vertrackten Fall nur deshalb aufgehört, damit *du* ihn dann in die Hand bekommst.«

»Zuzutrauen wäre es Vater schon,« lächelte sie und legte ihre Arme um seinen Hals. »Also du überläßt es mir? Ich führe das Verfahren und fälle die Entscheidung nach Recht und Billigkeit als angehender Baccalaureus utriusque juris.«

Er nahm ihre Stirn in seine Hände und drückte einen leisen Kuß darauf.

»So sei es!« sagte er und dann nach einem Weilchen, in die Betrachtung ihrer Stirn versunken: »Diese klare, reine, kluge Stirn! ... Vielleicht nur allzu klug!« fügte er plötzlich im gewohnten trocknen Ton hinzu und ließ seine Hände heruntersinken.

»Möchtest du mich anders haben als ich bin?« flüsterte sie.

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

»Bleibe, die du bist: die baltische Sirene. Für mich bist du grade die Rechte. Und vielleicht wärest du es auch für ihn gewesen?«

»Für wen?«

»Nun! Für den Grafen! Für deinen Seladon in Paris!«

*

Die Dämmerung dieses trüben feuchtkalten Wintertages, dessen dichte Nebeldecke kein Sonnenstrahl hatte lichten können, war frühzeitig über die Stadt herniedergesunken. Martin Opitz hatte nach längeren Wochen wieder seinen gewohnten Platz in dem Damenzimmer des Rats herrnhauses eingenommen. Die Frau des Hauses hatte ihn mit der ihr eigenen heitern Gelassenheit empfangen und an den Tisch zu seiner Schokolade komplimentiert. Nun saß sie ihm gegenüber und schwieg. Nur ihr Auge ruhte beobachtend, forschend, ja, wie ihm scheinen wollte, quasi inquirierend auf ihm. Nein, es war nicht wie sonst zwischen ihnen. Es fehlte das vertraute Behagen früherer Stunden bei flackerndem Kerzenschein, während die Holz-scheite im Ofen prasselten und hier und da eins der Großvater- und Großmutterbilder an den Wänden im Widerschein aufleuchtete.

Es fehlte ... ja, wie sollte er es anders nennen? ... es fehlte das gewohnte Vertrauen zwischen ihnen. War es möglich, daß auch sie ihn verurteilte? Ungehört verdammte? Er fühlte, daß seine Stunde gekommen war. Er mußte sprechen, mußte sich verantworten. Dieses Schweigen war bedrückend. Es durfte nicht länger dauern! Eben wollte er den Mund zum Sprechen öffnen, als er ihre klare kühle Stimme über den Tisch hinweg vernahm:

»Was habt Ihr mir zu sagen, Herr Herzogl. Rat?«

»O viel! Viel, edle Frau!« brach er aus. »Und doch vielleicht nur die paar Worte: Verurteilt mich nicht, ehe Ihr nicht alles wißt! Ehe Ihr es nicht aus meinem Munde gehört habt!«

»Und wenn ich nun schon selbst alles wüßte?« entgegnete sie kühl.

»So wüßtet Ihr immer nur das, was alle Welt weiß oder zu wissen glaubt!« warf er erregt ein. »Was die ganze Stadt sich erzählt und behauptet! Ohne den Schatten eines Beweises behauptet! Will eine Dame von Eurem Geist und von Eurem Rang das einfach nachsprechen, was die Mägde am Brunnen sich ins Ohr tuscheln und was Hinz und Kunz wiederum von andern Hinz und Kunz gehört haben wollen?«

Constanzia schwieg nachdenklich. Dann fuhr sie fort:

»Also Ihr streitet ab, daß Ihr mit der Flucht jener unseligen Predigersfrau auch nur das geringste zu schaffen habt?«

»Nicht das geringste,« erklärte er. Ganz im Gegenteil! Als er vom Begräbnis seines Freundes Peter Krüger heimkehrend und noch völlig in düstern Gedanken befangen ihr auf der Treppe ihres Hauses begegnete und sie im Begriffe fand, voll größter Erregung das Haus zu verlassen, habe er sie von diesem höchst voreiligen und überstürzten Entschluß abzubringen gesucht, aber – Gott sei es geklagt – nur tauben Ohren gepredigt.

So sei es denn, fiel sie nicht ohne Schärfe ein, offenkundig und klar vor aller Augen liegend,

daß er an dem Geschick dieser Leichtfertigen wärmeren Anteil nehme und womöglich ihre verwerfliche Handlungsweise noch zu entschuldigen suche.

Wie es denn anders sein könne! rief er erregt. Habe er doch über drei Jahre im gleichen Hause des Nigrinus mit ihr gewohnt und Zeit genug gehabt, sie, die damals noch im unverehelichten Stande, als ein gutherziges und frohgemutes Menschenkind kennenzulernen, das weit über das Maß von andern Frauenzimmern bürgerlichen Standes hinaus Kenntnisse und Wissensdurst mit angeborenem Geist vereinigt, eben dadurch auch sein rein menschliches Interesse erweckt habe, und dies in einer Zeit, da er, kaum erst in Danzig angelangt, hier noch ganz fremd gewesen und noch nicht des näheren Umganges in den Patrizierhäusern dieser Stadt gewürdigt worden sei, die unter der Ägide von Damen erlesensten Geistes und einer außergewöhnlichen Bildung stünden, wovon das leuchtendste Beispiel die hier vor ihm sitzende Herrin dieses Hauses sei. Vor ihr, der Pallas Athene dieser Stadt, beuge er in geziemender Ehrerbietung sein Knie und erbitte von ihr, gleich einem Schutzflehenden im Tempel der Minerva, ein gerechtes und huldreiches Urteil, wie es einem schuldlos Verklagten zustehe.

»Erhebet Euch! Ich bitte Euch! Ihr beschämt mich!« rief Constanzia mit abwehrend erhobenen Händen dem Dichter zu, der sich im Feuer seiner Rede auf ein Knie vor ihr niedergelassen hatte. »Wenn Euch mein Mann so erblickte, was sollte er sich von Euch, von mir denken?«

Opitz war aufgestanden und verneigte sich tief vor ihr.

»Verzeiht, edle Frau! Das Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit riß mich hin. Es sollte keine Vorwegnahme Eures Urteils bedeuten. Und wie auch immer es lauten möge, ich werde es in Erinnerung an alle Eure mir erwiesene Freundschaft und Huld ergeben hinnehmen.«

Constanzia schwieg und schien nachzusinnen. Plötzlich sah sie mit jenem unbestimmten Lächeln um ihre Mundwinkel auf.

»Ihr seid ein nicht ungefährlicher Rattenfänger, Herr Magister von Boberfeld. Wie nun, wenn ich Euch dessenungeachtet in der fraglichen Sache als mitschuldig ansprechen müßte?«

Opitz erbleichte und trat einen Schritt zurück.

»So wäre dies meine Abschiedsstunde von Euch, edle Frau, und von dieser Stadt, die mir eine zweite Heimat hätte werden sollen.«

Er wandte sich zum Gehen und war schon nahe der Tür, als er ihre befehlenden Worte vernahm:

»Bleibt! ... Seid Ihr in Eurem Leben immer so vorschnellen Handelns gewesen?«

»Nur da, wo es mir mein Gefühl und meine Ehre zu gebieten schienen, edle Frau.«

»Kommt! Und nehmt wieder Euren Platz ein, den Ihr mit einer Übereilung verlassen habt, welche eines Jünglings würdig wäre. Niemand tastet Eure Ehre an. Hat man je gehört, daß in Sachen der Venus dem Manne, möge er auch noch so schuldig sein, irgendein Makel

anhafete, sondern immer nur der Frau, obwohl sie doch selbst eine Frau, die hohe Göttin? Und was Euer Gefühl anbetrifft, auf das Ihr Euch berufen habt, Herr Opitz von Boberfeld, so könnte man wohl verlangen, daß es sich nicht bloß für eine leichtsinnige, wenn auch noch so anziehende Predigersfrau dokumentiere, sondern ein bißchen auch für Eure andern Freunde und Freundinnen hier in unserer Stadt und nicht zuletzt auch in diesem Hause, die es bedauern würden, wenn sie aus einem solchen Grunde Eurer geschätzten Persönlichkeit verlustig gingen.«

Opitz hatte sich während dieser mit immer größerer Wärme gesprochenen Worte Constanzias Schritt um Schritt wieder dem Tisch genähert und beugte sich jetzt ergriffen auf ihre Hand nieder.

»Ihr macht mich durch Eure Güte und Freundschaft zum Glücklichsten der Sterblichen, Madame Constanzia! Wie soll ich Euch danken für alle Huld, mit welcher Ihr Euch meiner annehmt?«

»Indem Ihr Euch, Meister Opitz, mit erhöhtem Eifer wieder Euren poetischen Arbeiten und Studien zuwendet, von welchen Ihr mir seit langem nichts mehr vorgelegt habt. Glaubt Ihr nicht, daß Ihr und wir mit Euch so am schnellsten über das gegenwärtige Ärgernis hinwegkommen werden, so daß in Kürze keine Rede mehr davon sein wird?«

Sie schwieg und blickte, während ihre Gedanken in die Ferne schweiften, gesenkten Kopfes vor sich hin. Der Dichter hielt es an der Zeit, sich zurückzuziehen und erhob sich.

»Ich bewundere Eure Klugheit und Weisheit, edle Frau, womit Ihr Euren anfänglich so harten Richterspruch zu einem so beglückenden Ende für mich geführt habt.«

Noch lange, nachdem der Dichter gegangen war, saß Constanzia, bei tief heruntergebrannten Kerzen in ein ihrem Wesen sonst fremdes Grübeln versunken. Hatte sie richtig gehandelt? War durch ihre Nachsicht, womit sie dem zweifelsohne in den Skandal verwickelten Poeten goldene Brücken gebaut und sein ferneres Verbleiben in der Stadt ermöglicht hatte, denn wirklich der Gerechtigkeit Genüge getan und das Unkraut des Ärgernisses mit der Wurzel ausgejätet, wie sie es Kerschenstein voreilig zugesagt? Hatte sie sich nicht von den honigsüßen Schmeichelreden des Dichters betören lassen? War sie nicht wie irgendein beliebiges Bürgergänschen der Schwäche ihres Geschlechts erlegen? Hatte denn dieser mit allen Wassern gewaschene Abenteurer und Libertiner auch nur mit einem triftigen Argument seine Unschuld dargetan? Jetzt war er gegangen, gebläht von seinem Erfolg, den er mit billigsten Mitteln errungen, und mochte sich im stillen ins Fäustchen lachen, wie ihm wieder einmal ein Weiberherz ins Garn gegangen ... Nein, es durfte nicht sein! Der Gedanke war unerträglich!

Sie sprang auf und ging zwischen den Bildern der Großmütter und Großväter erregt hin und her. Die Kühle, die sie von diesen Bildern anwehte, tat ihr wohl. Hatten hinter diesen kalten hochmütigen Gesichtern wohl jemals solche Zweifel an sich selbst gewühlt wie die, mit

denen jetzt sie zu kämpfen hatte? Waren sie um soviel stärker gewesen als die Enkelin jetzt? Gewiß! Weltklug und selbstsicher waren sie alle gewesen, das sah man ihren Mienen an, und bis zu ihrem letzten Stündlein erfüllt von dem Bewußtsein, daß all ihr Tun ohne Fehl und Tadel gewesen, sie sich also keine weiteren Skrupel zu machen brauchten! Geist von ihrem Geiste war es, den sie brauchte. Sie setzte sich wieder und fühlte, daß sie ruhiger geworden war. *Hatte* sie ihn denn nicht, diesen klaren, kühlen, selbstgewissen Geist der Ahnen? War nicht ihr ganzes Leben der Beweis dafür, daß sie ihn besaß wie nur je eine von denen da an der Wand? Hatte nicht etwas gleiches auch dieser Opitz ihr schon einmal vor Jahren in eben diesem Zimmer gesagt? ... Schon wieder er! Sie mußte mit dem Fall dieses Menschen fertig werden, den zu entscheiden ihr von ihrem Mann aufgetragen war. Und jetzt wußte sie auch, wie durch eine Eingebung, auf welche Weise sie ihr Handeln gegen den leichtfertigen Poeten selbst anzusehen hatte und in welchem Lichte sie es Kerschenstein würde erblicken lassen.

Als in späterer Stunde der Ratsherr zum Zimmer hereinsah und sich erkundigte, wie es mit dem Besuch des Herrn Poeten gegangen sei, trat sie ihm mit der ganzen ihr eigenen und nun aufs neue gesammelten Sicherheit ihrer Natur entgegen.

»Höre mich ruhig an, Bester,« sprach sie, ihre Hand auf seine Schulter legend, »und wenn du meine Gründe vernommen hast, so bin ich gewiß, daß du mir recht geben und meiner Entscheidung zustimmen wirst, ja noch mehr, daß ich im Grunde nur das getan habe, was du selber tun wolltest und wovon du nur noch nichts wußtest ...«

Das klinge ja, meinte er stirnrunzelnd, als habe sie dem durchtriebenen Windbeutel eine Art von Generalpardon erteilt?

»Und wenn es nun so wäre?« nickte sie, überlegen lächelnd. »Zuerst schuldig- und dann freigesprochen. Ich bilde mir etwas darauf ein, daß ich diesen Ausweg gefunden habe. Es wird ihm in alle Zukunft zur Lehre dienen, dem Herrn Windbeutel, wie du ihn gar zu respektlos benennst. Denn er ist ja doch unser größter gegenwärtiger Poet und Präzeptor der ars poetica. Und weil du dir das auch selbst gesagt haben würdest, hätte er so vor dir gestanden wie vor mir, darum hast du es für richtig befunden, die Entscheidung in meine Hand zu legen, damit *ich* den Spruch täte, den du selbst zu tun dich scheutest und doch in Ansehung aller Umstände als unumgänglich erkanntest. Nun sage selbst, Bester, habe ich nicht ganz in deinem Sinne gehandelt? Runzle nicht die Stirn! In deinem Innern mußt du mir ja doch recht geben.«

Der Ratsherr hatte nur mit Mühe seinen aufsteigenden Zorn zurückgedrängt, jetzt lachte er grimmig auf:

»In Zukunft wird es also in unserer einsamen Stadt so gehalten werden, daß jeder herge- laufene Skribifax in eine vor Gottes Altar geschlossene Ehe einbrechen kann, wie es ihm beliebt, und sich seines Nächsten Weib holen darf und wir ihm noch ein anständiges Jahres- salär dafür zahlen? Es ist weit mit uns gekommen! Und das soll *mein* Wille gewesen sein? Das

willst du mir vom Gesicht abgelesen haben? ... Du lachst, Constanzia? Du lachst noch? Willst du mich etwa auslachen, daß ich für Sitte und Moral in unserer alten Stadt eintrete? Meinst du, daß unsere Väter und Mütter da an der Wand sich so etwas hätten einfallen lassen?«

Er machte einige heftige Schritte, die in ein Humpeln übergingen, da er sein altes Leiden wieder im Anzug fühlte.

Constanzia trat zu ihm hin, legte ihm die Arme um den Hals und suchte ihn auf einen Stuhl niederzudrücken.

»Rege dich nicht auf, lieber Mann. Es tat dir nicht gut. Ich habe nicht über dich gelacht. Nur über einen Gedanken, der mir plötzlich aufstieg und so absurd erschien, daß ich lachen mußte ...«

»Was war das für ein Gedanke, Constanzia?« fragte er.

Sie beugte sich über ihn.

»Ich dachte, aber fahre nicht hoch, Bester, ich dachte, da du von Moral in unserer Stadt sprachst, daß es vielleicht verschiedene Arten von Moral geben könne und daß unsere Moral nicht grade die des Herrn von Opitz zu sein brauche.«

»Und solche Gedanken,« fuhr er auf, so daß sie ihn nur mit Mühe auf dem Stuhl festhalten konnte, »solche Gedanken hegst du, Constanzia, die nur von Satanas herkommen können?«

»Ich weiß es wohl, Bester,« nickte sie und senkte wie schuldbewußt den Kopf. »Aber lesen wir nicht schon in der Heiligen Schrift von Versuchungen, die selbst dem Herrn vom Teufel kamen?«

»Und die der Herr niederkämpfte!« fiel Kerschenstein ein.

»Auch ich, Kerschenstein, habe meine Versuchungen niederkämpft. Das glaube mir, so wahr ich selig werden will!«

Der Ratsherr heftete einen langen Blick auf sie. Dann zog er sie in einer plötzlichen Wallung an sich.

»Du bist mein besseres Selbst, Constanzia. Ich weiß es wohl. So weit ich auch in der Welt herumgekommen, ich bin nie einer Frau begegnet, so groß, so klug, so starkmütig wie du!«

Sie breitete die Arme um ihn und legte den Kopf an seine Schulter. »Bester Mann!« Und nach einem Weilchen: »Nun sage mir, Bester, war es nicht doch das Richtige so, daß ich diesem Herrn Dichter Generalpardon, wie du es nanntest, erteilt habe? Erwäge doch nur, was es erst für ein Ärgernis gegeben hätte, wenn ich bei meinem anfänglichen Schuldspruch geblieben wäre und er daraufhin die Stadt verlassen hätte, und er war schon auf dem Wege, es zu tun? Wäre das nicht wie ein Anerkenntnis seiner Schuld vor der ganzen Stadt gewesen? Hättest du das verantworten können?«

Er schüttelte schweigend den Kopf.

»Na also!« lächelte sie. »So habe ich doch nur das getan, was du selbst getan hättest.

Vielleicht kann ich doch noch zum Baccalaureus utriusque juris promoviert werden?«

30

Die Dame Constanzia hatte nicht so unrecht gehabt, als sie damals geäußert hatte, je weniger Aufhebens man von dem anstößigen Vorfall im Predigerhaus mache, desto schneller werde er samt dem immerhin fraglichen Anteil des Herrn Opitz daran in Vergessenheit geraten. Hatte man nicht überall in der Stadt, oben wie unten, erwartet, über die Schuldigen eines solchen seit langem nicht dagewesenen Skandals, über die pflichtvergessene buhlerische Frau und ihren saubern Herrn Galan, den fremden Schreibersmann mit dem gespreizten anmaßlichen Wesen und Benehmen, werde ein Strafgericht von gleichfalls noch nicht dagewesenem Ausmaß niedergehen? Als nichts dergleichen geschah, es sich vielmehr herausstellte, daß dieser Herr von Boberfeld nach wie vor im Hause des betrogenen Ehemanns wohnen blieb, selbiger ihn also nicht kopfüber die Treppe hinuntergeworfen und aus dem Hause gejagt hatte, zudem auch die hauptschuldige Predigersfrau nicht wieder gesehen wurde, sondern verschwunden und verschollen blieb, demnach selbst Gericht an sich vollzogen haben mochte, so verstummten sehr bald auch die ärgsten Lästermäuler in Bürger- und Patrizierhäusern, und sogar die unermüdlich aus den Fenstern auf die Gassen spähenden Tanten und alten Fräuleins wußten sich schließlich keinen Rat mehr als angesichts des Weltlaufs schweigend den Kopf zu schütteln, wenn je noch einmal der heikle Fall aufs Tapet kam.

So dauerte es denn auch nicht lange mehr, daß das Blättchen sich zu wenden begann und Stimmen laut wurden, man habe dem Herrn Herzogl. Rat Opitz von Boberfeld, unserm berühmten und hochgeschätzten Gast, zweifelsohne mit gewissen Mutmaßungen Unrecht getan und alles sei nur ein Altweiberklatsch gewesen, auf den nichts zu geben sei. Am deutlichsten tat sich diese Wandlung der Gemüter auf dem Fastnachtsfeste kund, das die »Einhörner« unter dem Präsidium des Herrn Plavius im »Blauen Pomuchel« abhielten und das sich sehr bald zu einem richtigen Bacchanal auszuwachsen begann. Erst auf dringendes Zureden von Hünefeld, der sich neuerdings wieder häufiger sehen ließ (seine Geschäfte hatten ihn eine Zeitlang sehr wider Willen leider zurückgehalten), hatte Opitz sich entschlossen, das Fest mitzumachen, zumal der Buchdrucker andeutete, es solle ihm bei dieser Gelegenheit die freundschaftliche Gesinnung der gesamten Einhornrunde als eine Art von Ehrenrettung zum Ausdruck gebracht werden. Wenngleich der Dichter daraufhin äußerte, es bedürfe, da er sich keines Verbrechens bewußt sei, einer solchen Ehrenerklärung gar nicht und am allerwenigsten von diesen Herren Zechbrüdern und Saufkumpanen, die wohl alle, ohne daß er ihnen damit zu nahe treten wolle, Ursache hätten, selbst an ihre Brust zu schlagen, so ließ er sich von Freund Hünefeld doch umstimmen und zu jener altstädtischen Schankwirtschaft mit

fortziehen, da es in dieser Welt nun einmal so bestellt sei, daß man mit den Wölfen heulen müsse, und heute das Fastnachtsgeheul sicherlich wahrhaft höllenmäßig sein werde.

Daß die Wirklichkeit nicht hinter dieser Voraussage Hünefelds zurückblieb, womöglich sie noch in Schatten stellte, konnten der Buchdrucker und sein Begleiter schon von weitem wahrnehmen, da ihnen aus der in einem der Hinterhöfe der engen Gasse gelegenen Schenke ein gradezu ohrenbetäubendes Heulen, Schreien und Lärmen entgegengellte, als würden ein Dutzend Kesselpauken gleichzeitig bearbeitet und dabei von hundert Dudelsackpfeifern begleitet. Opitz, dem jede derartige Raserei gegen den Strich ging, hätte sich am liebsten noch auf der zu der Schenke hinaufführenden Hühnerstiege von Hünefelds Arm losgerissen, aber da jener, der ihn kannte, nicht locker ließ, so warf er sich mit einem plötzlichen Selbstvergesen gleich einem zum äußersten entschlossenen Schwimmer mitten in die Brandung.

In dem hinter dem eigentlichen Schankraum, Nathanaels und Euphrosynes gewöhnlichem Horst, gelegenen Allerheiligsten, wo die »Einhörner« auch ihre andern soviel stilleren Zusammenkünfte abhielten, waren an Stelle eines Tisches Fässer mit Schemeln davor herumpostiert. Vor jedem Platz standen Humpen mit dickem schwarzem Bier, das der junge Bierbrauer und Sterngucker Hewelke zum heutigen Fastelabend aus des Vaters Brauerei der Einhornrunde zum besten gab. Da dieser Fastelabend eigentlich ein Vormittag war, so hatte man, um dem Tageslicht zu wehren, die Läden der vom neumodischen Tabakrauch geschwärzten Stube geschlossen und die so erzeugte nächtliche Dunkelheit wurde nur von ein paar schwelenden Talgkerzen spärlich erhellt.

Den beiden Eintretenden kreischte und gellte das schon von weitem vernommene Getöse nun mit verdoppelter Stärke entgegen, und Opitz mußte sich ein paar Augenblicke seine von Natur etwas empfindlichen Ohren zuhalten. Als er sich umblickte, sah er mit Verwunderung, daß der vollführte Höllenlärm eigentlich nur von vier Personen erzeugt wurde. Es waren dies, außer dem Einhorn-Oberhaupt Plavius, der als König Gambrinus seil kahles Haupt mit einer vielzackigen Blechkrone geschmückt hatte und eine Posaune blies, und dem in einer Alt von Magiermantel aufwartenden Gastgeber Johannes Hewelke, der einen Kessel mit einem Hammer bearbeitete, noch zwei weder Opitz noch Hünefeld von Ansehen bekannte offenbar fremde Gäste in wunderlicher Ausstaffierung. Der Ältere der beiden, ein sechs Fuß großer breitschultriger Mann von brünetter Haut- und Haarfarbe, mit tiefschwarzen Augenbrauen und einem ebensolchen bis auf die Brust herunterreichenden Bocksbart, trug einen wallenden, mit Flittergold verzierten Krönungsmantel, eine aus Pappe und Goldpapier gefertigte Königskrone auf dem Kopf, die er von Zeit zu Zeit abnahm, um sich den herunterrinnenden Schweiß von der Stirn zu wischen, sowie als Zeichen unersättlicher Mordgier ein blutbeflecktes Holzschwert an der Linken. Eine mit Blut gefüllte Schweinsblase, die oben am Griff des Schwertes befestigt war, sorgte für stetigen Zufluß neuen Blutes. Auch die Dielen der Stube

waren bereits reichlich mit Blut getränkt.

Als der Poet sich erkundigte, was dies alles bedeute und wer der dargestellte blutgierige Tyrann sein solle, erfuhr er, teils aus dessen eigenem Munde, teils von Hewelke, der ihn als Gast mitgebracht hatte, er habe da einen höchst mörderischen und unrechtmäßigen König von Schottland vor sich, der als ein Vasall des redlichen und rechtmäßigen Königs diesen aus teuflischem Ehrgeiz zu nachtschlafender Stunde meuchlings erdolcht und dessen Thron usurpiert habe, aber immer weiter durch Ströme von Blut watend schließlich durch seine eigenen Greuelthaten zu Fall gekommen und in den Höllenrachen gestürzt worden sei. Macbeth habe dieser sagenhafte Thronräuber von Schottland geheißt, und eben dieser sei nun hier in der Person des gegenwärtigen Herrn Johann Friedrich Scultetus, des Prinzipals einer Gesellschaft reisender deutscher Komödianten, wiedererstanden und gedenke nächster Tage einem hochedlen Publikum dieser weitberühmten Stadt Danzig die erschreckliche Tragödie jenes furchtbaren Tyrannen leibhaftig vorzuführen, um damit ein warnendes Exempel zu statuieren, zu welchem grausigen Ende maßloser Ehrgeiz den davon Befallenen hinzuführen vermöge. Übrigens habe besagtem Macbeth seine Gemahlin, eine Lady von höchstem schottischen Adel, bei seinen zahllosen Verbrechen schmählich assistiert, ihn wohl gar zu noch mehreren angefeuert und zur gerechten Strafe all dessen in Nacht und Wahnsinn geendet. Selbige Lady und nachmalige falsche Königin von Schottland sei gleichfalls zur Feier des Fastelabends heute hier erschienen, und zwar in der Person des jungen Herrn Antonio, dessen liebliche Physiognomie eher einer Antonia weiblichen Geschlechtes gleichzuachten sei.

Während dieser von Hewelke und Scultetus abwechselnd in übertrieben altvaterischem Stil vorgebrachten Ankündigung hatte Opitz Zeit genug, die beiden Fremdlinge in näheren Augenschein zu nehmen. Der Theaterprinzipsal, ein guter Vierziger, mochte seinen verwüsteten Gesichtszügen nach ein wirres und stürmisches Leben hinter sich haben, wie es den Söhnen dieses Zeitalters gemäß war. Anders sein junger blonder Gehilfe Antonio, der wie die liebe Unschuld aussah, so daß es Opitz in der Tat vorkommen wollte, er habe ein verkapptes junges Frauenzimmer in Männerkleidern vor sich, sehr im Gegensatz zu der ihr zugeschriebenen Rolle einer verruchten Mörderin in dem von Scultetus vorbereiteten Spektakulo.

Der Lärm der Trompeten, Posaunen, Sackpfeifen und mit Schlegeln bearbeiteten Kessel hatte inzwischen nachgelassen, weil die Kräfte der ihn allzu nachdrücklich Ausübenden vor der Zeit erschöpft sein mochten, und Plavius, der statt der Posaune jetzt zur Flöte gegriffen hatte und einige Triller darauf blies, sowie Hewelke, ein immer dienstbereiter Mundschenk und Gastgeber, sprachen fleißig dem dickflüssigen schwarzen Stoff zu, den die väterliche Brauerei in Schiffsladungen nach England ausführte und den man Porter nannte. Schon bei der erstmaligen Nennung dieses Namens war der schwarzhaarige Theaterdirektor zusammengezuckt, hatte mehrmals kostend kräftige Schlucke über seine Zunge rollen lassen und

war nur nicht mehr zu halten. Es sei, by Jove, rief er in einem englisch gefärbten Tonfall, derselbe köstliche und würzige Labetrunk, den er vor mehr als zwanzig Jahren Seite an Seite mit dem inzwischen längst verblichenen Theaterdirektor Shakespeare, dem berühmten Stückeschreiber und Komödianten, hinter die Binde gegossen habe. Denn man müsse wissen und es solle den verehrlichen Anwesenden nicht vorenthalten werden, daß er, Johann Friedrich Scultetus, vormaliger Studiosus der Gottesgelahrtheit an der Universität Wittenberg, später lange in England gelebt und sich dem Komödienspiel zugewandt habe. So habe er denn auch jahrelang jener Truppe am Globetheater zu London angehört, wo der berühmte Shakespeare sein Zepter geschwungen und sein Schäfchen ins Trockene gebracht habe. Sehr schade, daß dieser infolgedessen allzufrüh sich von den Geschäften und vom Stückeschreiben und Komödienspiel aufs Land zu den Bauern zurückgezogen und in Vergessenheit geendet habe. Man hätte sonst noch mancherlei von ihm gewärtig sein können.

Auf Opitzens interessierte Frage, ob es ebendieses auch ihm namentlich bekannten Stückeschreibers Shakespeare eigenes Originalstück Macbeth sei, das Herr Scultetus vorzuführen gedenke, verneinte dieser und gab zu, es handle sich bei seinem Macbeth um eine nachmals aus dem Gedächtnis, jedoch möglichst sinngetreu und mit vielen Verbesserungen niedergeschriebene Verdeutschung jenes englischen Originals, die man hier spielen wolle, falls ein Hochedler Rat seine Genehmigung erteile. Es sei sein eifrigstes Bestreben, beteuerte Herr Scultetus, einem hochgeschätzten Publikum, wie in andern deutschen Städten, so auch hier den Nachweis zu erbringen, daß auch deutsche Komödianten etwas vom Theaterspiel verstünden, nicht bloß die viel und über Gebühr gepriesenen englischen Spieler. Er habe in seiner Truppe eine Anzahl von ersten Kräften, die es gewißlich mit jeder Truppe in London und auf dem Kontinent aufnehmen könnten, wozu er denn auch sich selbst und seinen jungen Schüler Antonio zählen dürfe.

»Steh auf, mein Page Antonio,« befahl er, »und präsentiere dich dem hier anwesenden Meister der Deutschen Poeterei, dem Herrn Herzogl. Rat Opitz von Boberfeld, mit dem ganzen Mark und Nachdruck deiner zwanzig Jahre.«

Der junge Mann, halb als Fähnrich, halb als Page mit dem Galanteriedegen an der Seite kostümiert, schnellte bei dem Befehl seines Meisters von seinem Sitz auf und salutierte dem Dichter in soldatischer Weise, wobei er unter dessen Blicken tief errötete.

Opitz lachte und nickte dem jungen Mann zu.

»Ich dank' Euch, Herr Antonio, und hoffe, wenn Ihr nächstens Eurem Herrn und Meister als dessen Ehegемahlin bei seinen Untaten auf den Brettern zur Seite steht, daß Ihr Eure holde Person nicht allzusehr mit Blut beflecken werdet. Es wäre schade um diesen reinen Spiegel einer anscheinend unschuldsvollen Seele.«

Herr Scultetus schlug eine dröhnende Lache auf und donnerte mit der Faust auf sein Faß.

»Da hörst du's, mein Antonio! Predige ich dir nicht immerfort, dein eigentliches Fach seien nicht die augenrollenden Heroinnen, nicht die bluttriefenden Königinnen, nein, vielmehr die schmachtenden Schäferinnen, die liebegirrenden Nymphen. Äußerstenfalls noch eine sprödetuende Daphne, die sich der Umarmungen ihres Liebhabers zu erwehren sucht. Aber du willst ja nicht auf mich hören. Du willst ja immer alles besser wissen als dein alter Lehrer und Meister. Aber so ist die heutige Jugend. Stimmt Ihr mir nicht bei, hochgeschätzter Herr Opitz von Boberfeld?«

Der Dichter zuckte lächelnd die Achseln, da er den jungen Mann noch tiefer als zuvor erröten sah. Er hatte keinen Zweifel mehr, daß er eine Antonia, keinen Antonio an seiner Seite habe.

Dieser oder diese wandte sich lebhaft gegen Scultetus.

»Ich bitt' Euch, Meister, verschont mich nur mit den Schäferinnen und mit der sprödetuenden Daphne. Ihr tut ja grade, als ob ich ein Frauenzimmer wäre. Wenn Ihr mich als Lady Macbeth nicht brauchen könnt, so müßt Ihr mir den Laufpaß geben, damit ich anderswo mein Glück versuchen kann.«

Der Schwarzhaarige ließ wieder seine dröhnende Lache erschallen. Es schien eine seiner Glanznummern auf den Brettern zu sein.

»Hört nur den windigen Fant,« rief er mit seinem tiefsten Baß. »Entblödet sich nicht, seinem Prinzipal den Stuhl vor die Tür zu setzen! Statt daß er froh sein müßte, zusammen mit einem der berühmtesten Macbeths unseres Säkulums auf den Brettern agieren zu dürfen!«

Er griff nach seinem Humpen, tat einen langen und tiefen Zug daraus und schob ihn dann seinem jungen Adlatus hin.

»Da! Steige in die Kanne, Bube! Wie wir es seinerzeit auf der Hohen Schule zu Wittenberg den Füchsen als Buße zuerkantten, wenn sie allzu üppig wurden.«

Antonio, der sich dieser Buße nicht ungerne zu unterziehen schien, erwies sich durch die Länge und Tiefe seines Schlucks als würdiger Adept seines Lehrers und Meisters, so daß Opitz nun doch wieder Zweifel kamen, ob ein junges Frauenzimmer denn wirklich einer solchen Leistung fähig sei.

Die Gaststube hatte sich inzwischen mit noch mehr Gästen gefüllt, die offenbar gleichfalls zur Einhornrunde gehörten, gewissermaßen wie in der Tragödie der Alten den Chorus für die Hauptakteure, einen Plavius und andere, zu bilden schienen, zumeist übrigens Opitz unbekannt waren, da er seit langem wenig mehr in diesem Kreise erschienen war. Plavius, der als Oberhaupt der Einhörner keinem Zeremonienmeister etwas an Würde und strenger Beobachtung des Ritus nachgab, unterließ jedoch nicht, Opitz mit jedem einzelnen dieser Statisten, wie man sie wohl nennen konnte, nach Namen, Stand oder Rang genauestens bekannt zu machen, und so erfuhr der Dichter, daß die meisten von ihnen zum Lehrerkollegio des

Akademischen Gymnasii zählten, einige auch der allhier zahlreich vertretenen schreibenden und dichtenden Humanistengilde angehörten. Das dürftige Äußere so manches von ihnen ließ freilich vermuten, daß sie, mit so großem Selbstbewußtsein sie sich auch zum Hofstaat Apolls bekannten, es in seinem Dienst noch zu keinem klingenden Lohn gebracht haben mochten. Nachdem alle diese Jünger Apolls, die sich künstliche Nasen und Masken im Stil der attischen und römischen Komödien angeheftet hatten, Händedrucke und feierliche Verbeugungen mit Opitz ausgetauscht und in der engen Stube irgendwo, so gut es ging, sei es auch auf dem Fußboden, Platz genommen hatten, gebot König Gambrinus mit einer aus Urtiefen kommenden Donnerstimme Silentium, zog eine Pergamentrolle aus seinem Ornat und hub mit der Verlesung eines längeren, klangvoll gereimten Poems in Alexandrinern an, worin er nach einer kurzen Beschwörung Apolls und seiner neun Musen sehr bald auf Martin Opitz als den zu feiernden Helden dieses närrischen Fastelabends, vielmehr Vormittags, zu sprechen kam und ihn als den Fastnachtskönig der Einhornrunde begrüßte, indem er einen bis dahin verborgen gehaltenen Distelkranz zum Vorschein brachte und dies mit der Erklärung begleitete, es sei leider der für dergleichen Auszeichnungen übliche welsche Lorbeer in dieser Böötierstadt nirgendwo aufzutreiben gewesen. Denn was im vergangenen Säkulo in Welschland für einen Ariost und einen Torquato Tasso als recht befunden worden sei, nämlich die Krönung mit des Dichtergottes heiligem Lorbeer, müßte mit gutem Grund auch für den deutschen Vergil oder Ovid dieses Zeitalters als billig anerkannt werden. Aber woher diesen Lorbeer nehmen? Da sei denn ihm, Plavius, ein rettender Einfall gekommen. Er habe sich an einen ihm bekannten reichen Bauern aus dem sogenannten Stüblauer Werder, etwa vier Meilen von Danzig, mit der Bitte gewandt, ihm aus der in einer abgelegenen Ecke seines Hofraums wuchernden Wildnis von Brennesseln und Disteln eine Anzahl der schönsten Distelstauden auszuheben und selbe zu einem prächtigen Kranz winden zu lassen, damit er am heutigen närrischen Fastelabend das Haupt des Königs der deutschen Poeterei schmücke. Freund Opitz möge daher den guten Willen für die Tat nehmen und den heimischen Distelkranz anstatt des verdienten welschen Lorbeers als deutsche Dichterkrone sich aufs Haupt drücken lassen.

Opitz hatte mit etwas süßsaurem Lächeln die in feierlichem Pathos vorgetragene Rede des Einhornhüptlings über sich ergehen lassen, hielt es jedoch, als jetzt schallendes Gelächter und Händeklatschen der Runde dem Redner applaudierte, für das Beste, gute Miene zum anzüglichen Spiel zu machen und mit einem Anschein komischer Resignation den dargebrachten Dichterkranz sich selbst auf den Kopf zu setzen. Die drollige Behutsamkeit, mit der er dies tat, erregte neues Gelächter und brachte ihm die gute Meinung der großen Mehrzahl ein, so daß die Partie schon für ihn gewonnen war, ehe er noch zur Erwidering das Wort ergriffen hatte.

Eine ganz große Auszeichnung, so hub er an, sei ihm mit der Distelkrone zuteil geworden, vor allem eine gewißlich nicht erwartete, wie ihm jeder glauben werde, da er sich sonst fürsorglich mit einem Käppchen versehen hätte, um seinen Scheitel gegen die Disteln zu schützen, die mit der Dornenkrone diese Eigenschaft gemein hätten, daß ihre Stacheln für den dergestalt ausgezeichneten Träger auf die Dauer ein bißchen sehr empfindlich seien. Aber eben hierin glaube er das Tertium comparationis zu entdecken, auf das es der allverehrte König dieser Runde, der würdige Herr Plavius, alias Gambrinus, offenbar abgesehen habe, als er ihm den Distelkranz überreichte, nämlich die Dornenkrone des deutschen Poeten, die dieser zeitlebens von seinen ersten Gehversuchen auf den Pfaden zum Parnaß bis zum endlichen Erreichen des Gipfels zu tragen habe und wovor ihn auch der göttliche Musaget selbst nicht zu schützen vermöge. Es sei also dieser Distelkranz das sinnreichste Symbol für alles das, was der deutsche Poet auf seinem Erdenweg zu erdulden habe, und keiner wisse dies besser als sein edler Freund und Gönner Plavius, der es nur zu oft am eignen Leib und Leben erfahren habe. Keiner auch sei darum berufener, diesen wahrhaftigen Ehrenkranz zu tragen als Herr Plavius selbst. Vor ihm als dem Würdigsten dieser Runde trete er bescheiden in den Hintergrund, entäußere sich der unverdienten Ehre und drücke das beziehungsweise Symbol Herrn Plavius ab dem Verdientesten auf das von Apoll und allen neun Musen geweihte Dichterkopft.

Opitz hatte seine vom Anfang bis zum Schluß mit heiligem Ernst vorgetragene Erwiderung kaum beendet, als er mit zwei raschen Schritten auf den vor ihm sitzenden Dichterkollegen zutrat und kurzen Griffs den eigenen Distelkranz von seinem Kopfe weg auf das kahle Haupt des andern stülpte, so daß dieser wollend oder nicht ein lautes vernehmliches »Au!« ausstieß. Brüllendes Gelächter und stürmisches Händeklatschen, in das schließlich auch der an seiner Krone vergebens herumfingende Plavius mit einstimmte, lohnten Opitz für die geschickte und blitzschnelle Art, mit der er der von dem alten Widersacher mit offenbarem Vorbedacht gegen ihn geführten Attacke eine unerwartete Wendung gegeben und den ihm geltenden Hieb mit einem noch gelungeneren witzig pariert hatte.

»Ihr habt ihm den Distelkranz ja beinahe bis über die Ohren gestreift, geschätzter Freund!« bemerkte Hünefeld mit einem zwinkernden Seitenblick zu dem neben ihm wandelnden Opitz, als sie beide das Fastnachtsgetümmel des »Blauen Pomuchels« wieder hinter sich hatten und sich bereits auf dem Heimweg befanden. »Ich hätte Euch bei Eurer sonstigen Politesse und Delikatesse eine solche Vehemenz gar nicht zugetraut.«

»Was du tust, das tue ganz,« entgegnete der Dichter. »Und wen es juckt, der kratze sich!« Hünefeld kicherte in seiner unterirdischen Manier.

»Mich dünkt, er wird sich noch lange kratzen. Der Stacheln wird man nicht so bald ledig.«

»Ich habe mich meiner Haut gewehrt,« warf Opitz ein. »Hab's meiner Lebtag so gehalten.«

»Jedenfalls habt Ihr das Spiel gewonnen,« bestätigte Hünefeld kopfnickend. »Ihr habt die Lacher auf Eurer Seite gehabt. Darauf kommt es im Leben an.«

31

Zeitiger und mit reicherer Fülle als sonst beschenkte der Frühling die Stadt am Meer in diesem Jahre des Unheils, wie es noch lange nachher den Zeitgenossen in Erinnerung bleiben sollte. Schon Ende März schlugen Büsche und Sträucher aus, die Festungswälle und Bastionen, die die wehrhafte vieltürmige Stadt wie mit einem undurchdringlichen Panzer umschlossen, begrünten sich beinahe über Nacht, und am Sonntag Palmarum, der in die ersten Apriltage fiel, konnte man in den Gärten und Waldhängen vor der Stadt die ersten Veilchen pflücken. Man schrieb noch April, als die Obstbäume sich bereits in ihr lenzliches Weiß- und Rosa-Blütenkleid zu hüllen begannen, was seit langem nicht erlebt worden war; so daß angesichts dieser schier unwahrscheinlichen Gnade des Himmels zuerst im einfachen Volk, bald aber auch in den superklugen Patrizierhäusern bängliche und ahnungsvolle Stimmen laut wurden, dieser Überschwang von Frühling und Sonne in einer sonst so rauhen und nordischen Zone könne nichts Gutes bedeuten, Nachtfröste könnten im Mai, ja selbst noch im Juni diesem ganzen Zauber der Natur ein jähes und vorzeitiges Ende machen und wer weiß, was der Himmel sonst noch an finsterem Unheil als Zuchtrute für die sündige Menschheit in Bereitschaft halte.

Als dann um die Mitte Mai die Gestrengen Herren tatsächlich mit Frost und Schneegestöber über das Land ritten, ein weißes Laken sich über die blühenden Gefilde breitete und vom Reif einer einzigen Nacht alle Blütenkelche sich schwarz färbten, wie wenn sie der Zauberstab eines von der fernsten Thule herbeigeeilten bösen Hexenmeisters mit einem Schlage in Unkraut verwandelt hätte, da gab es nur eine Stimme, das erwartete und befürchtete Strafgericht des Himmels sei da und man habe es längst gehant und vorausgesehen. Ja, nicht genug damit, es könne auch noch weit schlimmer kommen und noch manche andere Schrecknisse könne der trüchtige Schoß der Zukunft gebären. Prophetisches Gemunkel ging von Mund zu Munde, ebenso auf den Bruderschaftsbänken im Artushof wie auf dem volkstümlichen Fischmarkt, in den feierlichen Patrizierstuben der Langgasse nicht minder als im Gewimmel der Langenbrücke, dem Standplatz der Seefahrer und der Sackträger. Eine dunkle Wolke des Unheils schien über der Stadt zu hängen und erfüllte alle Gemüter mit bangen Ahnungen.

Selbst im Kerschensteinschen Hause, das sonst wie kaum ein anderes der Stadt unter dem Einfluß der klaren, kühlen Gelassenheit seiner Herrin und der trocknen calvinistischen Vernünftlei ihres Ehegemahls, des Ratsherrn, jeder Übertriebenheit nach der einen oder andern Seite und zuvörderst dem noch allenthalben wuchernden Aberglauben abhold war, fand jene

über der Stadt lastende Stimmung offene Türen und bemächtigte sich auf dem Wege über das Gesinde bald auch der Herrin des Hauses.

Als Martin Opitz an einem der schwülen Maiennachmittage, die ganz unvermittelt auf die drei grimmigen Eisheiligen gefolgt waren, wieder einmal einen seiner seltener gewordenen Besuche im Ratsherrnhause machte, fand er die Dame Constanzia in schwere Gedanken versunken am Klavichord, von dessen Tasten ihre Hände bei seinem Kommen heruntergeglitten waren. Auf seine besorgte Frage, was denn über sie, die sonst so Heitere und Aufrechte, Niederbeugendes gekommen und ob etwa sein ungelegener Besuch schuld daran sei, erwiderte sie, das letztere verneinend, auch ihm sei gewiß jene Kehrseite der Lebensbetrachtung nicht fremd geblieben, die schon die Alten gekannt und mit »taedium vitae« bezeichnet hätten. Im Seneka habe sie bei ihren lateinischen Studien einst dieses schwermütige Wort gefunden, und es sei ihr eben wegen seines herzbewegenden Klanges seitdem in Erinnerung geblieben, ohne daß sie es jedoch jemals so recht habe nachfühlen und zu seinem eigentlichen Sinne habe vordringen können. Erst in den letzten Tagen, zumal am heutigen Nachmittag, sei ihr dieser Sinn ganz plötzlich aufgegangen, als eine tiefe Traurigkeit, der sie zuerst nicht habe auf den Grund kommen können, von ihrer Seele Besitz ergriffen habe. Erklärung suchend habe sie dann das Wort des Dichterphilosophen zu Rate gezogen. Taedium vitae. Überdruß am Leben würde die wörtliche Übersetzung lauten. Aber nein, das könne es nicht sein. Denn einen Lebensüberdruß könne sie auch beim schärfsten Hinsehen in ihrer gegenwärtigen Seelenverfassung nicht entdecken. Also müsse man eine bessere Übersetzung, ein treffenderes Wort zu finden suchen.

Ob sie es denn gefunden habe? fragte der Dichter mit lebhafter Teilnahme. Denn merkwürdigerweise seien auch ihm in eben diesen Tagen ähnliche Fragen und Zweifel aufgestiegen, wenn ihm auch nicht grade jene Wendung des Seneka dabei eingefallen sei, die er übrigens nicht mit Lebensüberdruß, sondern eher mit Übersättigung am Leben, noch besser vielleicht mit Schmerz des Lebens oder Schmerz der Welt übersetzen würde.

So könne man auch gleich am besten und einfachsten Weltschmerz sagen, meinte Constanzia, nachdenklich vor sich hinsinnend.

Wie sie doch immer den I-Punkt richtig zu setzen wisse! rief der Dichter bewundernd. Denn eben in diesem Wort liege genau das beschlossen, was der römische Philosoph mit dem seinen habe umschreiben wollen, nämlich ein gewisses unbestimmtes Gefühl von Schmerz oder Wehmut, das uns bei näherer Betrachtung des Lebensverlaufes, seiner unaufhaltsamen Flüchtigkeit und Vergänglichkeit, wohl auch seiner Nichtigkeit und Unvollkommenheit, um nicht zu sagen Überflüssigkeit manchmal bis ins Mark hinein erschauern mache.

Vielleicht sei der eigentliche Übeltäter, fuhr Opitz unwillkürlich lächelnd fort, der vielgerühmte Wonnemond, dem ja auch sonst nicht mit Unrecht mancherlei Verwirrung der

Gemüter und der Herzen nachgesagt würde. Man könne ihm daher wohl auch diese ebenbededete Seelenverfassung, dieses »taedium vitae«, diesen Weltschmerz, wie ihn Frau Constanzia benannt habe, mit auf die Rechnung setzen, ohne ihm unrecht zu tun.

Constanzia hatte nachdenklich zugehört. Jetzt schüttelte sie den Kopf.

»Mich dünkt,« sagte sie, »Ihr nehmt es gar zu sehr auf die leichte Schulter, Herr von Boberfeld, wie es nun einmal in Eurer weltläufigen Art liegt, und Ihr lenkt mir vom eigentlichen Sinn des Themas, von seiner tiefern Bedeutung ab. Seht, ich bin eine glückliche Mutter von ein paar wohlgeratenen Kindern. Ich bin auch, wenn min so sagen soll, eine glückliche Ehefrau, denn ich habe einen gradsinnigen, mir in Liebe zugetanen Mann, dem niemand Übles nachsagen kann. Ich habe einen schönen Hausstand. Alle Schränke und Truhen sind voll vom Notwendigen und darüber hinaus vom Überfluß, wie es nun mal zu einem Patrizierhaus gehört und anwachsend von Geschlecht zu Geschlecht sich gemehrt hat und nach menschlichem Ermessen sich weiter mehren wird.«

»Ihr sprecht nur von den Gütern der Welt, edle Frau, die Euer eigen sind,« warf der Dichter ein. »Und von den Gütern des Geistes schweigt Ihr, die Euch weit über alle Frauen dieser Stadt erheben und wohl über die meisten Frauen dieses Zeitalters? Aber sagt, worauf wollt Ihr hinaus?«

»Daß alles dies,« fiel Constanzia ein, »was Ihr an mir besonders zu rühmen wißt, und was ich an Gütern der Welt reichlich genug durch die Gnade des Himmels zugemessen bekommen habe, daß alles dies zusammengehäuft mich nicht glücklich gemacht hat und daß mich die Nichtigkeit alles dessen, was mich vielleicht vor vielen auszeichnet, in solchen Stunden, wo mich das taedium vitae überkommt, mit einem Schmerz bis in den tiefsten Grund meiner Seele hinein durchdringt. Wie erklärt Ihr Euch das, Herr poëta laureatus und Meister der Seelenkunde? Und wißt Ihr mir ein Rezept dagegen? Es überwältigt mich manchmal! Gleich einer schweren Krankheit! Wie eben jetzt!«

Sie brach plötzlich ab und sank in sich zusammen, den Kopf in die Hände pressend, während ein tiefer Seufzer sich ihrer Brust entrang.

»Bei allen Göttern! Ihr seid krank, edle Frau!« rief Opitz erschrocken, um sogleich, sich zusammennehmend, hinzuzufügen: »Nicht krank im gewöhnlichen Sinne, wie es ein üblicher Chirurgus oder Medikus diagnostizieren würde und vielleicht auch kurieren könnte. Nein, was Euch bedrückt und quält, sitzt tiefer als wohin irgendeine Sonde auch des kundigsten Arztes dringen kann. Es sitzt bei Euch im Gemüt. Ihr leidet am Leben!«

»Nun ja! Das taedium vitae!« erwiderte Constanzia, sich wieder aufrichtend, und erhob, indem sie sich zu einem Lächeln zwang, den Kopf. »Sorgt Euch nicht! Es ist schon wieder vorbei. Mir ist schon wieder leichter. Es war nur eben so eine furchtbare Bangigkeit in mir. Ihr müßt entschuldigen, daß ich Euch etwas vorgeklagt habe. Vielleicht liegt es an der Zeit?

An dieser schrecklichen friedlosen Zeit?«

»Die Ihr doch in einem wahrhaften Garten Eden verleben dürft, wenn Ihr Euer Geschick hier auf dieser Friedensinsel mit dem Geschick so vieler anderer Sterblichen draußen im Reich vergleicht,« entgegnete der Dichter und erhob sich mit einer Abschiedsverbeugung. »Verzeiht, wenn ich Euch verlasse. Eine dringende Korrespondenz ruft mich ab.«

Es werde ein Abschied für längere Zeit sein, bemerkte Constanzia, als sie ihm die Hand reichte, wenigstens soweit die Örtlichkeit hierbei in Betracht komme. Denn sie gedenke, schon in den nächsten Tagen die Stadt, deren Enge sie noch nie so bedrückt habe wie eben jetzt, zu verlassen und wolle, etwa bis im Herbst wieder die Blätter fallen, im väterlich Zierenbergischen Garten draußen vor den Toren einen erfrischenden und hoffentlich auch verjüngenden Landaufenthalt nehmen.

Welches letzteren sie bei Gott nicht zu bedürfen scheine, wenn man sie in höchster Lebensschöne so vor sich sitzen sehe gleich einem von der Schöpferhand eines Tizian auf die Leinwand gebannten Meisterbild, rief der Dichter mit ehrlicher Bewunderung.

»Haltet ein! Ich bitt' Euch! Haltet ein!« wehrte sie mit zum Himmel erhobenen Händen ab. »Ihr wißt, wir sind in diesem Hause nicht abergläubisch. Aber wenn ich Euch so reden höre, so überschwenglich, so ist mir immer, als müßte im nächsten Augenblick das Dach über mir zusammenstürzen oder der Blitz dicht neben mir einschlagen, und ich fürchte mich! Ihr wißt, wie die Alten es nannten.«

Opitz lächelte und nickte.

»Den Neid der Götter meint Ihr?«

Sie hatte sich erhoben und stand ihm Auge in Auge gegenüber.

»Ja! Ich fürchte den Neid der Götter. Aber mein Mann, der Ratsherr, dürfte das nicht hören. Er würde mich tüchtig ausschelten.«

Sie schwieg und sah ihn fragend an.

»Fürchtet Ihr den Neid der Götter nicht, Herr von Boberfeld?«

Opitz zuckte die Achseln, zog die Stirn hoch und sagte wegwerfend:

»Was gibt es an einem, der es in deutschen Landen weder zu Geld und Gut noch zu Weib und Kind gebracht hat, sondern höchstens zum poeta laureatus mit einem Distelkranz auf dem Kopf im Kreise närrischer Gesellen, ich frage Euch, was gibt es an einem solchen Kumpan so besonderes, das den Neid der Götter erwecken könnte!«

»Nun, geschätzter Freund?« erwiderte sie, hell auflachend. »Sollte man das, was Ihr da eben von Euch selbst aussagt, nicht mit Fug und Recht auch taedium vitae oder Welt-schmerz nennen können?«

Auf Sobbowitz wurde Geburtstag gefeiert. Es war der zwanzigste der Gutsherrin Anna von Proen, die vor drei Jahren als kaum Siebzehnjährige von ihrem jetzigen Ehemann mit einigem Ungestüm in den heiligen Ehestand entführt worden war. Mit dieser Geburtstagsfeier sei zweckmäßigerweise auch gleich die Kindtaufe ihres Zweitgeborenen zu verbinden, hatte der praktische Vater gemeint. Denn jetzt in der Ernte, wo alle Hände gebraucht würden und alle Gespanne unausgesetzt auf den Beinen seien, müsse jede unnötige Fuhr vermieden werden. Überdies dürfe man auch den polnischen Gutsnachbarn kein böses Beispiel mit Völlerei und Sauferei geben. Aber Frau Anna hatte dies als dummes Gehabe und auch als unstandesgemäß abgetan. Außerdem wenn man Kinder haben wolle, müsse man auch die Kindtaufen mit in Kauf nehmen, die nun mal dazugehören, und wenn sich der eine Teil die Mühe mache, Kinder zur Welt zu bringen, so schicke es sich, daß der andere Teil sich der weit geringeren Mühe unterziehe, dies vor aller Welt kundzutun und es sich etwas kosten zu lassen. Mit diesem Stich, der den als knauserig bekannten Feldhauptmann an seiner empfindlichsten Stelle traf, hatte sie den Disput entschieden, die Kindtaufe wurde bis nach der Ernte verschoben, und der Geburtstag der Schloßherrin sollte für sich allein gefeiert werden.

Hierzu brauchte man nicht gleich die ganze Gutsnachbarschaft einzuladen, was wiederum für den Hausherrn ein kleines Pflaster war. Jedoch bestand Anna darauf, daß Martin Opitz als langjähriger Freund des Hauses an diesem Tage nicht übergangen werden dürfe, und Proen hielt es für geraten, seiner sehr eigenwilligen Ehehälfte hierin nachzugeben. War doch der Dichter im Laufe der Jahre zu einer Art von Hausfreund in Sobbowitz aufgerückt, dessen Besuche freilich nur selten waren, eben darum aber um so höher im Werte standen. Wie weit lagen doch jene Anfälle von blinder Eifersucht des Feldhauptmanns, wenn Opitz oder Proen auf jene Zeit zurückblickten! Dieser hatte sich längst überzeugt, daß Annas einstiges Interesse für Opitz höchstens dem Dichter, kaum je dem Manne gegolten hatte und im Grunde nicht mehr als noch halbkindische Neugierde gewesen war, in jedem Falle aber, auch wenn es sich anders verhalten hätte, Annas Geschmack sich seitdem völlig gewandelt habe. Der immer gleich kühle und Abstand haltende, ironisch gefärbte Ton, den sie im Gespräch mit dem Poeten anzuschlagen liebte, war für Proen der schlüssigste Beweis, daß er vor diesem nichts mehr zu befürchten habe, und was immer er einst befürchtet haben mochte, alles nur aus törichter Einbildung und Selbstquälerei entstiegen war. Wie es Proen erscheinen wollte, war der Poet für Anna nichts weiter als ein brauchbarer Gesprächskontrahent, mit dem sie ihre beißenden und witzigen Rededuelle ausfechten konnte. So hatte der Dichter sich weniger aus Berechnung als durch angeborne Schmiegsamkeit und Fügsamkeit in weibliche Schwächen und Launen ein bequemes Plätzchen in Sobbowitz erobert.

Es bedeutete deshalb für ihn die verdiente Anerkennung eines nicht grade leicht errungenen Privilegs, daß er in diesem Jahr zum erstenmal auch eine Einladung zur Geburtstagsfeier der »schönen Anna« erhielt, wie einstmals schmeichelhafterweise ihr Spitzname in der Stadt gelautet hatte. Hiervon war freilich nicht mehr viel übrig geblieben. Selbst die nächsten Freunde des Hauses mußten zugeben, daß das einst so amazonenhafte Mädchen, dessen sieghafte Schönheit die ganze Stadt bezaubert hatte, zu einer Art von Landpomeranze geworden war, die in ihrer Art gewiß auch noch ihre Reize hatte, jedoch nichts mehr von jenem märchenhaften Glanz ihrer Mädchenzeit besaß.

Solche Erinnerungsbilder waren es, die dem Dichter durch den Kopf gingen, als er in der von dem Feldhauptmann eigens für ihn geschickten offenen Kalesche die mehrstündige Fahrt nach Schloß Sobbowitz unternahm. Es war ein strahlender wolkenloser Augustsonntag noch in der ersten hochsommerlichen Hälfte des Monats. Ein laues Lüftchen milderte die Hitze des aufsteigenden Vormittags. Es mochte von der hinter seinem Rücken jenseits der Stadt blauenden Meeresflut herüberkommen, dachte Opitz und beschloß, in den Tagen des nahenden Spätsommers wieder öfters kühlungsuchend an den benachbarten Seestrand hinauszureiten, wie er es sich in seiner Danziger Anfangszeit zur Gewohnheit gemacht hatte. Man traf auf den von der heiligen Salzflut bespülten Sanddünen nur selten einen Menschen, und schon dies verlohnte einen kurzen Ritt dorthin aus dem Gewimmel und der dumpfen Enge der Stadt, deren sommerliche Gerüche sich manchmal betäubend auf die Sinne legten.

Der erste Teil der Wagenfahrt auf der gutgehaltenen, wenn auch bisweilen sehr sandigen und staubigen Poststraße, die nach dem Verlassen der Festungswälle am Hange der die Stadt überhöhenden schönbewaldeten Hügelkette entlangführte, hatte dem Auge des Dichters eine beglückende Schau über die zu seiner Linken sich absenkende schier unabsehbare Fläche des zum Danziger Herrschaftsgebiet gehörigen Niederungslandes mit seinen in höchster Erntereife prangenden Korn- und Weizenfeldern dargeboten. »Fürwahr! Eine güldene Au ist dieses Land!« murmelte er mehrmals vor sich hin und sog den würzigen Atem, der ihm von den Niederungsfeldern entgegenwehte, begierig wie den erlesensten Wohlgeruch in sich ein. Ihm war, als müsse er sich damit von etwas ihn Bedrückendem und Beklemmendem, dem er nicht gleich auf den Grund kam, freimachen. Aber gleich darauf, als in einem großen Kirchdorf die Straße nun von der bisherigen Richtung landeinwärts abbog und er im Vorüberfahren zahlreiche Kirchgänger aus der wuchtigen, noch aus der Ordenszeit stammenden Dorfkirche herausströmen sah, fiel ihm sofort wieder ein, was die Ursache dieses ihn bedrückenden Gefühls war.

Er hatte heute morgen, da es ihn vor Antritt seiner Wagenfahrt noch zur sonntägigen Frühandacht getrieben, eine unerwartete und ihn tief erregende Begegnung vor dem Portal von Sankt Marien gehabt. In der ersten Reihe der dort – wie stets – harrenden Bettlerschaft, die

den Kirchgängern ihre Hände oder ihre Mützen almosenheischend entgegenstreckten, war ihm eine untersetzte Gestalt aufgefallen, die ihn trotz des abgewandten Gesichtes merkwürdig bekannt anmutete. Ein schreckhafter Gedanke durchzuckte ihn. Wär's möglich? Konnte ein Mensch so weit herunterkommen, so tief sinken? Seine Füße zögerten. Schon hatte er kehrtmachen wollen. Aber es war zu spät. Jene Gestalt hatte ihm ein unverkennbares Gesicht zugewandt und seine Füße trugen ihn weiter, bis dicht vor den Bettler hin. Es war sein Heidelberger Kommilitone Heiterlin, der sich jetzt Serenius nannte und, seitdem er vor Jahren ihm auf dem Bischofsberg in noch leidlicher Verfassung begegnet war, noch einige Male in zunehmender Verkommenheit seinen Weg gekreuzt hatte, ohne daß je wieder ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden war. Aber heute hatte die Überraschung ihnen beiden nun doch den Mund geöffnet. »Du bist's, Heiterlin?« hatte Opitz gemurmelt, während er die bereits gelockerte Silbermünze in die geöffnete Hand des Bettlers und Jugendfreundes drückte und die Schnapsstimme des andern die hämischen Worte sprechen hörte: »Der Herr Herzogl. Rat erinnert sich also doch noch des gemeinsamen Rinnsteins am Neckarstrand?« – »Ist das das Ende?« hatte Opitz gemurmelt und die Hand über die Augen gelegt, indes er die Kirchenschwelle überschritt und noch die Antwort des Bettlers auf seine erschütterte Frage vernahm: »Finis coronat opus, carissime.« Unter dem Gewoge der Orgeltöne, die vom Chor des mächtigen Kirchenschiffs herunter über ihm zusammenschlugen, war er in den nächsten Kirchenstuhl gesunken und hatte seiner Erschütterung lange nicht Herr werden können. Finis coronat opus! klang es immer wieder in die Orgeltöne und in die Choräle der Gemeinde hinein. Erst das Ende ist die Krönung des Ganzen, so konnte man es sich frei übersetzen. Welche Selbstverhöhnung des einstigen Studienfreundes und Dichterkollegen, der ein neuer Horaz oder Catull hatte werden wollen!

Der Gottesdienst war zu Ende gegangen, ohne daß Opitz es gewahr wurde. Erst nach geraumer Zeit war er wieder zu sich gekommen und hatte sich fast allein in dem Halbdunkel der gewaltigen gotischen Pfeilerhalle gefunden. Gesenkten Kopfes hatte er eine entlegene Seitenpforte gesucht, um dem Gespenst der Vergangenheit nicht noch einmal in den Weg zu laufen, und hatte sich in den Wagen geworfen, der ihn nach Sobbowitz bringen sollte.

Als er gegen Mittag dort anlangte, fand er zu seiner Verwunderung statt der erwarteten Geburtstagslustigkeit ernste, ja verdüsterte Gesichter. Auch der Gäste waren es nur wenige, außer Opitz selbst Bürgermeister Johann Zierenberg, der Oheim des Geburtstagskindes, mit seiner Schwester Brigitte Schwarzwald, Annas Mutter, und seiner schönen Schwiegertochter Lisbeth, der gebornen Hafferat, die vor einem Jahr in Sankt Marien des Bürgermeisters jüngstem Sohn Gottfried, Constanzias Bruder, angetraut worden war. Das Ehepaar Kerschenstein war, wie sich von selbst verstand, ebenfalls eingeladen gewesen, hatte aber absagen müssen, da den Ratsherrn in dem etwas feuchten Zierenbergschen Garten, wo er seit Mai mit

Constanzia seinen Sommersitz genommen, ein heftiger Anfall seines alten Leidens, der Gicht, an den Krankenstuhl gefesselt hielt und Constanzia nicht von seiner Seite weichen wollte. Aber nicht dies war die Ursache der allgemeinen Betroffenheit, der Opitz bei seinem Kommen begegnete. An die Kerschensteinsche Gicht war in diesem Familienkreise jedermann als an eine unvermeidliche und über die Maßen anhängliche Begleiterscheinung des Lebensalltags gewöhnt, so daß auch niemand mehr in Sorge deshalb geriet, außer Constanzia selbst, die es sich nicht nehmen ließ, ihren Eheherrn jeweils wieder gesund zu pflegen.

Woher aber mochten denn nun diese allgemeine Beklommenheit und Kopfhängerei stammen, die keinen Frohsinn aufkommen ließen? so fragte sich der Dichter, bis ihm ein plötzlicher Ausruf der Hausherrin, der lange zurückgehalten ihr offenbar gegen ihren Willen entfuhr, den erschreckenden Aufschluß gab. Was denn das für eine Art von Geburtstagsfeier sei? Mit dieser blödsinnigen Pestilenz unter den Flissacken auf der Weichsel! Als ob es nicht grade genug Flissacken gäbe und Läuse in ihren Pelzen dazu! Damit habe Ohm Zierenberg ihnen allen die Laune verdorben. Annas unbedachter Ausruf schien allen Anwesenden die Zunge gelöst zu haben, als habe jeder nur auf ein solches befreiendes Wort geharrt, um seine Meinung kundzutun. Das allgemeine Stimmengewirr der sich kreuzenden und widersprechenden Meinungen wurde übertönt von der gebietenden Stimme des Alten, der solche Situationen zu meistern gewöhnt war. Was denn so einem jungen Keichel einfallt, in die ernstesten Angelegenheiten der Erwachsenen hineinzukrähen, knurrte er noch halb humoristisch seine Nichte an. Doch diese, nun einmal im Zuge und kriegerisch gestimmt wie immer, war nicht in der Laune, sich über den Mund fahren zu lassen und protestierte, sie sei zwanzig Jahre, habe zwei Jungen in der Wiege, und sei somit schon eine ganz ausgewachsene Klucke, die im Hühnerstall mitgackern dürfe. Dabei sah sie sich herausfordernd im Kreise um und blieb schließlich mit ihrem Blick auf dem ihr grade gegenüberstehenden Dichter haften. Auch er mache ein Gesicht wie sieben Wochen Regenwetter. Ob er denn gar so große Angst habe, sich von den Flissacken, mit denen er auf seinen vielen polnischen Reisen offenbar dicke Freundschaft geschlossen habe, die Pestilenz zu holen?

»Mein Leben steht in Gottes Hand, edle Frau,« gab der Poet mit ungewohntem Ernst zurück, »und wenn es mir durch seinen Ratschluß bestimmt ist, von einem Flissacken oder einem Bofke, wie man sie hier nennt, oder sonst einem Herumtreiber mir die tödliche Kontagion zu holen, so wird es geschehen, ob ich gleich meiner Lebtag noch keinen Bruderkuß oder Händedruck mit einem Flissacken oder ähnlichen Brüdern getauscht habe.«

»Oho! So feierlich, Herr Herzogl. Rat?« rief Anna und schlug eine helle Lache auf. »Das klingt ja beinah wie Eure eigene Traueranzeige in Hünefelds Zeitungsblatt.«

Frau Brigitte Schwarzwald, Annas Mutter, hatte die Zuspitzung des Gesprächs mit zunehmender Unruhe verfolgt. Jetzt hielt es sie nicht länger. Sie schlug mit der flachen Hand auf

den Tisch und schrie:

»Halte den Mund, du ungezogenes, ungehobeltes Geschöpf! An dir sind auch nicht genug Ruten entzweigegangen!«

Anna nickte mehrmals mit gut gespielter Reue.

»Eure Schuld, Frau Mutter! Nicht die meine! Warum habt Ihr mein Sitzfleisch oder meine vier Buchstaben allzusehr geschont? Es war ja alles da!«

»Jetzt wird es mir aber zu bunt!« rief Frau Brigitte in das etwas betretene Schweigen hinein, das diesen Worten ihrer Tochter folgte. »Ich geh' meiner Wege! Ich kann das unanständige und lästerliche Geplapper nicht länger mitanhören! Wo wir die Strafe des Herrgotts für alle unsere Sündhaftigkeit, die Pestilenz, schon beinah' vor der Haustür haben!«

Damit stand sie auf und wandte sich zur Tür, wurde aber von Proen, der ebenfalls aufgesprungen war, mit einer beschwörenden Handbewegung zurückgehalten.

»Ihr dürft es nicht krummnehmen, Frau Schwiegermutter. Seht Ihr nicht, wie der Übermut ihr aus den Augen blitzt? Sie ist ja auch noch ein halbes Kind.«

»Übermut! Halbes Kind!« wiederholte Frau Brigitte mit neu aufsteigendem Ärger, ließ sich jedoch von ihrem aufs höchste geschätzten Schwiegersohn willig wieder auf ihren Platz führen. »Mit zwanzig Jahren! Halbes Kind! Hat selbst schon zwei Kinder!« murrte sie weiter. »Wenn ich so denk', als ich zwanzig war ...! Der Übermut vergeht einem! Halbes Kind ...!« Sie schüttelte wiederholt den Kopf, blieb aber an des Schwiegersohns Seite gehorsam sitzen.

Anna hatte sich erhoben und trat in soldatischer Haltung vor ihren Mann hin.

»Halten zu Gnaden, Herr Feldhauptmann!« sagte sie salutierend. »Aber das halbe Kind verbittet sich dero Anzüglichkeiten!«

Proen lachte.

»Meldung zur Kenntnis genommen! Soldat abtreten!« kommandierte er. »Heute abend zum Befehlsempfang wieder antreten!«

Anna salutierte von neuem.

»Zu Befehl, Herr Feldobrist in spe!« schmetterte sie und trat mit einer wohl gelungenen soldatischen Kehrtwendung ab und auf ihren Platz zurück.

Alle lachten und auch Opitz lachte mit, ob ihm gleich nicht grade danach zumute war. Nur Frau Brigitte konnte ihres Unmuts noch immer nicht Herr werden und schüttelte mißbilligend abermals den Kopf.

»Ihr habt nicht so ganz unrecht, Herr Schwiegersohn,« sagte sie zu dem neben ihr Sitzenden. »Sie ist wirklich noch ein halbes oder eigentlich ein ganzes Kind. Wann wirst du mal vernünftig werden, Anna?«

»Wenn Weihnachten auf Pfingsten fällt, teuerste Frau Mutter,« gab sie prompt zurück, »und Pfingsten auf Weihnachten.«

»Also wohl niemals?« seufzte Frau Brigitte resigniert.

»Aber sie ist doch köstlich, Frau Tante!« rief die jungverheiratete Lisbeth, geborne Hafferrat, über den Tisch herüber. »Wenn man nach drei Jahren Ehestand noch einen so guten Humor und Witz hat! Ich habe meinen Gottfried, Euren Neffen, jetzt ein Jahr und komme mir an seiner Seite schon schrecklich ehrpusselig vor. Ich wünschte, ich könnte noch so lachen wie du, Anna.«

»Alles nur Galgenhumor, Lisbeth!« rief Anna zurück und lachte hell und grell auf.

Durch dieses Wort und dieses Lachen schien der Schleier künstlicher Lustigkeit, der sich über den ganzen Kreis gebreitet hatte, mit einem Schlage zerrissen zu sein.

»Ja, alles hat seine Zeit,« sagte der Bürgermeister und stand auf. »Wer mich kennt, weiß, daß ich meiner Lebtag kein Feind von einem guten Spaß gewesen bin und auch bis dato nicht bin. Aber wo der Ernst anfängt, hört der Spaß auf, und deshalb muß ich es auch dem Herrn Herzogl. Rat kund und zu wissen tun, was ihr andern schon von mir gehört habt, als ich mit der Nachricht ins Haus platzte und dir, Anna, und Euch, mein lieber Feldhauptmann, einen Strich durch Euer schönes Fest und Eure wohlgemeinte Einladung machen mußte.«

»So ist es denn wirklich und wahrhaftig Tatsache, Eure Magnifizenz?« fiel Opitz erregt ein, als Zierenberg einen Augenblick schwieg. »Wir haben die Pestilenz in Eurer wohlloblichen Stadt?«

»Ja, so ist es, Herr Herzogl. Rat!« erklärte Zierenberg mit fester Stimme. »Ihr habt das Wort gesprochen, das von keinem gern gehört wird und dawider doch kein Herumdrücken hilft. Unsere Hoffnung steht bei dem Allmächtigen im Himmel, daß er uns aus dieser Not und Pein nach seinem Dafürhalten heraushelfen und es mit einem kleinen Strafgericht und kleinen Denkkettel für unsere Stadt und uns alle sein Bewenden haben möge. Feldhauptmann, laßt meinen Wagen anspannen! Ich fahre nach der Stadt zurück und wer will, kann mitfahren. Ich habe Platz.«

Durch die engen, in der Augusthitze dampfenden Gassen der alten Reichs- und Hansestadt schreitet Seine großmächtige Majestät der Schwarze Tod.

Wo er mit seinem knöchernen Finger anklopft, da schützen weder Schlösser noch Riegel. Wie von einem Donnerschlage springen die sichersten Türen, die festesten Tore auf. Die Elendshütten der Armut, die Prunkstuben der Patriziergeschlechter öffnen sich seinem Verwesungshauch, der die Menschenkreatur zwischen heute und morgen aufs Sterbelager wirft. Fast unaufhörlich erklingt von allen Türmen der Stadt mahnendes Sterbegeläut und scheucht die zitternde Menschenherde in die weitgeöffneten Gotteshäuser, wo sich die noch verschont Gebliebenen, Männer und Frauen, reich und arm, eine nicht abreißende Kette von Bußfertigen, zum Empfang des Abendmahls drängen, dem letzten vielleicht vor dem nahe drohenden Ende. Handel und Wandel stocken. Alle irdischen Gedanken verkriechen sich vor den

Visionen des letzten Gerichts.

Von früh bis spät sind die Pforten der Kirhhöfe aufgetan, um ihren schweigsamen Gästen, die in schwankenden Särgen herannahen, sicheren und dauerhaften Unterschlupf zu gewährleisten. Aber bald genug übersteigt die Menge der Ankömmlinge die Zahl der vorhandenen Unterkünfte, so daß draußen vor den Toren neue und größere Empfangsräume angelegt werden müssen, die man einst Pestfriedhöfe nennen und mit Grauen in großem Bogen umgehen wird. Nur klein ist jedesmal die Zahl der Leidtragenden und wird von Tag zu Tag kleiner, denn ganze Familien sind zusammengeschmolzen und schmelzen weiter zusammen bis auf ein paar letzte, die auch schon des letzten Rufs der Posaunen gewärtig sind.

Sargtischler haben große Zeit wie die Totengräber auch, zimmern Säрге auf Vorrat und arbeiten im Schweiß ihres Angesichts. Pestchirurgen, Pestbarbiere, Pestpriester, Pestträger, Pestweiber, auch Pestmütter genannt, sind gesuchte Leute, denen doch jeder gern aus dem Wege geht, bis es noch an ihn kommt. Sie bilden eine eigene Klasse von Menschen, die teils von Berufs wegen, teils des Geldverdienens und künftiger Versorgung halber, manche auch aus Christenpflicht und frommem Erbarmen oder weil sie in dieser Welt nichts mehr zu verlieren haben, sich der Erkrankten und Sterbenden annehmen und gewiß selbst ihre Rechnung mit dem Himmel und mit dem Tod bereits abgeschlossen haben. Aber auch unter ihnen sind Galgenvögel und Frevler, die einzeln oder bandenweise in die mit den weißen Kreuzen oder weißen Laken gekennzeichneten Pesthäuser eindringen und von Gesunden wie von Kranken Gelder erpressen mit der Drohung, sie in die gefürchteten Lazarette und Quarantänequartiere einzuliefern, falls sie sich nicht loskaufen. Es ist der Auswurf der Menschheit. Die Aasgeier des Schwarzen Todes sind es, die aus der Ernte des großen Sterbens die niedrigste und verwerflichste Art von Erwerb ziehen. Galgen und Rad warten am Ende ihres Wegs auf sie, wenn sie nicht schon vorher, behaftet mit den blauschwarzen Flecken und Beulen, den Wahrzeichen der Pestilenz, ins Grab sinken.

Alle Bande von Sitte, Pietät, Menschlichkeit beginnen sich zu lockern oder vollends zu lösen. Kinder trennen sich von den Eltern, Eltern von ihren Kindern, der Mann von der Frau und die Frau vom Manne, wenn die Kontagion, wie man die Ansteckung nennt, einen der beiden Teile niedergeworfen hat. Vergebens mahnt die Obrigkeit zu Ruhe und Besonnenheit, warnt vor kopfloser Angst, vor blinder Panik, alldieweil sie der gefährlichste Nährboden eben jener zu fürchtenden Kontagion sind und das in der Flucht gesuchte vermeintliche Heil in sein grades Gegenteil verkehren.

Aber alle Belehrungen, alle Aufrufe sind umsonst. Schon beginnt die Flucht aus der Stadt aufs Land und, was noch schlimmer, vom Land in die Stadt. Denn wenn schon die Gassen der Stadt mit allen ihren aus den Häusern hinausbeförderten Resten und Abfällen des täglichen Lebensverlaufs, mit dem ganzen stinkenden Unrat von Menschen und Tieren zumal in

Sommerszeit als ein gefährlicher Ansteckungsherd zu erachten sind, dem man durch mehrmals tägliches Ausräuchern mit angezündeten Kaddig-, Eichen- und Eschenzweigen und wohl auch mit anbefohlenem Ausräumen des Unrats beizukommen sucht: um wieviel ansteckender sind die Dörfer mit ihrem niemals gelüfteten und gesäuberten Katen, bewohnt von halbvertiertem polnischem oder kaschubischem Volk, das von Ungeziefer bedeckt zwischen Schweinekofen, Misthaufen und Jauchentümpeln haust und einmal im Jahr, wenn überhaupt, sein Hemd wechselt. Kann es ein reicheres Erntefeld für die Sense des Schwarzen Todes geben, als diese noch im Bannkreis der Stadt gelegenen fremdvölkischen. Dörfer?

Strengste Abspernung steht seit je als oberstes Gebot auf allen Pestreglements von Behörden und Obrigkeiten in Stadt und Land. Denn die Erfahrung früherer Geschlechter, die noch im Bewußtsein der Enkel fortlebt, hat gelehrt, daß die fürchterliche Seuche, wenn sie auch von der vergifteten Luft herkommen mag, sich am leichtesten und schnellsten durch körperliche Berührung, durch Kontagion überträgt, weshalb man sie auch selbst so benennt.

Wider die Kontagion aber hilft nur das eine einzige Mittel, daß man die Stadttore verschließt, auf den Landstraßen und vor den Dörfern die Schlagbäume herunterläßt und jedem Fremden, ob reich, ob arm, wes Standes er auch sei und aus welchem Grund er auch kommen möge, den Zutritt durch aufgestellte Wachen verwehrt und gleicherweise auch in die mit den weißen Kreuzen und weißen Laken gekennzeichneten Häuser keinen hinein- und keinen aus ihnen herausläßt.

Deshalb häufen sich manchmal in diesen von des Allmächtigen Strafgericht am schlimmsten heimgesuchten Stätten die Leichen der der Pestilenz Erlegenen so sehr, daß die noch übrigen Lebenden sich in die letzten freien Ecken drücken müssen, bis die Pestkerls oder Pestträger um Einlaß an die Türen hämmern und in den mitgebrachten Särgen die Leichen ohne viel Umstände zu den Massengräbern hinpraktizieren.

*

Als Martin Opitz am Spätnachmittag jenes hochsommerlichen Augustsonntags an der Seite des Bürgermeisters Zierenberg von Schloß Sobbowitz nach Danzig zurückkehrte, fanden sie das Stadttor bereits geschlossen und mit Wachen besetzt, die die Ankommenden scharf auf verdächtige Anzeichen visierten und erst nach umständlichen Fragen über das Woher und Warum der Fahrt den Weg freigaben.

Zierenberg hatte sich dem Inquisitorium ohne ein Zeichen der Ungeduld und ohne mit der Miene zu zucken unterzogen und nickte beim Weiterfahren befriedigt vor sich hin. So gehöre es sich, erklärte er dem nicht wenig verwunderten Poeten, der die sonst so selbtherrliche Natur des Alten gar nicht wiedererkannte. Denn was hätte wohl, fuhr er fort, das ganze heute von ihm erlassene Reglement für einen Zweck, wenn es nicht auch auf ihn selbst Anwendung fände, und wenn etwa Rang und Stand darüber zu entscheiden hätten, wer als gesund zu

befinden sei und wer nicht, als ob ein Bürgermeister oder ein Herzogl. Rat vom Herrgott in persona einen Freibrief gegen die Pestilenz in der Tasche trügen und gegen alle Kontagion gefeit seien. Vor bald vierzig Jahren, zur Zeit des letzten großen Sterbens hier in Danzig, A. D. 1602, habe so mancher von den Ratsherren und von den regierenden Familien Freund Hein, der mit seiner Sense herumgezogen sei, den Zoll der Sterblichkeit bezahlt und nicht anders werde es auch diesmal zugehen. Da hülften weder Amt und Würden noch Titel und Ordenszeichen. Man müsse vor seinem himmlischen Richter stehen, der diese Strafe ob unserer Sündhaftigkeit eigens heruntergesandt habe, und jeder tue gut daran, seine irdische Rechnung abzuschließen und sich in Bereitschaft zu halten.

Es waren die letzten Worte, mit denen der Bürgermeister sich von Opitz verabschiedete und ihn vor seinem Hause absetzte. Sie klangen noch in seinem Ohr nach, als er schon in seiner Stube stand und sich, abgespannt wie er war, auf einen Stuhl fallen ließ. Ihn fröstelte plötzlich, obwohl es heiß und drückend in der Stube war. Er wollte die Fenster öffnen. Aber da fiel ihm ein, daß ja die Luft da draußen vergiftet sein sollte und man besser daran täte, sie nicht erst hereinzulassen. Im Vorbeifahren waren ihm auch die da und dort in den Gassen qualmenden Holzstöße von Wacholder- und Eichenzweigen aufgefallen. Es sollten luftreinigende Schutzmittel gegen die Seuche sein, hatte ihm Zierenberg weitläufig auseinandergesetzt.

Nein! Es konnte kein Zweifel mehr sein. In der Stadt war die Pest.

Opitz hatte in angebornem Leichtsinn, der ihm vor den Nachtseiten des Daseins die Augen verschloß, zuerst durchaus nicht daran glauben wollen und sich an die Hoffnung geklammert, es handle sich um nichts weiter als ein wildes Gerücht, wie ihrer so viele in aufgeregten Zeiten, gleich dieser heutigen, als plötzlich einfallende Nebelschwaden durch das Land zogen, die Geister der Menschen verwirrten und mit einemmal sich in nichts auflösten. So werde es auch diesmal wieder sein.

Aber dieses Argument hatte vor den sehr bestimmten Angaben des Bürgermeisters, daß die Seuche von Polen her mit den die Weichsel herunterkommenden Holztraften eingeschleppt sei, nicht standhalten können. Die Zahl der erkrankten polnischen Flößer oder Flissacken, die man an Land gebracht und in eigenen Baracken draußen am Strom abgesperrt hatte, sprach zu vernehmlich dagegen. Wie von hier aus die Kontagion den Weg in die Stadt nehmen können, sei freilich ein Rätsel. Aber daß bereits eine nicht geringe Anzahl von Pestfällen, die mit Tode geendet hätten, zu verzeichnen sei, diese Tatsache sei nicht aus der Welt zu schaffen, so hatte der Bürgermeister geschlossen.

Opitz fröstelte es unwillkürlich von neuem. Er fühlte sich plötzlich schwach und elend. Sollte dies der Schluß werden?

Er erinnerte sich, daß er auf seiner lebenslangen Wanderschaft durch Europiens Lande so

manchesmal sich die Frage gestellt hatte, von welcher Art wohl das einstige Ende der langen Mühsal sein werde und an welchem Punkt des *ortis terrarum* auf den Wandermüden die letzte Heim- und Ruhestätte harre. Sollte er sie so bald schon gefunden haben und der Herr über Leben und Tod, das flammende Schwert in den Händen, habe sein Donnerwort »Bis hierher und nicht weiter!« über ihn gesprochen? Er drückte den schmerzenden Kopf in die Hände und starrte vor sich hin. Es war, als sei der Faden seiner Gedankenspule plötzlich abgewickelt oder mit einem Ruck zerrissen, und es gebe kein Denken mehr. Aber war nicht auch dies schon Denken?

Er sprang auf und machte ein paar Schritte durch die schon dunkelnde Stube. Licht! Licht! rief eine innere Stimme ihm zu. Er trat an seinen Arbeitstisch und entzündete die Öllampe. In der Tat! Die Stimme hatte recht gehabt. Die Helligkeit, so schwach sie auch war, tat ihm wohl. Er konnte wieder freier atmen. Die Beklemmung, die er eben auf der Brust gespürt hatte, war wie ein Gespenst vor dem Licht gewichen.

Sein Blick fiel auf die Arbeit, die er heute morgen auf dem Tisch zurückgelassen hatte. Es war ein Werk der Gelehrsamkeit. *DACIA ANTIQUA* stand von seiner Hand in feierlichen Majuskeln auf dem Umschlag des kompendiösen Faszikels geschrieben. Er hatte sich in den letzten Monaten mit dem ganzen Feuereifer, den neue Pläne immer in ihm entbrennen ließen, an dieses seinen rastlosen Geist fesselnde Thema gemacht, für das er aus dem Erfahrungsschatz seiner siebenbürgischen Jahre so manche den schwierigen Stoff belebende Einzelheiten schöpfen und allerlei Lichter aufsetzen konnte. Aber von den zahlreichen altrömischen Inschriften und den Funden frühgermanischen und frühsarmatischen Volkstums in dieser von Trajan eroberten römischen Provinz war ihm der Gegenstand ins Ungemessene geschwollen, sodaß sein nun einmal auf das Maßhalten bedachter Geist wie in plötzlichem Schreck davon abgelassen hatte und die Arbeit nun als ein unbewältigter Torso vor des Dichters Augen auf dem Tische lag. Sollte er noch immer mehr Inskriptionen römischer Imperatoren aufeinanderhäufen? Wem war damit gedient? Der lange ersehnte Lehrstuhl an einer der Hohen Schulen des Reichs, etwa an der Wiener oder Prager Alma Mater, der dem Verfasser der Schrift von der »Deutschen Poeterey« seiner Meinung nach schon vor zwanzig Jahren gebührt hätte, würde ja doch niemals kommen, würde wohl immer nur ein trügerischer Wahn bleiben. In jähem Überdruß griff er nach dem verwünschten Faszikel, an den er so viele kostbare Lebensstunden verschwendet hatte, und schleuderte ihn in weitem Schwung an die Wand, wo er in ein offenstehendes Schubfach mit alten Papieren fiel. Mochte er da einer seligen Urständ entgegen schlummern!

Und doch war es schade darum! sagte er sich im gleichen Augenblick. Wie manche von seinen Danziger Freunden und Verehrern hatten das im Werden begriffene gelehrte Opus der *Dacia Antiqua* bereits in Händen gehabt und waren des Staunens, waren der Bewunderung

voll gewesen über die in dem Opus aufgehäufte Gelehrsamkeit aller Gebiete der Historie, der Archäologie, der Paläographie und Diplomatik. Man hatte ihn einen Polyhistor genannt, wie es keinen zweiten in deutschem Landen mehr gebe, und ihn den größten Geistern der Humanistengilde, einem Konrad Celtes, einem Erasmus, einem Baco beigesellt, die alle längst im Elysium weilten und nun in ihm den einzigen würdigen Nachfolger gefunden hätten. Und er selbst? Hatte er diesen Schmeicheltönen jener Lobredner nicht willig genug sein Ohr geliehen? Waren sie nicht Musik für ihn gewesen? Hatte nicht auch der oder jener seiner hohen Gönner (...)

*

Kurz vor Vollendung des Romans starb der Autor am 30. November 1944.